



Wildnis zwischen Natur und Kultur: Perspektiven und Handlungsfelder für den Naturschutz



Laufener Spezialbeiträge 2010

**Wildnis zwischen Natur und Kultur:
Perspektiven und Handlungsfelder für
den Naturschutz**

ISSN 1863-6446
ISBN 978-3-931175-93-1

Herausgeber:
Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege (ANL)
2010

Einführung in den Tagungsband	Ursula SCHUSTER	3
Teil 1		
Wildnis und Ökologie		
Das Verhältnis von Wildnis und Ökologie	Ludwig TREPL	7-13
Was soll der Naturschutz schützen? Wildnis oder dynamische Ökosysteme? Die Vermischung kultureller und naturwissenschaftlicher Perspektiven im Naturschutz	Annette VOIGT	14-21
Teil 2		
Wildnis und Nationalparke		
Kann Wildnis simuliert werden? Widersprüche in Nationalparkzielen	Wieland ELFFERDING	25-33
Der Prozessschutzgedanke in Deutschland: Seine Ursprünge, seine Verfechter, seine Argumentation	Ursula SCHUSTER	34-42
Teil 3		
Wildnis und Gesellschaft		
Wildnis morgen – Szenarien zukünftiger Wertschätzung	Cordula KROPP	45-52
Was aber ist Wildnis? – Wildnis und kulturelle Vielfalt. Wildnis-Naturverständnisse in anderen Kulturen und von Menschen mit Migrationshintergrund	Christine KATZ	53-61
Teil 4		
Wildnis und Nachhaltigkeit		
Wildnis entwickeln – sich entwickeln – sich entwickeln lassen. Entwicklung und Prozess in Konzepten nachhaltiger Entwicklung	Adelheid BIESECKER	65-72
Wildnisgebiete – Möglichkeitsräume für nachhaltige Entwicklung? Potenziale von Wildnis für einen integrativen Zugang zur nachhaltigen Regionalentwicklung	Sabine HOFMEISTER	73-82
Teil 5		
Wildnis und wilderness		
Die Idee der <i>wilderness</i> in den USA	Torsten KATHKE	85-91
<i>Wilderness</i> – zur philosophischen Basis einer ästhetischen Naturidee	Anne HASS	92-98
Internationalisierung des Wildnisschutzes – Probleme und Chancen	Vera VICENZOTTI	99-106
Publikationen und Neuerscheinungen der ANL/Publikationsliste		107-111
Impressum	hintere Umschlag-Innenseite	

Wildnis zwischen Natur und Kultur: Perspektiven und Handlungsfelder für den Naturschutz

Beiträge der Tagungen in Freising (2008) und in Ludwigsthal (2009)

In den 1990er Jahren rückte man im Naturschutz erstmals von traditionellen, statischen Schutzkonzepten ab. Seit dieser Zeit werden Leitideen diskutiert, die auf eine ungelinkte Entwicklung von Natur abzielen. In diesem Zusammenhang entstand die Forderung, die Dynamik der Natur zuzulassen und weitgehend unkontrollierte Prozesse zu schützen. Diese Konzepte schienen zunächst nur für Kernzonen von Nationalparks zu passen. Doch mittlerweile wird auch für andere Naturschutzgebiete mit dem Schlagwort Wildnis geworben, auch wenn viele dieser Gebiete eigentlich von Jahrhunderte langer Nutzung geprägte Kulturlandschaften repräsentieren. Jüngst wird „Wildnisschutz“ in Deutschland auch in der bundesweiten Biodiversitätsstrategie thematisiert.

Was Wildnis eigentlich ist, wie sie daher zu schützen ist und welchen Nutzen oder Wert sie für Menschen haben kann, blieb dabei oft bemerkenswert unklar. Um Klarheit in diese Fragen zu bringen, führte die Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL) bereits Ende der 90er Jahre zwei Tagungen zum Thema Wildnis durch: „Wildnis – ein neues Leitbild“ und „Schön wild sollte es sein“. An die Diskussionen und Ergebnisse dieser Tagungen sollte angeknüpft werden.

Deshalb veranstaltete die ANL im Jahr 2008 in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Technischen Universität München und im Jahr 2009 in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Tutzing, der Leuphana Universität Lüneburg und dem Nationalpark Bayerischer Wald Tagungen in Freising beziehungsweise Ludwigsthal, die einen kulturwissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Blick auf die aktuelle Debatte um Wildnis in der Naturschutz- und Kulturlandschaftsdiskussion im Mittelpunkt hatten. Die Veranstaltung in Freising mit dem Titel „Wildnis als Kulturaufgabe“ hatte die Prämisse, dass Wildnis als ein kulturell konstituierter Gegenstand kulturwissenschaftlich betrachtet werden muss. Es wurde der Frage nachgegangen, wie der Naturschutz diese Aufforderung umsetzen kann.

Die Tagung in Ludwigsthal mit dem Titel „Nachhaltig wild?“ war zudem gesellschaftswissenschaftlich ausgerichtet und stellte sich die Frage, ob und wie Wildniskonzepte zu einer nachhaltigen Entwicklung beitragen können.

Aufgrund der großen Resonanz, der Vielfalt der diskutierten Themen, der Aktualität sowie aus der Notwendigkeit heraus, bestimmte Fragen einer breiten wissenschaftlichen Diskussion zu stellen hat sich die ANL entschlossen, ausgewählte Beiträge zum Thema Wildnis in diesem Band herauszugeben.

Der Band gliedert sich in fünf Teile. Im ersten Teil wird das Verhältnis von Wildnis und Ökologie thematisiert. Der zweite Teil analysiert die Idee Wildnis in der speziellen Anwendung in Schutzkonzepten von Nationalparks. Der dritte Teil bietet einen Einblick, welche unterschiedlichen Wertschätzungen von Wildnis in unserer Gesellschaft existieren und wie sich diese wiederum im Naturschutz manifestieren lassen. Der Teil „Wildnis und Nachhaltigkeit“ geht der Frage nach, inwieweit Wildniskonzepte und Wildnisprojekte in der Lage sind, Impulse für eine nachhaltige Entwicklung in einer Region zu geben. Der abschließende fünfte Teil gibt einen Einblick auf die Idee und die Rolle wilder Natur in den USA. Dieser *wilderness* wird oft eine Vorreiterrolle für Wildnis als Kulturaufgabe zugeschrieben, von der man in punkto Wildnisschutz zu lernen hofft.

Ohne Zweifel sind die Herausforderungen für alle, die sich in ihren verschiedenen Disziplinen um den Schutz und die Entwicklung von Wildnisgebieten bemühen, komplex und anspruchsvoll. Die hier veröffentlichten Beiträge zeigen aber, dass es sich hierbei, unabhängig vom jeweiligen Verständnis, wie Wildnis konstituiert ist, um ein lohnendes Ziel handelt und um eins, dass durch die zunehmende gesellschaftliche Wertschätzung von Wildnis hochaktuell ist. Es zeigt sich aber auch, dass weiterhin Forschungsbedarf dazu besteht, wie sich in Naturschutzzielen und Landschaftsschutzkonzepten, der Leitgedanke Wildnis in der Gesellschaft nachvollziehbar begründen lässt.

Mein ausgesprochener Dank gilt allen Kooperationspartnern für die Organisation und die Durchführung der entsprechenden Tagungen.

Ich danke außerdem allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und hoffe, dass die anregenden und gewinnbringenden Impulse und Diskussionen der Tagungen durch die Leserinnen und Leser weitergetragen und weiterentwickelt werden können.

Laufen im Oktober 2010



Ursula Schuster

Das Verhältnis von Wildnis und Ökologie

Ludwig TREPL



Abbildung 1: Im Naturschutz gilt Wildnis als Sache der Ökologie. Doch kann diese Naturwissenschaft tatsächlich Aussagen darüber machen, welche Art von Natur unter welchen Bedingungen in unserer Gesellschaft als Wildnis gilt? Kann die Ökologie Wildnis überhaupt zum Gegenstand haben? Der folgende Beitrag gibt Antworten. Im Bild die „Bergwildnis“ des Wimbachgries im Nationalpark Berchtesgaden (Foto: Walter Joswig, 2003)

Zusammenfassung

Der Naturschutz geht davon aus, dass Wildnis eine Sache der Ökologie sei. In diesem Beitrag wird gezeigt, dass nicht die Naturwissenschaft Ökologie definieren und erforschen kann, was unter welchen Bedingungen als Wildnis gilt, sondern nur Kulturwissenschaften. Zur Verdeutlichung dieses Zusammenhangs wird in die Ökologie als Wissenschaft, als ein kognitives Gebilde und in die Ökologie als Disziplin, als ein historisches Faktum unterschieden.

Wildnis als *Wildnis* war immer ein Kulturgegenstand von dem Moment an, als sie wegen ihres *wilden Charakters*

das Interesse auf sich zog. Es wird dargelegt, dass man in der naturschutzbezogenen Planungspraxis nur dann angemessen auf Wildnis reagieren kann, wenn die kulturellen Bedeutungen von Wildnis offengelegt werden. Durch eine derartige kulturwissenschaftliche Analyse der Bedeutungen wird es möglich, Diskussionen im Zusammenhang mit Wildnis in der Naturschutzpraxis zu ordnen und zu strukturieren und die je unterschiedlichen Bedeutungen zu verstehen.

Einführung

Im Naturschutz gilt Wildnis primär als Sache der Ökologie. Viele, die sich als Naturschützer mit Wildnis beschäftigen, kommen aus der Ökologie oder fühlen sich ihr zugehörig. Ihnen wird vermutlich die Frage, der ich nun nachgehen werde, zunächst rä-

selhaft und unverständlich erscheinen. Die Frage ist nicht nur, ob die Wissenschaft Ökologie für den Gegenstand Wildnis alleine zuständig ist oder ob immer auch andere Wissenschaften hinzugezogen werden müssen. Die Frage ist auch, ob die Ökologie Wildnis überhaupt zum Gegenstand haben kann.

Ich vertrete folgende **Thesen**:

(1) Wildnis als Wildnis kann nicht Gegenstand der Ökologie sein. Die Ökologie kann darum auch *nichts* darüber aussagen, unter welchen Bedingungen man ein Gebiet eine Wildnis nennen kann. Sie kann das nicht definieren und nicht herausfinden. Und sie kann folglich auch nicht herausfinden, was man machen müsste, damit man ein Gebiet eine Wildnis nennen kann.

(2) Man wird auf die Sehnsucht nach Wildniserfahrungen in der naturschutzbezogenen Planungspraxis nur sinnvoll reagieren können, wenn die *kulturellen* Bedeutungen in ihrer Vielfalt *wissenschaftlich* erforscht sind.

Diese Thesen werde ich erläutern und begründen.

Dem naheliegenden Einwand, in einer Wildnis gebe es doch Tiere und Pflanzen, die untereinander und mit ihrer abiotischen Umwelt in Wechselwirkung stünden, und genau das zu untersuchen sei definitionsgemäß die Aufgabe der Ökologie, möchte ich zunächst mit einer Analogie begegnen.

Musik besteht aus Tönen und Töne sind Schwingungen – der Luft oder einer Saite beispielsweise. Mit solchen Schwingungen befasst sich die Physik. Alles, ohne jede Ausnahme alles, was an solchen Schwingungen einen Raum erfüllt, wenn Musik erklingt, kann die Physik untersuchen. Die Physik kann zwar die Schwingungen untersuchen, die den Raum erfüllen, wenn ein musikalisches Kunstwerk aufgeführt wird, aber sie kann nichts dazu sagen, was ein musikalisches Kunstwerk ausmacht, nichts zu seinem künstlerischen Rang und nichts zu seiner kulturellen Bedeutung. Sie mag bis ins Unendliche fortschreiten in ihrer immer genaueren und umfassenderen Beschreibung dessen, was aus der Brust eines Heldenentors dringt, aber was das Heldenhafte daran ist, dazu kann sie nichts – nicht das geringste – sagen. Sie wäre einfach keine Physik mehr, wenn sie Begriffe hätte, die das auszudrücken erlauben.

Physik ist keineswegs nutzlos, wenn es darum geht, Musik zu machen. Ihr kann eine ganz entscheidende Rolle zukommen, etwa wenn die Akustik eines Raumes so verbessert werden soll, dass darin überhaupt Musik aufgeführt werden kann. Aber der Physiker kann zur Musik als Musik rein gar nichts sagen. Man beauftragt ja auch nicht einen Physiker damit, eine Konzertkritik zu schreiben.

Aber doch liegt an dieser Stelle – ich spinne die Analogie fort – ein Einwand nahe. Man kann sehr wohl einen Physiker mit einer Konzertkritik beauftragen, und vielleicht hat man wirklich Einstein einst damit beauftragt. Aber man hat ihn nicht als Physiker beauftragt, sondern als Musiker, der er ja auch war.

Das gibt Anlass, im nächsten Abschnitt genauer danach zu fragen, was mit „Ökologie“ gemeint ist,

wenn man behauptet, sie könne nichts zum Thema Wildnis beitragen. Dafür wird im Folgenden die Ökologie als Wissenschaft von der Ökologie als Disziplin unterschieden.

Die Ökologie als Disziplin und die Ökologie als Wissenschaft

Die *Ökologie als Disziplin* ist ein historisches Faktum, und zwar ein soziales Gebilde. Sie besteht aus arbeitenden und kommunizierenden Menschen, aus Labors und Instituten, aus Fachverbänden und Fachzeitschriften und so weiter. Die *Ökologie als Wissenschaft* dagegen ist ein kognitives Gebilde, ein systematisch aufgebautes Gebilde, das in der Welt der Gedanken existiert und von dem wir vor allem in einem normativen Sinn sprechen. Was darf sie tun? Was nicht, weil sie dann ihre Grenzen überschreitet? Wo sind ihre Grenzen – *objektiv*, nicht nach der Meinung der heute dieser Disziplin angehörigen Wissenschaftler? Mit der Behauptung „die Ökologie befindet sich im Niedergang, in den letzten 3 Jahren wurden 15 Lehrstühle nicht wiederbesetzt“, meint man die *Ökologie als Disziplin*. Wenn man dagegen feststellt: diese Frage verlangt eine physiologische, eine genetische oder eine soziologische Antwort und nicht eine ökologische, dann spricht man über *Ökologie als Wissenschaft*. Die Antwort auf diese Frage kann sehr wohl aus der Disziplin, der Gemeinde der Ökologen kommen, aber sie ist nicht ökologisch. Das heißt, sie erklärt nicht von dem her, was die Ökologie als Wissenschaft definitionsgemäß ausmacht, also von den Umweltbeziehungen des Organismus her, sondern zum Beispiel allein ausgehend von Vorgängen im Inneren des Organismus, erklärt also physiologisch und nicht ökologisch. Diese Unterscheidung ist nicht immer ganz so einfach wie in diesem Beispiel, aber sie ist für unsere Frage von entscheidender Bedeutung. In der Ökologie als Disziplin (und nicht nur privat von den einzelnen Ökologen nebenher) kann vieles gemacht werden, was nicht Teil der Ökologie als Wissenschaft ist. Auf den Jahrestagungen der Gesellschaft für Ökologie befasst man sich mit Umweltpädagogik und mit Wissenschaftstheorie. So etwas kann zu den legitimen Tätigkeitsfeldern einer solchen Fachvereinigung beziehungsweise der Ökologie als *Disziplin* gehören, aber es gehört offensichtlich nicht zur Ökologie als *Wissenschaft*, sondern in andere Wissenschaften. Auch mit Wildnis könnte man sich in der Disziplin der Ökologie legitimerweise befassen, aber die Wissenschaft Ökologie kann sich damit nicht befassen.

Es ist sehr zu begrüßen, wenn das geschieht – nicht nur privat von einzelnen Wissenschaftlern, sondern in der Ökologie als Disziplin. Doch es stecken zwei Gefahren darin. Die erste ist, dass man jenen Unterschied zwischen Ökologie als Disziplin und Ökologie als Wissenschaft nicht beachtet und glaubt, man betriebe Ökologie (als Wissenschaft), wenn man sich

als Angehöriger der Ökologie (als Disziplin) mit Wildnis befasst. Man glaubt darum, man könnte mit den Mitteln der Ökologie (als Wissenschaft) etwas über den Gegenstand Wildnis aussagen.

Die zweite Gefahr ist: Viele, vielleicht die meisten Ökologen sind sich sehr wohl bewusst, dass Wildnis kein Gegenstand der Wissenschaft Ökologie sein kann. Man kann Wildnis *als* Wildnis nicht mit Begriffen der Ökologie beschreiben, zum Beispiel Stoffkreislauf, Ressourcenkonkurrenz oder Populationswachstumsrate. Sondern man braucht Begriffe wie gefährlich, schaurig, unwegsam oder eben wild.

An dieser Stelle zieht man aber nicht selten einen falschen Schluss: Weil man mit Begriffen der *ökologischen* Wissenschaft nicht das beschreiben kann, was einen an der Wildnis *als* Wildnis interessiert (statt zum Beispiel an dem betreffenden Gebiet als Ökosystem), meint man, man kann es überhaupt nicht wissenschaftlich beschreiben (HOHEISEL et al. 2010). Was man an Begriffen braucht, um über Wildnis zu reden, kennt man aus dem Alltag: Wild, bedrohlich, schaurig sind Begriffe der Alltagssprache. Mehr noch: Sie bezeichnen Emotionales, bezeichnen rein *subjektive* Empfindungen, die bei jedem Menschen ganz anders sein können. Die Begriffe beziehen sich also auf das, womit die Wissenschaft nichts zu tun hat. Denn vom Individuellen gibt es bekanntlich keine Wissenschaft, und das Emotionale ist das *Irrationale*. Wissenschaft aber hat rational zu sein. Der Fehlschluss läuft also auf folgendes hinaus: Wenn man sich mit dem betreffenden Gebiet als Ökosystem befasst, dann betreibt man Wissenschaft, in diesem Falle Ökologie (siehe hierzu ausführlich VOIGT in diesem Band). Wenn man sich mit diesem Gebiet als Wildnis befasst, dann hat das mit Wissenschaft nichts mehr zu tun. Man kann sich damit befassen, aber das tut man dann prinzipiell nicht als Wissenschaftler, der Alltagsverstand muss reichen und reicht auch.

Wildnis als kulturelles Phänomen

Um die Frage zu klären, welche Art von Wissenschaft für Wildnis zuständig ist, muss zunächst darauf eingegangen werden, welche Art Gegenstand Wildnis ist.

Die Physik-Musik-Analogie zeigt schon die Richtung. Natürlich gehört Wildnis nicht wie die Musik in den Bereich der Kunst, aber sie ist doch auch ein *Kulturgegenstand*. Und so wie man Musik nicht nur *machen* kann, sondern es auch eine *Musikwissenschaft* gibt, ist Kultur nicht nur das, worin wir leben und was wir durch unser Leben herstellen, sondern es gibt auch eine Kulturwissenschaft. Als der Begriff Kulturwissenschaft vor 100 Jahren geprägt wurde, sollte er an die Stelle des schon eingeführten, aber die Sache nicht richtig treffenden „Geisteswissenschaft“ treten (RICKERT 1899). Wenn die Naturwissenschaft die eine Hälfte der empirischen Wissenschaft ist, dann

ist Kulturwissenschaft, das heißt Geisteswissenschaft die andere Hälfte. Für Wildnis ist das also nicht die Ökologie, sondern der ganze Komplex von Wissenschaften, den man unter Geisteswissenschaften zusammenfasst.

Warum aber sage ich, dass ausgerechnet *Wildnis* ein Kulturgegenstand sei und damit Gegenstand von Kulturwissenschaft? Das wird sicher nicht jedem einleuchten, mancher wird es sogar für offensichtlich und geradezu unüberbietbar falsch halten. Ein Musikstück ist natürlich ein Kulturgegenstand, denn es wurde von Kulturmenschen hervorgebracht, vielleicht sogar bewusst und absichtlich als „Kulturgut“. Aber die Wildnis ist ja gerade nicht durch Menschen, durch „Kulturwesen“ hervorgebracht, sie ist definitionsgemäß nichts als Natur und müsste doch darum gerade Gegenstand *per excellence* von Naturwissenschaft sein. Was soll es denn sonst in der Wildnis zu untersuchen geben als das ökologische Geschehen? Wenn es schon in der Kulturlandschaft vieles gibt, zu dessen Erkenntnis der Ökologie die Theorien und Methoden fehlen – zum Beispiel moralisch begründete Entscheidungen der Menschen –, in der Wildnis gibt es nichts, was sich der Ökologie, die von ihr integrierten Wissenschaften von der Zoologie bis zur Geologie eingeschlossen, grundsätzlich entzöge. Was also macht einen Gegenstand der Kulturwissenschaften aus, und was einen Gegenstand der Naturwissenschaften?

Naturwissenschaft und Geistes- beziehungsweise Kulturwissenschaft unterscheiden sich *nicht* dadurch, dass die eine Natur im Sinne des körperlichen Seins zum Gegenstand hat, die andere Geist im Sinne des nicht-körperlichen, seelischen. Mit dem Seelenleben befasst sich bekanntlich die Naturwissenschaft auch, in Gestalt explizit naturwissenschaftlicher Richtungen der Psychologie. Wenn man schon nach einem materialen, das heißt im Gegenstand und nicht in der Methode liegenden Unterschied sucht, so liegt er in etwas anderem: „Ein materialer Gegensatz der Objekte ist der Einteilung der Wissenschaften nur insofern zu Grunde zu legen, als sich aus der Gesamtwirklichkeit eine Anzahl von Dingen und Vorgängen heraushebt, die für uns eine besondere Bedeutung besitzen, in denen wir daher noch etwas anderes sehen als bloße Natur. Ihnen gegenüber genügt uns die im übrigen durchaus berechnete naturwissenschaftliche Untersuchung für sich allein noch nicht, sondern wir haben in Bezug auf sie noch ganz andere Fragen zu stellen, und zwar beziehen sich diese Fragen vor Allem auf Objekte, die wir unter dem Namen *Kultur* zusammenfassen.“ (RICKERT 1899, 17)

Welche Objekte sind es nun, die wir unter diesem Namen zusammenfassen? RICKERT schreibt: „... in allen Kulturvorgängen [ist] irgend ein vom Menschen anerkannter *Werth* verkörpert [...], um dessentwillen sie entweder hervorgebracht oder, wenn sie schon entstanden sind, gepflegt werden.“

Dagegen kann „alles von selbst Entstandene und Gewachsene ohne Rücksicht auf irgendeine Werth- oder Zwecksetzung betrachtet werden und, wenn es wirklich nichts anderes als Natur sein soll, [muß es auch so] betrachtet werden [...]“ (ebd., 20) Diese Art der Betrachtung – ohne Rücksicht auf Wert- und Zwecksetzung – ist die naturwissenschaftliche.

Objekte der Kulturwissenschaft sind diejenigen Objekte, die mit „Kulturwerten“ verbunden sind und deshalb interessieren (RICKERT 1899). Dazu kann die Naturwissenschaft schlechterdings nichts sagen.

Wildnis *als* Wildnis war also immer ein Kulturgegenstand. Sie war es in dem Moment, in dem sie wegen ihres Wildnis-Charakters das Interesse auf sich zog (vergleiche zum Beispiel NASH 2001, STREMLow u. SIDLER 2002, VICENZOTTI 2010). Das Gebiet und die Dinge darin kann man natürlich naturwissenschaftlich (ökologisch) untersuchen. Aber dann kann man nicht bemerken, dass das Gebiet eine Wildnis ist, so wie der Zoologe, der ein Hühnerei untersucht, *als* Zoologe nicht bemerken kann, dass er einen Handelsartikel mit der Eigenschaft, einen Preis zu haben, oder ein Symbol für das Osterfest vor sich hat. Die Wildnis war bereits in archaischen Kulturen die böse und schlechte Gegenwelt zur guten Ordnung der Kultur, hatte also einen negativen Kulturwert, und gerade darum war sie von unverzichtbarer Bedeutung für die Kultur. Die gute Ordnung hätte nicht Bestand haben können, wenn sie nicht immer wieder zeitweilig verlassen worden wäre, um in der Wildnis, dem Ort Chaos und des Schreckens, sich im heldenhaften Kampf zu bewähren (zum Beispiel BATAILLE 1963, DUERR 1977). Aus der neueren Geschichte kennt man ebenfalls diese Bedeutung, aber auch sehr davon verschiedene Arten von Bedeutungen beziehungsweise Erfahrungen, die man in der Wildnis suchte (zum Beispiel SCHAMA 1996; STREMLow u. SIDLER 2002; KANGLER 2009; VICENZOTTI 2010, vor allem Kapitel 3 und 4).

Die Rolle der Ökologie in der Wildnisforschung

Wir haben gesehen, was die Rolle der Ökologie nicht sein kann: die Ökologie kann Wildnis nicht definieren (vergleiche zum Beispiel HOHEISEL et al. 2005, 42; NASH 2001). Das wird zwar ständig versucht; Wildnis wird definiert als „dynamisches Ökosystem“ oder als „Gebiet mit Ökosystemen ohne menschlichen Einfluss¹⁾“. Definitionen von Wildnis sind das nur scheinbar. Das fällt nur nicht gleich auf. Denn die Parameter, die man für die ökologische Definition wählt, korrelieren stark positiv mit der Wahrscheinlichkeit, dass einer Gegend in der gerade vorherr-

schen gesellschaftlichen Deutung die Bedeutung ‚Wildnis‘ zugeschrieben wird (vergleiche KIRCHHOFF u. TREPL 2009, 23 und SCHUSTER in diesem Band). Es ist vielleicht wahrscheinlicher, dass ein Gebiet mit dynamischen Ökosystemen Wildnis genannt wird. Wildnis muss aber keineswegs *dynamische* Ökosysteme enthalten, ja, sie muss überhaupt keine Ökosysteme enthalten, sie kann auch eine erstarrte Eiswüste sein.

Beitragen kann sie allerdings dazu, dass die Gegend *faktisch* Wildnis *genannt* wird: Sie kann gezielt jene Parameter suchen, die positiv mit der Wahrscheinlichkeit korrelieren, dass einer Gegend die Bedeutung ‚Wildnis‘ zugeschrieben wird, zum Beispiel dass bestimmte Tiere vorkommen oder ein „menschlicher Einfluss“ nicht nachweisbar ist. Aber sie kann nicht *prüfen*, ob es *richtig* ist, diese Gegend Wildnis zu nennen, das heißt sie kann nicht feststellen, ob das eine Wildnis *ist*. Um das zu tun, müsste man untersuchen, ob sich diese Behauptung rechtfertigen lässt vor dem Hintergrund dessen, was man herausgefunden hat darüber, was in der jeweiligen Kultur als sinnvolle Sprechweise gelten kann – ganz so, wie man zum Beispiel die Behauptung überprüft, Partei x sei sozialistisch oder christlich oder rechtspopulistisch, indem man zunächst untersucht, wie diese Worte faktisch gebraucht werden und dann fragt, ob diese Gebrauchsweisen sinnvoll sind. Die das wissenschaftlich machen, sind im weitesten Sinne „Kulturwissenschaftler“.

Die Ökologie liefert Wissen, das die technische Beherrschung der Natur, also deren *Ende* als Wildnis, möglich macht. Das liegt im Wesen jeder Naturwissenschaft. Natürlich kann man dieses Wissen auch nutzen, um einen Zustand zu erhalten, dem man in der jeweiligen Kultur eher die Bedeutung Wildnis zuschreibt; was man „Naturschutzbiologie“ nennt, sucht gezielt nach Wissen, das dazu brauchbar ist. Aber *primär* dient die ökologische Erforschung dem Gegenteil der Erhaltung von Wildnis. Dass das unvermeidlich primär ist, liegt daran, dass Wildnis nicht dann verschwindet, wenn sie physisch in einer Weise verändert wird, dass sie nicht mehr gefährlich und so weiter ist – dann könnte man diese physische Veränderung ja einfach unterlassen, auch wenn sie möglich geworden ist im Zuge des Wissensfortschritts –, sondern dann, wenn sie nicht mehr als gefährlich *gilt*. Und je mehr man über die jeweilige Gegend naturwissenschaftlich²⁾ weiß, desto mehr schwindet unvermeidlich die Vorstellung, die Natur sei hier unbeherrschbar – ob man nun die Beherrschung unterlässt oder nicht. Nicht nur, dass in der Regel bei der Forschung herauskommt, dass die Wild-

¹⁾ „Menschen“ sind für die Ökologie Tiere einer bestimmten Spezies, nicht Kulturwesen oder Vernunftwesen. Als solche kann „der Mensch“ für die Ökologie immer nur eine nicht erklärliche Ursache hinter bestimmten Naturphänomenen sein, eine „black box“, von der nur der „output“ zugänglich ist.

²⁾ Naturwissenschaftlich weiß, nicht überhaupt weiß! Denn wenn man mehr Märchen und Sagen über die Gegend kennt, dürfte das einen anderen Effekt haben.

nis nicht so wild ist, wie man immer dachte, und Wölfe selten Menschen fressen: Selbst wenn sich eine Gefahr als größer erweist als man dachte, wird sie doch zugleich kleiner, wenn man *naturwissenschaftlich* weiß, worin die Gefahr besteht.

Konsequenzen für den Naturschutz

Meine 2. These ist: Man wird auf die Sehnsucht nach Wildniserfahrungen in der naturschutzbezogenen Planungspraxis nur sinnvoll reagieren können, wenn die kulturellen Bedeutungen in ihrer Vielfalt wissenschaftlich erforscht sind.

Und das kann man nicht, solange man entweder

- (1) die Erforschung der Wildnis als das, was sie *als* Wildnis ist, für eine Aufgabe der Ökologie hält oder
- (2) eine Erforschung für unmöglich (weil es sich um Subjektiv-Emotionales handelt) und unnötig hält (weil der Alltagsverstand dazu ausreicht).

Die Ökologie kennt keine Bedeutungen, keine Werte, kennt auch keine Symbole. Der Alltagsverstand kennt natürlich das alles, aber er kennt es nur für seine Zeit, seine soziale Gruppe, er ist zwangsläufig naiv in dieser Hinsicht, auch wenn sein Träger auf einem anderen Gebiet ein hervorragender Wissenschaftler sein mag.

Zu (1) Ein Beispiel sind die *Wildnisentwicklungsgebiete* als Zielkonzept des Naturschutzes (BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, NATURSCHUTZ u. REAKTORSICHERHEIT 2007; BUNDESAMT für NATURSCHUTZ 2008). Man diskutiert zur Zeit, ob und in welchem Umfang Flächen der „natürlichen Dynamik“ überlassen werden sollen. Als Ziel formuliert man, großflächige „Wildnisgebiete“ entstehen zu lassen, in denen, wie es heißt, Entwicklungsprozesse ungestört ablaufen können und die weitere Evolution der Arten und Lebensgemeinschaften stattfinden kann (BUNDESAMT für NATURSCHUTZ 2008). Ganz aktuell fordert die Biodiversitätsstrategie 2% der Fläche der Bundesrepublik als Wildnis auszuweisen (BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, NATURSCHUTZ u. REAKTORSICHERHEIT 2007).

In Wirklichkeit geht es dabei offenbar darum, bestimmte Erfahrungen oder Erlebnisse zu ermöglichen. Warum sollte man sonst eigens betonen, dass sich wieder Populationen großer Pflanzenfresser wie Wisent und Elch und Raubtiere wie Wolf und Luchs etablieren sollen? Ein „dynamischer Entwicklungsprozess“ wäre ja die Etablierung bestimmter Bodenarthropoden, die für keinen Menschen ein Erlebnis sind, kein bisschen weniger.

Um an das heranzukommen, was Wildniserfahrungen ausmacht, müsste man sich aber anderer Begriffe bedienen als ökologischer: Begriffe, mit denen über Erfahrungen mit sich selbst und über den Sinn des Lebens und der Welt gesprochen werden kann, über Irritationen der gewohnten Sicherheit, über den Reiz

der Gefahr und den Reiz des Schauerlichen im Urwald, über die Erhabenheit der Berge und das Beklemmende einer Schlucht, über die Idee der Freiheit, die eine endlose Steppe heraufruft und so weiter.

Da man aber Naturschutz nun einmal als ein ökologisches Thema auffasst, verfällt man bei der Argumentation für Wildnisgebiete auf „natürliche Dynamik“ als Wertkriterium. Und diese wird als objektiv bestimmbar gedacht im Sinne einer prinzipiell mit naturwissenschaftlichen Methoden zu ermittelnden Nähe ökosystemarer Prozesse zu „anthropogen unbeeinflussten“ – als ob irgend jemand den Wert einer verwilderten Stadtbrache mit dem eines unberührt gebliebenen Waldrestes auf diese Weise vergleichen würde. Er denkt gar nicht daran, ein bestimmtes Moor gegenüber einem bestimmten Berghang als Wildnisgebiet höher zu schätzen, bloß weil man 73% statt nur 46% „anthropogen unbeeinflusste Prozesse“ ermittelt hat. Und es interessiert ihn schlichtweg gar nicht, ob hier die weitere Evolution der Arten stattfinden kann oder nicht, und er hat recht damit.

Wohl aber interessiert ihn, dass er diejenigen Gefühle, die er allein unter dem Himmel auf dem Gipfel stehend bekommt, im dämmrigen Waldesinneren oder am reißenden Fluss nicht bekommen kann, dafür aber andere, und dass die hochfliegenden Gedanken, die in ihm da oben angeregt werden mögen, im Wald nicht angeregt werden, dafür aber andere, tiefere vielleicht.

Ein Beispiel: Im 18. Jahrhundert veränderte sich die Einstellung zur Wildnis des Hochgebirges grundlegend. Waren die Alpen vorher Orte des Schreckens, die man mied, zogen sie nun Tausende und bald Millionen an, was die Ökonomie ganzer Länder vollkommen umwälzte (GROH u. GROH 1996; DIRLINGER 2000). An Dingen, die die Ökologie untersuchen kann, konnte das nicht gelegen haben, denn ökologisch hatte sich gar nichts geändert. Der Naturschutz, hätte es ihn damals gegeben, und hätte er sich wie der heutige als „angewandte Ökologie“ begriffen, wäre diesem Phänomen der plötzlichen Attraktivität gegenüber völlig hilflos gewesen. So wie er heute hilflos neuen Formen der Naturzuwendung gegenübersteht, wie etwa dem „Abenteuerurlaub“ und Sportarten, die in der Wildnis stattfinden – eine gewaltige Hinzur-Natur-Bewegung, die aber beim Naturschutz nicht sonderlich beliebt ist, da sie offenbar wenig mit „ökologischer Bewusstheit“ zu tun hat: Sie werden allenfalls geduldet, nicht als neue Chance begriffen. Solche Bewegungen kommen aber nicht aus dem Nichts, sie können erklärt und verstanden werden. Man kann sie sicher kaum steuern, wenn man sie versteht, aber man kann sich ihnen gegenüber dann angemessener verhalten.

Zu (2) Dass es beim Thema Wildnis um etwas Kulturelles geht (und nicht um etwas Ökologisches), ist vielen Naturschützern klar. Man ist der Auffassung, es gehe um Subjektiv-Emotionales – dem einen er-

scheint eben etwas als wild und bedrohlich, dem anderen dasselbe als harmonisch-paradiesischer Urzustand. Und darum kommt man mit Wissenschaft hier nicht weiter, man bedient sich besser seines Alltagsverständes. Der größte Teil der Erziehungs- und Werbeanstrengungen zum Thema Wildnis – die unzähligen Broschüren, Filme und so weiter – beruht genau darauf. Beim Kampf im administrativen Raum bedient man sich der Sprache der Ökologie, der breiten Öffentlichkeit gegenüber aber setzt man auf Emotionen und Sinnbedürfnisse. Eine wissenschaftliche Grundlage dafür meint man nicht zu brauchen (beziehungsweise, wie gesagt, man meint, es kann sie gar nicht geben), sieht man einmal von werbepsychologischen und journalistischen Tricks ab, die ja in gewissem Sinne auch der Wissenschaft entstammen. Das heißt man setzt allenfalls wissenschaftlich fundierte Methoden ein, um das, was man mit seinem Alltagsverstand für richtig hält, an den Mann zu bringen, aber nur selten dafür, herauszubekommen, ob das denn überhaupt richtig ist und um ein differenzierteres Wissen über das Phänomen Wildnis zu gewinnen.

Die Frage wird auftauchen: bringt es etwas, wenn man solche Fragen wissenschaftlich angeht? Kommt dann eine bessere Praxis heraus, als wenn man sich auf den Alltagsverstand verlässt? Nun, man stelle sich vor, man würde es hinsichtlich der mit dem Naturschutz verbundenen ökologischen Fragen ebenso machen. Man würde sagen: All die ökologische Forschung ist unnötig, denn eine Biotoprenaturierung könne man auf der Basis seines Hobbygärtner-Wissens auch machen.

Es handelt sich aber bei der Wildnis als Wildnis, als Kulturgegenstand, um ein nicht weniger komplexes, wenn nicht um ein erheblich komplexeres Forschungsgebiet als bei den Gegenständen der Ökologie. Und es ist falsch zu meinen, es gehe um subjektive Gefühle und Werthaltungen und das Gebiet entziehe sich darum der Wissenschaft. Es geht auch im Bereich des Kulturellen sehr streng zu. Denn kein Mensch lebt für sich allein, und was er denkt und fühlt, teilt er mit vielen anderen und es lässt sich rekonstruieren und erklären, warum die einzelnen Menschen zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gesellschaften und verschiedenen Sektoren der Gesellschaft gerade dies glaubten und fühlten und nicht beliebiges anderes (vergleiche zum Beispiel ASSMANN 2002). Man kennt aus der neueren Geschichte sehr verschiedene Erfahrungen und Erlebnisse, die man in der Wildnis gesucht hat: das Freiheitserlebnis und das Erhabenheitserlebnis des autonomen bürgerlichen Subjekts der Aufklärung, das Erober-

erergefühl des kolonialzeitlichen Pioniers, der der Wildnis Kultur abrang, den heiligen Schauer des romantischen Künstlers angesichts der dunklen Seite der Natur, die Ergriffenheit des konservativen Zivilisationskritikers vor den Zeugnissen des Ursprungs, worin er den Quell völkischer Verjüngung sah (siehe zum Beispiel SIEGMUND 2010; VICENZOTTI 2010; VICENZOTTI u. TREPL 2009). All das folgte nicht zufällig nacheinander oder bestand nebeneinander. Es ist eine wichtige wissenschaftliche Aufgabe, herauszufinden, nach welchen Regeln das geschah. Und es ist praktisch wichtig. Denn was *heute* an Wildnis anziehend wirkt, die Erfahrungen etwa, die Bergsteiger und Abenteuerurlauber hier suchen oder die Hoffnungen, die man unter der Überschrift „Stadtwildnis“ in die Auflösung der als restriktiv empfundenen städtischen Ordnungen setzt, all das ist offensichtlich mit nichts von dem, was man aus der Geschichte kennt, einfach gleichzusetzen, auch wenn man alle aus der Geschichte bekannten Erfahrungsweisen nach wie vor findet, aber in modifizierter und kompliziert rekombinierter Form. Darüber müsste man aber wissenschaftliches Wissen haben, um differenziert auf die Wünsche eingehen zu können, die sich heute auf Wildnis richten.³⁾

Es müsste untersucht werden, welche *Bedeutungen* Wildnis im lebensweltlich-kulturellen Zusammenhang hat, wie sie sich unterscheiden und wie sie zusammenhängen und wie diese Bedeutungen sich zum Beispiel in der Anwendung auf unterschiedliche Typen von Räumen ändern, ebenso, wie sie sich in der Zeit mit dem kulturellen Muster wandeln, in das sie eingebunden sind, und wie sie sich wandeln mit ihrer Einordnung in verschiedene politische Ideologien. Ich erinnere an die zentrale Bedeutung, die die Idee der harten nordischen Wildnis, unverzichtbar für die Entwicklung der nordischen Rasse zur Herrenrasse, in der NS-Ideologie hatte (vergleiche zum Beispiel BENSCH 2008) – und damit für die große Mehrheit der Menschen in diesem Land. Das zeigt, dass man mit dem Thema Wildnis in dieser Hinsicht nicht naiv umgehen darf.

Literatur

- ASSMANN, Jan (2002):
Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. C. H. Beck, München.
- BATAILLE, Georges (1963):
Der heilige Eros. (Französisches Original: L'Érotisme. zuerst 1957. Übersetzung von Max Hölzer). Luchterhand Verlag. Neuwied am Rhein, Berlin-Spandau.

³⁾ In der Tat gibt es in einer Vielzahl von Geisteswissenschaften eine Vielzahl von Forschungsergebnissen zum Thema Wildnis. Und wenn diejenigen, die sich berufsmäßig mit Wildnis befassen (etwa im Naturschutz und in der Erholungsplanung) wollen, dass dieser Aufgabenbereich professionell betrieben wird, das heißt auf wissenschaftliche Basis gestellt wird und nicht mit den Mitteln betrieben wird, die einem die je private Erlebniswelt an die Hand gibt, dann muss man sich dort, in den Geisteswissenschaften, umsehen und nicht in der Ökologie.

BENSCH, Margit (2008):

Rassismus als kulturelle Entwicklungstheorie. Formen biologischen Denkens im Sozialdarwinismus. – Dissertation am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin.

BUNDESAMT für NATURSCHUTZ, BFN (2008):

Wildnisgebiete (Letzte Änderung: 30.05.2008). http://www.bfn.de/0311_wildnis.html: (31.07.2008).

BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, NATURSCHUTZ und REAKTORSICHERHEIT, BMU (Hrsg.) (2007):

Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt. Berlin: 178 S.

DIRLINGER, Helga (2000):

Bergbilder. Die Wahrnehmung alpiner Wildnis am Beispiel der englischen Gesellschaft 1700–1850. Historisch-anthropologische Studien, Band 10. Peter Lang, Frankfurt am Main – Berlin – Bern – Bruxelles – New York – Oxford – Wien.

DUERR, Hans Peter (1985):

Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. (zuerst 1978) Suhrkamp, Frankfurt am Main.

GROH, Ruth u. GROH, Dieter (1996):

Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur. Suhrkamp. Frankfurt a. M.

HOEISEL, Deborah; TREPL, Ludwig u. VICENZOTTI, Vera (2005):

Berge und Dschungel als Typen von Wildnis. – Berichte der ANL (29): 42-50.

HOEISEL, D.; KANGLER, Gisela; SCHUSTER, Ursula und VICENZOTTI, Vera (2010):

Wildnis ist Kultur. Warum Naturschutzforschung Kulturwissenschaft braucht. Natur und Landschaft 85: 45-50.

KANGLER, Gisela (2009):

Von der schrecklichen Waldwildnis zum bedrohten Ökosystem – Differenzierung von Wildnisbegriffen in der Geschichte des Bayerischen Waldes. In: KIRCHHOFF, Thomas u. TREPL, Ludwig (Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript, Bielefeld: 263-278.

KIRCHHOFF, Thomas u. TREPL, Ludwig (2009):

Landschaft, Wildnis, Ökosystem: Zur kulturbedingten Vieldeutigkeit ästhetischer, moralischer und theoretischer Naturauffassungen. Einleitender Überblick. In: KIRCHHOFF, Thomas u. TREPL, Ludwig (Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript, Bielefeld: 13-66.

NASH, Roderik Frazier (2001):

Wilderness and the American Mind. Yale University Press, New Haven – London.

RICKERT, Heinrich (1899):

Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Leipzig – Tübingen.

SCHAMA, Simon (1996):

Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. Kindler, München.

SIEGMUND, Andrea (2010):

Der Landschaftsgarten als Gegenwelt. Ein Beitrag zur Theorie der Landschaft im Spannungsfeld von Aufklärung, Empfindsamkeit, Romantik und Gegenaufklärung. – Dissertation am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Technischen Universität München.

STREMLOW, Matthias u. SIDLER, Christian (2002):

Schreibzüge durch die Wildnis, Wildnisvorstellungen in Literatur und Printmedien der Schweiz. Bristol-Schriftenreihe, Band 8. Haupt, Bern – Stuttgart – Wien.

VICENZOTTI, Vera u. TREPL, Ludwig (2009):

City as Wilderness: The Wilderness Metaphor from Wilhelm Heinrich Riehl to Contemporary Urban Designers. – Landscape Research 34 (4): 379-396.

VICENZOTTI, Vera (2010):

Zwischenstadt: Stadt, Kulturlandschaft oder Wildnis? Eine Analyse unterschiedlicher Lesarten. Dissertation am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Technischen Universität München.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Ludwig Trepl
Lehrstuhl für Landschaftsökologie
Technische Universität München
Emil-Ramann-Straße 6
85354 Freising
ludwig.trepl@wzw.tum.de

Was soll der Naturschutz schützen? – Wildnis oder dynamische Ökosysteme?

Die Vermischung kultureller und naturwissenschaftlicher Perspektiven im Naturschutz

Annette VOIGT

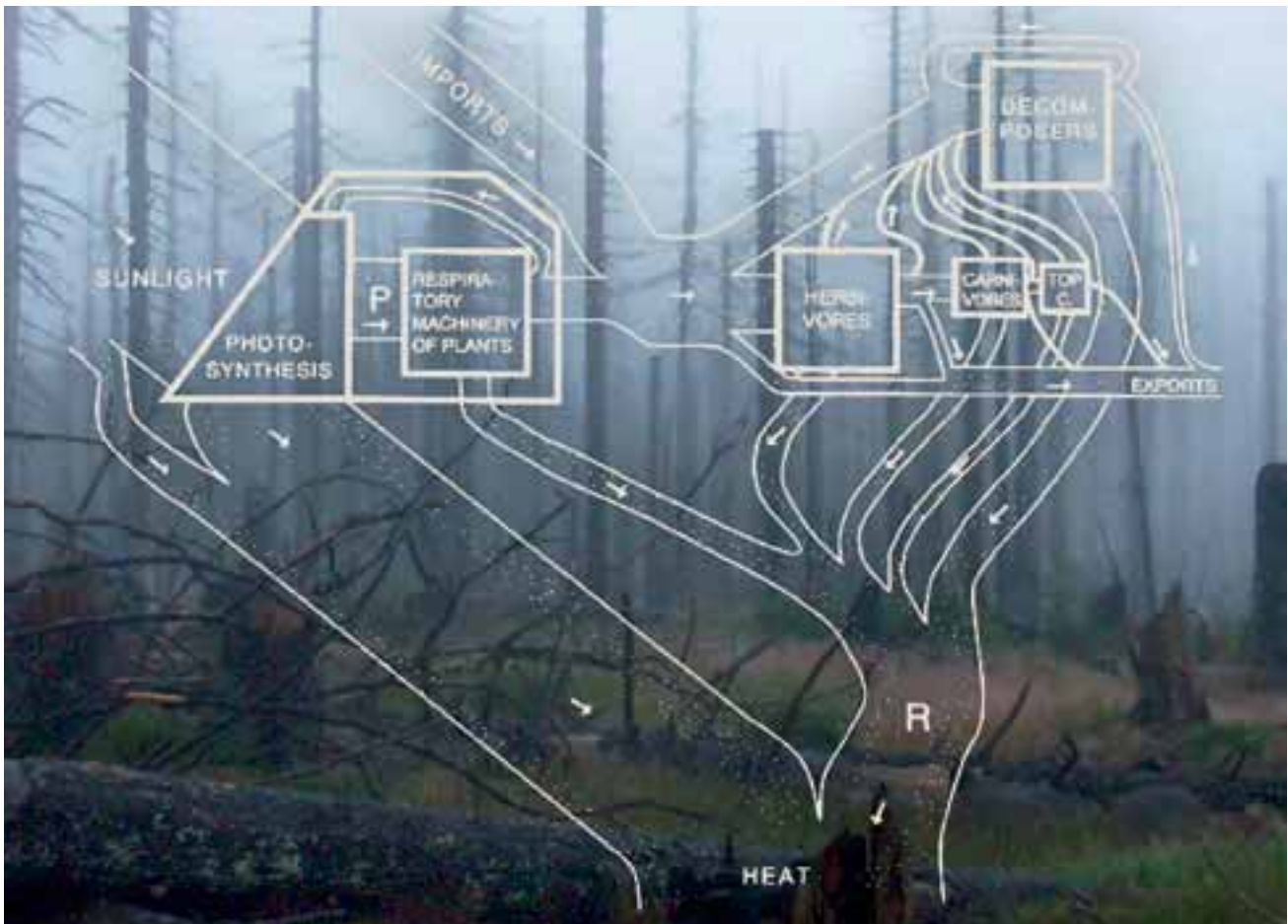


Abbildung 1: Wildnis wird im Naturschutz meist mit „dynamischen Ökosystemen“ gleichgesetzt. Das Bild zeigt eine graphische Verschneidung eines Ökosystemmodells mit einer Wildnis, wie sie von vielen Menschen bezeichnet werden würde. Der Beitrag gibt Antwort auf die Frage: Kann Wildnis überhaupt Ökosystem sein? (Foto: Annette Voigt 2006; Silver Spring Modell aus ODUM 1971a; Bearbeitung Hans Bleicher)

Zusammenfassung

Im Naturschutz wird der Begriff Wildnis oft mit „dynamischem Ökosystem“ gleichgesetzt. In diesem Beitrag wird gezeigt, dass und warum dies problematisch ist. „Ökosystem“ ist ein originär naturwissenschaftlicher, „Wildnis“ dagegen ein lebensweltlicher Begriff, der eine kulturelle Idee beziehungsweise eine bestimmte sinnlich-emotionale Erfahrung beschreibt. Die Begriffe liegen also auf ganz verschiedenen, sich ausschließenden Ebenen. Zudem widersprechen sich ein großer Teil der mit ihnen verbundenen kulturellen Bedeutungen: „Ökosystem“ impliziert Erklärbarkeit, Kontrolle, Konstruktion und Nutzung von Natur. Wildnis ist – in all ihren verschiedenen Bedeutungen – unkontrollierte, unerklärte, eigenständige

und von-selbst-da-seiende Natur. Diese Bedeutungen schließen sich aus, denn Natur kann nicht zugleich als Wildnis mythisch-unerklärt und als Ökosystem wissenschaftlich erklärbar sein. Die Gleichsetzung führt dazu, dass die Bedeutung von Natur als Wildnis verdrängt wird und im Naturschutz Missverständnisse und Akzeptanzprobleme bezüglich der Schutzziele verursacht werden. Denn was Menschen an Natur vorrangig interessiert, liegt auf einer anderen Ebene als die Ökologisierung der Schutzgüter und -ziele: das Erleben von Natur, ihrer Schönheit, Vielfalt und Eigenart, ihrer Eigenständigkeit und Andersartigkeit ist Teil unserer Vorstellung vom „guten Leben“. Daher muss auch Naturschutz Wildnis als eine kulturelle Aufgabe begreifen.

1. Einleitung: Der Schutz von Wildnis ist eine kulturelle Aufgabe

Derzeit gibt eine Debatte im deutschen Naturschutz¹⁾, ob und inwieweit sich dieser als eine ökologische oder eine kulturelle Aufgabe begreifen soll. Historisch betrachtet gab es sowohl das eine wie auch das andere Selbstverständnis schon: Während sich der deutsche Naturschutz Ende des 19. Jahrhunderts als kulturelle Aufgabe, als Teil des Heimatschutzes begründet hatte, und seine Gegenstände als Kulturgüter verstand, kam es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer ökologischen Ausrichtung. Der Naturschutz versucht seitdem, seine Gegenstände und deren Schutz naturwissenschaftlich zu begründen und gilt im Wesentlichen als „angewandte Ökologie“. Geschützt werden nun vor allem Arten, ihre Lebensräume und Ökosysteme. Schutz- und Managementmaßnahmen werden durch „ökologische Sachzwänge“, wie die Stabilität beziehungsweise das Gleichgewicht²⁾ von Ökosystemen, sowie durch Nutzenerwägungen begründet. Diese nutzenorientierte und ökologische Perspektive des Naturschutzes auf Natur und Landschaft wurde von verschiedenen Seiten kritisiert: Bemängelt wurde zum Beispiel, dass die ökosystemtheoretische Perspektive auf Natur und Landschaft reduktionistisch sei und der Schutz von Arten nur noch begründet werden könne, wenn sie eine Funktion für das Ökosystem erfüllen, und nicht durch ihre Einmaligkeit oder Schönheit. Kritisiert wurde auch, dass sich Naturschutz oft gar nicht auf Ökologie als Naturwissenschaft, sondern auf eine ökologische „Weltanschauung“ beziehe und dass seine Instrumente kulturelle Grundlagen haben, die jedoch nicht als solche thematisiert werden. Das Fundament der meisten dieser Einwände ist, dass der Naturschutz seine kulturellen Grundlagen missachtet beziehungsweise nicht offen thematisiert. Kulturelle Begründungen seien integraler Bestandteil des eigenen professionellen Selbstverständnisses und müssten als solche auch thematisiert werden. Naturschutz soll – so wird gefordert – sich wieder offen als eine kulturelle Aufgabe begrei-

fen und seine Schutzgüter in ihrem kulturellen Wert thematisieren.³⁾

Diese Forderung werde ich aufgreifen und mit dem Beispiel der Wildnis als einer kulturellen Aufgabe des Naturschutzes begründen. Wildnis ist ein Thema, das seit etwa 15 Jahren – nicht zuletzt durch US-amerikanischen Einfluss – immer mehr Beachtung im Naturschutz in Deutschland findet. Das Leitbild Wildnis ergänzt im Naturschutz das Leitbild des klassischen, konservierenden Ansatzes.

Wildnis als eine kulturelle Aufgabe des Naturschutzes zu begreifen, mag erstaunen: Denn, so könnte man argumentieren, natürlich müsse der Naturschutz die Reste der traditionellen bäuerlichen Kulturlandschaft (auch) als Kulturgegenstände schützen, aber doch nicht Wildnisgebiete. Denn Wildnis sei ja „Natur per se“, das heißt gerade das, was nicht durch Menschen hervorgebracht wurde, und es gibt an ihr auch nichts Kulturelles.⁴⁾ Demgegenüber wird in diesem Beitrag gefordert, Wildnis als *kulturell konstituierten Gegenstand* zu betrachten, den man, um eine wissenschaftlich fundierte Basis für den Naturschutz zu haben, *kulturwissenschaftlich* untersuchen muss (vergleiche auch TREPL in diesem Band). Auch hier könnte man erwidern, dass die Ökologie die der Wildnis adäquate Wissenschaft sei. Denn was soll es sonst in der Wildnis zu untersuchen geben als die Tiere und Pflanzen, die untereinander und mit ihrer abiotischen Umwelt in Wechselwirkung stehen? Genau das zu untersuchen, ist definitionsgemäß die Aufgabe der Ökologie. Wildnis kann aber nicht, wie gezeigt werden wird, Gegenstand der Ökologie sein, sondern ist Gegenstand der Kulturwissenschaften. Daher muss auch Naturschutz Wildnis als eine kulturelle Aufgabe begreifen, um ihr gerecht zu werden.

Um zu zeigen, dass Wildnis ein kultureller Gegenstand ist, und dass – und warum – „Wildnis“ nicht Gegenstand der Ökologie sein kann, werde ich „Wildnis“ von einem zentralen ökologischen Gegenstand, dem Ökosystem, abgrenzen. Der Grund für diese Auswahl ist, dass im Naturschutz der Begriff Wildnis oft

¹⁾ Unter dem Begriff Naturschutz werden im Folgenden die Bereiche Natur- und Heimatschutz, Landschaftspflege und -planung verstanden. Die Art, wie ich die Begriffe „der Naturschutz“ und „die Naturschützer“ verwende, ist natürlich grob vereinfachend. Sie unterschlägt, dass der Naturschutz eine pluralistische Bewegung war und ist, dass es Unterschiede gibt zwischen staatlichem Naturschutz, dem Naturschutz der Verbände (die ihrerseits unterschiedliche Stoßrichtungen haben) und dem, was an Universitäten gelehrt wird. Zudem gibt es viele Einzelpersonen mit eigenen, von aneinander abweichenden Meinungen. Für die Argumentation, warum Wildnis im Naturschutz als kulturelle Aufgabe begriffen werden soll, kann von diesen Unterschieden allerdings abgesehen werden.

²⁾ Ökosystemgleichgewicht wird dabei entweder – meist unhinterfragt – als Wert an sich betrachtet oder ihm wird ein Nutzen zugeschrieben. Wenn Ökosysteme unter dem Aspekt ihres Nutzens für Mensch und Gesellschaft betrachtet werden, wird oft darauf verwiesen, dass die Leistungs- und Funktionsfähigkeit der Natur – was immer das heißen mag – letztlich Voraussetzung für das Überleben der Menschen sei. Daher seien bestimmte Ökosystemfunktionen zu erhalten. Naturgüter werden also als Ressourcen betrachtet und sollen in ihrer Regenerations- und Nutzungsfähigkeit erhalten werden.

³⁾ Siehe zum Beispiel TREPL 1981, 1983; DAHL 1982; HARD 1994; HABER 2001, 2006, 2008; KÖRNER et al. 2003a; 2003b; EISEL 2005; PIECHOCKI et al. 2003; 2004; TREPL u. VOIGT 2009.

⁴⁾ Eventuell mag es überhaupt erstaunen, dass Wildnis als Aufgabe im Deutschen Naturschutz betrachtet wird. Wildnis im Sinne eines unberührten Gebietes gab es schon Mitte des 19. Jahrhunderts in Mitteleuropa kaum mehr und erst recht nicht heute. Daher ist auch heute das Ziel des Naturschutzes die *Entwicklung von Wildnis*; Flächen, die noch vor kurzem intensiver Nutzung unterlagen, wie zum Beispiel ehemalige Truppenübungsplätze oder Bergbaufolgelandschaften werden als *Wildnisentwicklungsgebiete* ausgewiesen.

mit „dynamischem Ökosystem“ gleichgesetzt wird. Ich werde zeigen, dass und warum die Gleichsetzung dieser beiden Vorstellungen von Natur problematisch ist.

Meine These ist: Sie führt erstens dazu, dass die Bedeutung von Natur als Wildnis verdrängt wird und sie kann zweitens im Naturschutz Missverständnisse und Akzeptanzprobleme bezüglich der Schutzziele verursachen. Um das zu zeigen, werde ich die Begriffe Wildnis und Ökosystem sowie ihre Gleichsetzung anhand folgender Leitfragen diskutieren: Um welche Arten von Begriffen handelt es sich bei „Wildnis“ und „Ökosystem“? Welche Bedeutungen haben diese Vorstellungen von Natur in unserer Kultur? Welche Konsequenzen hat es im Naturschutz, wenn man die Vorstellung von Natur als Wildnis und von Natur als Ökosystem gleichsetzt?

2. Natur als Wildnis und Natur als Ökosystem

2.1 Wildnis in ökologischer Perspektive: Dynamisches Ökosystem

Im naturschützerischen Umgang mit Wildnisgebieten zeigt sich häufig eine ökosystemtheoretische Perspektive, denn über Wildnis wird meist etwa folgendermaßen geredet: „Wildnis nämlich bedeutet im Grunde nichts anderes als das Ablaufen (lassen) der natürlichen dynamischen Prozesse unserer Ökosysteme, ohne dass wir Menschen in diese Abläufe eingreifen.“⁵⁾

„Wildnis“ wird also mit „dynamischem Ökosystem“ gleichgesetzt. Ich vertrete im Folgenden die These, dass die Gleichsetzung dieser Begriffe – geht man von ihren Grundbedeutungen aus – aus zwei Gründen sinnwidrig ist:

(1) „Ökosystem“ ist ein originär *naturwissenschaftlicher* und „Wildnis“ ein *lebens- oder alltagsweltlicher* Begriff. Die Begriffe liegen also auf ganz verschiedenen Ebenen.

(2) Die Bedeutungen dieser Begriffe widersprechen sich.

2.2 Ökosystem und Wildnis sind kategorial geschiedene Begriffe

Der Begriff Ökosystem stammt aus der Ökologie, er ist ein *naturwissenschaftlicher Begriff* von Natur. Im Verständnis der modernen Naturwissenschaft ist Natur nicht ein bestimmter *Gegenstandsbereich*, zum Beispiel der Dinge, die alltagssprachlich in erster Linie „Natur“ genannt werden, wie Tiere und

Pflanzen. Natur ist vielmehr das, was sich in einer bestimmten *methodischen* Einstellung ergibt. Zum einen ist für diese charakteristisch, dass nach allgemeinen, gesetzmäßigen Zusammenhängen gesucht wird; zum anderen ist für sie das Postulat der Wertfreiheit konstitutiv: ihr Gegenstand gilt als wertfreier Gegenstand theoretischer Erkenntnis.

Die Ökologie untersucht Organismen in ihren Umweltbeziehungen. Einheiten aus Gesellschaften von Organismen verschiedener Arten und deren abiotischen Umwelt werden *Ökosysteme* genannt.⁶⁾ In der Ökosystemforschung werden vor allem die Wechselwirkungen, die zwischen den biotischen und abiotischen Komponenten des Ökosystems bestehen, untersucht: der Materie-, Energie- oder auch Informationstransfer im Ökosystem und die Funktionen der Komponenten bei diesem Transfer.

Dagegen ist Wildnis ein *lebens- und alltagsweltlicher Begriff*. Wildnis ist eine kulturelle Idee beziehungsweise eine bestimmte, ästhetische und sinnlich-emotionale Erfahrung, die vergegenständlicht wird, wenn man ein Gebiet oder Naturding mit bestimmten Eigenschaften als Wildnis begreift.⁷⁾ Natur als Wildnis ist ein *Kulturgegenstand*, auch wenn sie nicht durch Menschen um eines Kulturwertes willen hervorgebracht wurde. Sie war es seit dem Moment, in dem sie *wegen* ihres Wildnis-Charakters das Interesse auf sich zog, und vor diesem Moment existierte sie *nicht* als Wildnis. Man kann von ihr sagen: Wildnis *ist* gar nicht, ehe sie mit Bedeutungen belegt ist.

Die Ideengeschichte und die verschiedenen kulturellen Bedeutungen des Begriffs Wildnis können in den Kulturwissenschaften⁸⁾ analysiert werden. Wildnis wird als Ausdruck oder als Symbol von *kulturellen Ideen und Wertsetzungen*, das heißt auf ihre Bedeutung hin untersucht.

Wildnis als lebensweltlicher Begriff und Ökosystem als naturwissenschaftlicher Begriff von Natur liegen also auf unterschiedlichen Ebenen. Sie schließen sich aus, insofern man weder mit „Ökosystem“ „Wildnis“ erklären oder beschreiben kann, noch andersherum „Wildnis“ mit „Ökosystem“. Sie schließen sich logisch als *gleichzeitige* aus, denn natürlich kann ein und derselbe Mensch ein Gebiet, das er ökologisch untersucht, lebensweltlich als Wildnis erleben – zum Beispiel ein Ökosystemforscher, der sich nachts in

⁵⁾ VOGTMANN 2002, 6.

⁶⁾ Der Ökosystemansatz ist nur eine methodische Perspektive der Ökologie, neben anderen synökologischen existieren aut- und populationsökologische Perspektiven.

⁷⁾ Wie ist das Verhältnis von Wildnis als kultureller Idee und Wildnis als naturräumlicher Gegend oder Naturding? Eine Gegend oder ein Naturding kann als Wildnis erlebt werden, insofern und weil sie Träger der Idee der Wildnis ist. Diese Bedeutung, Wildnis zu sein oder sein zu können, liegt auf einer anderen Ebene als die Beschreibung einer Gegend als Halbwüste oder eines Tieres in seinen biologischen Arteigenschaften, also die Beschreibung anhand von physischen, mit naturwissenschaftlichen Methoden beschreibbaren oder messbaren Eigenschaften. Wildnis ist eine kulturelle Bedeutung, die Dingen vom Subjekt zugeschrieben werden kann.

⁸⁾ Zu Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft als zwei unterschiedliche Methoden vergleiche RICKERT 1899/1926, 10.

seinem Forschungsgebiet vor dem Heulen der Wölfe fürchtet. Aber wenn er Wildnis erlebt und über Wildnis redet, macht er keine Ökologie.⁹⁾ Wildnis kann kein Gegenstand der Wissenschaft Ökologie sein. Man kann das Ökosystem, aber nicht die Wildnis eines Gebietes mit Begriffen der Ökologie beschreiben wie Stoffkreislauf, Populationswachstumsrate oder *ecosystem services*. Um Wildnis zu beschreiben, braucht man Begriffe wie gefährlich, faszinierend, schaurig, unwegsam oder eben wild. Man kann also durchaus über ein und dasselbe Gebiet aus beiden Perspektiven reden, aber diese Perspektiven haben sozusagen nicht denselben Gegenstand: Einerseits interessiert das Gebiet als Träger von Bedeutungen, andererseits als Ort bestimmter Lebewesen und Prozesse – und das ist ein wesentlicher Unterschied.

Ein analytischer Philosoph könnte nun an dieser Stelle sagen: „Klar: hier geht es um zwei kategorial geschiedene Begriffe von Natur oder genauer: um zwei ganz verschiedene Gegenstände, für die wir nur dummerweise konventionell dasselbe Wort benutzen. Wir müssen hier Natur 1 und Natur 2 unterscheiden und diese beiden Begriffe haben nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun. Diejenigen, die diese Begriffe gleichsetzen, machen einen Kategorienfehler.“ Ein Naturschützer könnte dagegen sagen: „Was gehen mich diese akademische Begriffsunterscheidungen an. Ich möchte einen bestimmten Typ von Natur schützen und ob ich den nun ‚Wildnis‘ oder ‚dynamisches Ökosystem‘ oder ‚Ökosystem-wildnis‘ nenne, ist doch egal. Es kommt auf die Praxis an.“

Im Folgenden möchte ich zeigen, dass es nicht egal ist, wie man über Natur redet – gerade wegen der Praxis. Dazu werde ich den Unterschied dieser beiden Begriffe von Natur noch in einer anderen Hinsicht als in ihrer kategorialen Geschiedenheit darstellen, nämlich in Hinsicht auf ihre kulturellen Bedeutungen – den Assoziationen, die sich in Zusammenhang mit diesen Begriffen einstellen, und den kulturellen Ideen, auf die sie verweisen oder die sie einschließen. Dadurch soll sowohl deutlich werden, dass sie doch etwas miteinander zu tun haben, als

auch, dass die richtige Bezeichnung dessen, was geschützt werden soll, für den Naturschutz wesentlich ist.

2.3 Kulturelle Bedeutungen von Natur als Wildnis und von Natur als Ökosystem

2.3.1 Kulturelle Bedeutungen von Natur als Wildnis

Wildnis ist ein Begriff mit dem sehr verschiedene Phänomene bezeichnet werden, zum Beispiel Urwälder, Wüsten, Berge oder ungenutzte Brachflächen, sogar die Stadt („Asphaltdschungel“). Welche Phänomene als wild betrachtet werden und welche nicht und auch *mit welcher Bedeutung* sie belegt werden, unterliegt kulturell-gesellschaftlich geprägten Zuordnungen. Wildnis kann zum Beispiel als Ort des heldenhaften Kampfes, der Eroberung oder des Pioniergeistes, Ort des Ursprungs, des Schreckens oder der Freiheit interpretiert werden.¹⁰⁾

Die verschiedenen Bedeutungen von Wildnis implizieren als gemeinsamen Kern *Unkontrolliertheit*. Während Natur im traditionellen Paradigma der Naturwissenschaft als im Grundsatz vollständig erklärbar und daher auch beherrschbar gedacht wird, denkt man Wildnis als Natur, die man sich nur *emotional-sinnlich* erschließen kann. Sie ist *naturwissenschaftlich unerklärt* oder gar *unerklärbar* und in ihrer Entwicklung *unvorhersehbar*.¹¹⁾ Damit verbunden ist, dass Wildnis *nicht* material *konstruiert* werden kann. Versuche, Wildnis technisch herzustellen, können definitionsgemäß nicht gelingen (vergleiche ELFFERDING in diesem Band). Der Begriff der Wildnis betont an Natur besonders die Bedeutungen *eigenständig* und *von-selbst-da-seiend*. Wildnis ist zudem Natur, die *nicht kommerziell genutzt und verwertet wird*¹²⁾ – wenn es auch Arten der Nutzung gibt, die voll und ganz mit der Idee der Wildnis vereinbar sind.¹³⁾

2.3.2 Kulturelle Bedeutungen von Natur als Ökosystem

Die Ökologie kann, da sie Naturwissenschaft ist, nichts über die *kulturelle Bedeutung* der von ihr untersuchten Gegenstände oder definierten Begriffe aussagen, aber die Kulturwissenschaft kann danach

⁹⁾ Vergleiche VICENZOTTI 2007.

¹⁰⁾ Vergleiche zu unterschiedlichen Wildnisvorstellungen unter anderem SCHAMA 1996; STREMLow & SIDLER 2002; KANGLER & VICENZOTTI 2007; SCHWARZER 2007; VICENZOTTI 2007; KANGLER 2009.

¹¹⁾ Zu diskutieren wäre, ob Natur nur Wildnis sein kann, wenn sie sich faktisch als unerklärbar und unkontrollierbar erweist, sich also unseren technischen Gestaltungsmöglichkeiten entzieht wie zum Beispiel eine Naturkatastrophe. Dagegen spricht, dass Natur auch als Wildnis empfunden werden kann, ohne dass man ihr in tatsächlicher Machtlosigkeit gegenübersteht. Vielleicht braucht das „ultimate Wildniserleben“ reale Lebensgefahr, für das genussvolle Wildniserleben wäre das wohl eher abträglich. Der Eindruck von Wildnis kann jedenfalls auch entstehen, wenn man absichtlich die bestehenden Möglichkeiten der Kontrolle und Regulierung nicht wahrnimmt, wie zum Beispiel auf einer Brachfläche.

¹²⁾ Zweifelsohne kann man auch in einer als Wildnis vermarkteten und kommerziell genutzten Gegend Wildnis erleben, aber dann muss man in diesem Moment diese Vermarktung als Wildnis vergessen können.

¹³⁾ Man denke an die Trapper und Goldsucher in Alaska, die die Wildnis ökonomisch nutzen. Zudem dürfen den meisten Wildnisauffassungen zufolge die Wilden die Wildnis nutzen – allerdings wird meist davon ausgegangen, dass sie sie zum Überleben oder in der Ausübung ihrer Kultur nutzen, aber nicht kommerziell verwerten; einigen Ideologien zufolge sind die Wilden Teil der Wildnis, werden also gar nicht als Menschen betrachtet, deren Kulturausübung Wildnis zerstören könnte. Diese Beispiele zeigen, dass in Wildnisvorstellungen nicht „der Mensch“ gegen „die menschenleere Natur“, sondern Zivilisation (oder bestimmte Formen der Zivilisation) gegen Wildnis steht. Die Idee der Wildnis kann Menschen und Kultur beinhalten.

fragen, welche Bedeutung diese Sichtweise auf Natur als Ökosystem in unserer Kultur hat. Auf welche kulturellen Ideen verweist der – sowohl in der Ökologie wie auch im Naturschutz und anderen lebensweltlichen Zusammenhängen verwendete – Begriff Ökosystem? Was sind die mit ihm assoziierten Ideen? Die Klärung dieser Bedeutungen von „Natur als Ökosystem“ ist wichtig, da in naturschützerischen Kontexten der Begriff Ökosystem oft verwendet wird, um auf ein bestimmtes kulturelles Naturbild – nämlich das der Naturwissenschaften – zu verweisen, ohne dass selbst Naturwissenschaft betrieben wird. Um die kulturelle Bedeutung von Natur als Ökosystem darstellen zu können, erkläre ich zunächst, was in der Naturwissenschaft die methodische Einstellung ist, in der Natur als Ökosystem betrachtet wird. Dazu stelle im Folgenden den Typus der in der Ökologie als klassisch geltenden, physikalisch orientierten Ökosystemtheorie vor.¹⁴⁾

Die meisten modernen Ökosystemtheorien gehen davon aus, dass Ökosysteme vom Beobachter durch fragestellungsabhängige Merkmalsauswahl abgegrenzt und insofern *subjektiv konstruierte* Einheiten sind. Sie vertreten einen *Systemnominalismus*: Ökosysteme werden nicht als natürliche Einheiten angesehen, die es in der Natur zu entdecken gilt, sondern als künstliche Einheiten. Ein Ökosystem *ist* also nicht der Wald oder der See, sondern der Ökologe bestimmt die Auswahl der zum Ökosystem gehörenden Objekte und ihrer Relationen aus der unbestimmten Mannigfaltigkeit der Natur. Die Kriterien für die Auswahl der Komponenten und die Abgrenzung von Ökosystemen werden ausgehend von einem (Nutzungs-) *Interesse* festgelegt: Genau diejenigen Objekte sind Komponenten des Ökosystems, die für das jeweilige Interesse relevant sind, zum Beispiel für die Produktion von Biomasse, die Stabilisierung des Klimas oder für die Erhaltung (seltener) Arten. Weil beliebig viele Nutzungen und Interessen möglich sind, lassen sich unbegrenzt viele Ökosysteme abgrenzen. Ökosysteme werden zwar teleologisch gedacht, weil sie auf einen Zweck bezogen sind. Dieser ist aber kein Selbstzweck, sondern das von außen gesetzte Interesse. Das Ökosystem organisiert sich nicht selbst auf seinen Selbstzweck hin, sondern es wird auf das Interesse hin *gedanklich kon-*

struiert, indem aus dem, was physisch „von Natur aus“ existiert, nach Interesse ausgewählt wird.¹⁵⁾

Ein Ökosystem besteht aus Komponenten, die *Funktionen erfüllen* – entweder für das Ökosystem selbst (zum Beispiel Selbsterhaltung) oder für seine Leistungen für uns (*ecosystem services*). Seine biotischen Komponenten sind nicht Arten, sondern Gruppen funktional äquivalenter Arten, zum Beispiel Produzenten, Makro- und Mikrokonsumenten. Wenn ihr Beitrag zur Ökosystemleistung untersucht wird, wird davon abstrahiert, dass sie aus verschiedenen Arten bestehen, die konkrete und qualitativ unterscheidbare Eigenschaften und Beziehungen zu anderen Arten haben.

Das Erkenntnisinteresse des Ökosystemansatzes richtet sich auf die *technische Verfügung* von Natur; nicht Verfügung von Natur im Allgemeinen,¹⁶⁾ sondern, genauer, von sich selbst reproduzierender Natur. Denn der Ökosystemansatz erfasst sich selbst hervorbringende und sich selbst erhaltende Beziehungssysteme lebender Organismen und ihrer Umwelt. Ökosystemtheorien richten sich also auf die technische Beherrschung der *Selbstproduktion* bestimmter Bereiche von Natur.¹⁷⁾

Die Bedeutungen, die „Natur als Ökosystem“ impliziert, sind also Erklärbarkeit, Kontrolle, Konstruktion, und Nutzung von sich selbst reproduzierender Natur und ihre Unterwerfung unter einen äußeren Zweck.¹⁸⁾

2.3.3 Die Verwendung des Ökosystembegriffs im Naturschutz

Man kann nun einwenden, dass der Begriff Ökosystem in naturschützerischen Zusammenhängen in einem anderen Sinne verwendet wird als in der Ökologie – und das nicht ganz zu Unrecht. Der klassisch-physikalistische Ökosystembegriff ist zwar der in der Ökologie vorherrschende, aber nicht derjenige, der im Naturschutz vorrangig verwendet wird. In vielen Naturschutzpositionen wird ein *Systemrealismus* vertreten: Ökosysteme sind natürliche, sich selbst abgrenzende Einheiten, die unabhängig vom Beobachter existieren. „Ökosystem“ wird meist mehr oder weniger synonym mit lebensweltlichen Begriffen benutzt, zum Beispiel auf einen konkreten Naturaus-

¹⁴⁾ Man ist sich keineswegs einig hinsichtlich der Frage, was ein Ökosystem sei beziehungsweise was die Perspektive des Ökosystemansatzes ausmache. Die im Folgenden vorgestellte ist nicht die alleinige Auffassung in der Ökologie, was ein Ökosystem ist (siehe zum Beispiel die organizistische, realistische Ökosystemtheorie von ODUM 1971b), aber man kann sagen, sie hat sich in der Ökologie durchgesetzt. Vergleiche JAX 1994; 1998; VOIGT 2008.

¹⁵⁾ Es kann auch faktisch hergestellt werden, indem absichtlich bestimmte Organismen in einem Gebiet angesiedelt oder Umweltbedingungen verändert werden.

¹⁶⁾ Nicht nur der Ökosystemansatz, sondern Naturwissenschaft im Allgemeinen produziert Wissen, das sich auf die Möglichkeit der Kontrolle, Prognose und technischen Verfügung richtet. Jedwede erfahrungswissenschaftliche Theorie erschließt, „die Wirklichkeit unter dem leitenden Interesse an der möglichen informativen Sicherung und Erweiterung erfolgskontrollierten Handelns. Dies ist das Erkenntnisinteresse an der technischen Verfügung über vergegenständlichte Prozesse“ (HABERMAS 1965, 15).

¹⁷⁾ Siehe TAYLOR 1988; VOIGT 2008.

¹⁸⁾ Diese Bedeutungen sind meines Erachtens unbeeinflusst von den Veränderungen, denen der Ökosystemansatz unterlag. Sie sind unabhängig davon, ob von Gleichgewichts- oder Ungleichgewichtssystemen ausgegangen wird oder auf welche Variante moderner Systemtheorie sich bezogen wird.

schnitt wie einen Wald oder See oder auch eine ökologische Lebensgemeinschaft mit einem bestimmten Artenspektrum bezogen – auf Naturphänomene, die man vor der Zerstörung schützen kann.

Meine These ist jedoch, dass man sich dennoch auch im Naturschutz auf die *Bedeutung* von Ökosystem im eben beschriebenen technisch-physikalistischen Sinn bezieht – in zweierlei Hinsicht: Der Begriff Ökosystem hat den Nimbus und die Autorität des Naturwissenschaftlichen und damit will man den eigenen Argumenten mehr Gewicht verleihen. Dafür spricht, dass so oft „Ökosystem“ benutzt wird – man könnte ja auch „Wald“ oder „See“ sagen. Zudem werden ökologische Begriffe benutzt, weil man sich auch im Naturschutz Natur als beherrschbar, erklärbar etc. denkt. Man verweist mit „Ökosystem“ darauf, dass man weiß, wie Natur „funktioniert“, was ihr schadet und wie man sie mit technischen Mitteln retten kann. Mit „Ökosystem“ mag ein Wald oder See als konkreter Naturausschnitt gemeint sein, aber es wird auf die Bedeutung von „erklärter und kontrollierter Natur“ verwiesen.

2.4 Die Perspektiven Natur als Ökosystem und Natur als Wildnis schließen einander aus

Ein großer Teil der mit diesen Naturbegriffen verbundenen kulturellen Bedeutungen widersprechen sich: Man kann nicht *gleichzeitig* darauf verweisen, dass Natur als Wildnis mythisch-unerklärt *und* als Ökosystem wissenschaftlich erklärbar ist; oder dass sie von selbst da ist *und* eine interessegeleitete Konstruktion eines Wissenschaftlers; oder dass sie als nicht verwertete Natur ein Symbol der Freiheit in unserer Gesellschaft ist *und* zum Beispiel als Kohlenstoffsenke der Erderwärmung entgegenwirkt und damit Ökosystemdienstleistungen erbringt.

Man kann es natürlich schon und es wird ja auch faktisch häufig so gemacht, wenn zum Beispiel versucht wird, die Existenz von Wildnis durch das Aufzeigen der Ökosystemdynamik zu belegen, oder das „Leitbild Wildnis“ mit der Autorität der Naturwissenschaft zu legitimieren. Aber man kann es nicht, ohne Widersprüche zu produzieren, die für den Naturschutz nachteilige Konsequenzen haben.

3. Die Folgen der Ökologisierung von Wildnis

Diese Vermischung von naturwissenschaftlichen und kulturellen Ebenen (sowie von normativen Begründungen) des Naturschutzes führt in Naturschutzdiskursen zu Missverständnissen und Widersprüchen in der Argumentation. Was soll überhaupt geschützt werden und warum? Man kann darüber hinaus annehmen, dass diese Unklarheiten bei der Vermittlung von Zielen des Naturschutzes bei der Bevölkerung zu Unverständnis und zum Schwinden der Akzeptanz führen. Zumindest wird man nicht alle Menschen mit der Argumentation erreichen können, dass man Ökosysteme und Ökosystemfunktionen erhalten

müsse, da die Leistungs- und Funktionsfähigkeit der Natur letztlich Voraussetzung für das Überleben der Menschen sei. Was Menschen an Natur vorrangig interessiert, liegt auf einer ganz anderen Ebene: Das Erleben von Natur, ihrer Schönheit, Vielfalt und Eigenart, ihrer Eigenständigkeit und Andersartigkeit ist Teil unserer Vorstellung vom „guten Leben“.

Darüber hinaus ist noch eine weitere Folge der Ökologisierung von Wildnis zu bedenken: Wenn man einen Naturgegenstand zugleich als Wildnis und als Ökosystem zu erfassen sucht, geht die Bedeutung von Natur als Wildnis verloren, weil die Betrachtung von Natur als Ökosystem von dem Interesse an Erklärung, Kontrolle und technischer Verwertbarkeit bestimmt ist. Wenn der Naturschutz in den Begründungen seiner Wildnis-Leitbilder auf die Bedeutung von Natur als Ökosystem verweist, geht also gerade das, was bewahrt werden soll, verloren: nicht bestimmte Pflanzen- oder Tierarten, wohl aber das, was Natur dann, wenn man von *Wildnis* spricht, als *Zeichen in einem Sinnzusammenhang* immer bedeutet hat. Damit verschwindet auch das, was die Menschen heute an Natur vor allem interessiert und für sie Grund ist, Natur zu schützen: die Möglichkeit, Natur emotional-sinnlich als Wildnis und sich selbst in dieser zu erleben. Verloren gehen damit die Möglichkeiten, Natur als Ort der Freiheit von zivilisatorischen Zwängen, als Ort des Ungenutzten und Unverwerteten, als Ort des Schreckens, der Schönheit oder der Harmonie zu erfahren.

Der Naturschutz unterstützt damit – ohne es eigentlich zu wollen – eine Entwicklung, die dazu führt, dass diejenigen Naturdinge, denen bisher mit einem gewissen kulturellen Konsens die Bedeutung von „Wildnis“ zugeordnet wurde, sich immer weniger für diese Bedeutungszuweisung eignen. Selbst wenn man mit der Leitidee Wildnis wieder das Naturerlebnis in den Naturschutz einbringen will, wird diese Entwicklung gefördert, sobald in Bezug auf Wildnis zugleich auf Ökosystem verwiesen wird. Selbst wenn solche Naturdinge materiell noch existieren, sind sie nun Schutzgebiete oder Erholungsgebiete. Urwälder werden als Ressource für uns oder die nachfolgenden Generationen betrachtet, stellen die natürlichen Grundstoffe für Medikamente gegen noch nicht existierende Krankheiten zur Verfügung und leisten einen Dienst zur Stabilisierung des Klimas und so weiter. Sie eignen sich damit immer weniger dazu, für uns Wildnis zu sein.

4. Fazit: Was sollte der Naturschutz tun?

Das heißt nicht, dass der Naturschutz *nur* mit Begriffen argumentieren sollte, mit denen über Ästhetik, Naturerlebnis und den Sinn des Lebens gesprochen werden kann. Er braucht die Ebene der Ökologie, denn man kann nur auf der Basis fundierten ökologischen Wissens die Arten schützen, die auf der kulturellen Ebene für unsere Vorstellungen von Natur und Land-

schaft eine Bedeutung haben. Um nicht widersprüchlich und damit unglaubwürdig zu argumentieren und letztlich in seinen Zielen nicht akzeptiert zu werden, muss man jedoch *deutlich* machen, ob man aus ökologischer Perspektive über Natur redet oder ob man über deren kulturelle Bedeutungen redet. *Beides* sollte man im Naturschutz tun, aber man sollte die jeweiligen Ebenen benennen und trennen.

Um jedoch die *Idee der Wildnis* im Naturschutz mit Überzeugungskraft auszustatten, müssen die *kulturellen Gründe* dieser Zielvorstellung nachvollziehbar und diskussionsfähig gemacht werden. Zudem kann man auf die Faszination der Wildnis, die Angst vor ihr und die Freude über sie nur sinnvoll reagieren, wenn die kulturellen Bedeutungen in ihrer Vielfalt *wissenschaftlich* erforscht sind. Daraus, dass es beim Thema Wildnis um etwas Kulturelles und subjektiv-emotionale Ideen und Werthaltungen geht, darf man nicht den Schluss ziehen, dass sich dieses Thema der Wissenschaft entzieht. Wildnis als Kulturgegenstand ist ein komplexes Forschungsgebiet, das in die Domäne der Kulturwissenschaften fällt (vergleiche TREPL in diesem Band). Nur auf der Basis von fundierten kulturwissenschaftlichen Untersuchungen kann man erklären, warum es zum Beispiel im 18. Jahrhundert möglich wurde, die wilden Berge der Alpen nicht mehr abstoßend und schrecklich zu finden wie in der Zeit zuvor. Ebenso wird man nur so erklären können, warum zum Beispiel der Wolf, der seit den 1990er Jahren nach Deutschland kommt, auf soviel Enthusiasmus und Ablehnung stößt. Man braucht natürlich biologisches Wissen über den Wolf, um abschätzen zu können, ob er überhaupt eine Chance hat, sich in Deutschland zu etablieren. Was sich in der Ökologie jedoch nicht zum Thema machen lässt, ist, ob er akzeptiert werden wird. Er schürt Ängste; aber er weckt auch Sehnsüchte und erregt Begeisterung. Der Wolf ist ein Symboltier für Wildnis: Er symbolisiert Freiheit oder die Aussöhnung von Mensch und Natur. Die meisten Wolfsgegner finden ihn beängstigend oder er ist für sie ein Symbol für den Niedergang ihrer Heimat: Der Osten Deutschlands, geschlagen von hoher Arbeitslosigkeit und Abwanderungen, Wohnungsleerstand und Nutzungsaufgabe der Landwirtschaft wird zum „Wolfserwartungsland“. Diese vielfältigen Bedeutungen, die mit dem Wolf verbunden sind, kann man nur auf einer kultur- oder sozialwissenschaftlichen Ebene thematisieren. Dem Wolf als Symbol des Niedergangs kann man, wenn man für seine Wiedereinbürgerung wirbt, nicht entgegentreten, indem man auf seine ökologische Funktion als Top-Prädator im Ökosystem verweist.

Als Fazit lässt sich sagen: Wenn man Natur nur in Form von Ökosystemen schützt – also Natur in ihrer

kontrollier- und nutzbaren Form –, dann trägt man auch dazu bei, dass unter dem, was der Naturschutz für schützenswert erachtet, bald nichts mehr ist, was ein Interesse *als Wildnis* auf sich ziehen kann. Man vertut wesentliches Potential an Naturschutzargumenten, wenn man nicht all die Ebenen anführt, auf denen Natur für uns eine Bedeutung hat. Auf Fragen und Überlegungen genau dieser Art müsste sich eine „Grundlagenforschung“ richten, an der der Naturschutz ein elementares Interesse hat.¹⁹⁾

Danksagung

Ich danke Vera Vicenzotti und vor allem Gisela Kangler für grundlegende Überlegungen zum Thema Wildnis und Ökosystem.

Literatur

- DAHL, Jürgen (1982): Verteidigung des Federgeistchens. Über Ökologie und über Ökologie hinaus. In: Scheidewege: 175-199.
- EISEL, Ulrich (2005): Die immerwährende Utopie der Landschaft. Landschaft als kulturelle Kraft. In: politische ökologie 23: 14-18.
- FISCHER, Ludwig (Hrsg.) (2004): Projektionsfläche Natur: Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg Univ. Press, Hamburg.
- HABER, Wolfgang (2001): Landschaft als Kulturaufgabe. In: Jahrb. d. Bay. Akad. d. Schönen Künste 15: 99-136.
- HABER, Wolfgang (2006): Kulturlandschaften und die Paradigmen des Naturschutzes. In: Stadt + Grün: 20-25.
- HABER, Wolfgang (2008): Welchen Naturschutz wollen wir? – Symposium „Welchen Naturschutz wollen wir?“ Von der Zukunftsfähigkeit verschiedener Naturschutzstrategien. Deutscher Naturschutzring e.V.: 10-23.
- HABERMAS, Jürgen (1965): Erkenntnis und Interesse. In: HABERMAS, J. (Hrsg.): Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Suhrkamp, Frankfurt a. M.: 146-168.
- HARD, Gerhard (1994): Die Natur, die Stadt und die Ökologie. Reflexionen über „StadtNatur“ und „Stadtökologie“. In: ERNSTE, H. (Hrsg.): Pathways to Human Ecology. Lang, Bern et al.: 161-180.
- JAX, Kurt (1994): Das ökologische Babylon. In: Bild der Wissenschaft: 92-95.
- JAX, Kurt (1998): Holocoen and ecosystem: on the origin and historical consequences of two concepts. In: J. Hist.Biol. 31: 113-142.
- KANGLER, Gisela (2009): Von der schrecklichen Waldwildnis zum bedrohten Wald-ökosystem – Differenzierung von Wildnisbegriffen in der Geschichte des Bayerischen Waldes. In: KIRCHHOFF, Thomas & Ludwig TREPL (Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript, Bielefeld: 263-278.

¹⁹⁾ Solche Fragen und Überlegungen werden behandelt zum Beispiel in den Beiträgen in KÖRNER et al. 2003b, FISCHER 2004, KAZAL et al. 2006, PIECHOCKI & WIERSBINSKI 2007, KIRCHHOFF & TREPL 2009.

- KANGLER, Gisela & VICENZOTTI, Vera (2007): Stadt. Land. Wildnis. Das Wilde in Naturlandschaft, Kulturlandschaft und Zwischenstadt. In: BAUEROCHSE, Andreas, HASSMANN, Henning & ICKERODT, Ulf (Hrsg.): Kulturlandschaft. administrativ - digital - touristisch. Schmidt, Berlin: 279-314.
- KAZAL, Irene; VOIGT, Annette; WEIL, Angela & ZUTZ, Axel (Hrsg.) (2006): Kulturen der Landschaft. Ideen von Kulturlandschaft zwischen Tradition und Modernisierung. Universitätsverlag der TU Berlin, Berlin.
- KIRCHHOFF, Thomas & TREPL, Ludwig (Hrsg.) (2009): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript, Bielefeld.
- KÖRNER, Stefan; EISEL, Ulrich & NAGEL, Annemarie (2003a): Heimat als Thema des Naturschutzes: Anregungen für eine sozio-kulturelle Erweiterung. In: Natur u. Landschaft 78: 382-389.
- KÖRNER, Stefan; NAGEL, Annemarie & EISEL, Ulrich (2003b): Naturschutzbegründungen. BfN, Bonn-Bad Godesberg.
- ODUM, Eugene P. (1971a): Environment, Power, and Interscience New York.
- ODUM, Eugene P. (1971b): Fundamentals of Ecology. Saunders, Philadelphia.
- PIECHOCKI, Reinhard; EISEL, Ulrich; KÖRNER, Stefan; NAGEL, Annemarie & WIERSBINSKI, Norbert (2003): Vilmer Thesen zu „Heimat“ und Naturschutz. In: Natur u. Landschaft 78: 241-244.
- PIECHOCKI, Reinhard; EISEL, Ulrich; HABER, Wolfgang & OTT, Konrad (2004): Vilmer Thesen zum Natur- und Umweltschutz. In: Natur u. Landschaft 79: 529-533.
- PIECHOCKI, Reinhard & WIERSBINSKI, Norbert (Hrsg.) (2007): Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker. BfN, Bonn-Bad Godesberg.
- RICKERT, Heinrich (1899/1926): Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Mohr (Siebeck), Tübingen.
- SCHAMA, Simon (1996): Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. Kindler, München.
- SCHWARZER, Markus (2007): Das Phänomen Wildnis in der Landschaft. Wald und Hochgebirge als Idealtypen gegenwärtiger Wildnis. In: KÖRNER, Stefan & MARSCHALL, Ilke (Hrsg.): Die Zukunft der Kulturlandschaft. Verwildertes Land – wuchernde Stadt? BfN, Bonn-Bad Godesberg: 112-123.
- STREMLow, Matthias & SIDLER, Christian (2002): Schreibzüge durch die Wildnis. Wildnisvorstellungen in Literatur und Printmedien der Schweiz. Haupt, Bern.
- TAYLOR, Peter (1988): Technocratic optimism, H.T. Odum, and the partial transformation of ecological metaphor after World War II. In: J. Hist. Biol. 21: 213-244.
- TREPL, Ludwig (1981): Ökologie und ökologische Weltanschauung. In: Natur u. Landschaft: 71-75.
- TREPL, Ludwig (1983): Ökologie – eine grüne Leitwissenschaft? Über Grenzen und Perspektiven einer modischen Disziplin. – Zumutungen an die Grünen. Rotbuch, Berlin: 6-27.
- TREPL, Ludwig & VOIGT, Annette (2009): Von einer Kulturaufgabe zur angewandten Ökologie – welche Verwissenschaftlichung hat der Naturschutz nötig? In: Verein zum Schutz der Bergwelt e.V. (Hrsg.): Jahrbuch 2008, München
- VICENZOTTI, Vera (2007): Wildnis ist nicht gleich Wildnis. Überlegungen zu unterschiedlichen Wildnisvorstellungen in Stadtökologie, Landschaftsarchitektur und Städtebau. In: DETTMAR, Jörg & WERNER, Peter (Hrsg.): Perspektiven und Bedeutung von Stadtnatur für die Stadtentwicklung, Darmstadt: 15-25.
- VOGTMANN, Hartmut (2002): Vorwort des Präsidenten des Bundesamtes für Naturschutz. - Wildnis vor der Haustür. Bayerisches Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten, Zwieselerwaldhaus: 6
- VOIGT, Annette (2008): Theorien synökologischer Einheiten. Ein Beitrag zur Erklärung der Uneindeutigkeit des Ökosystembegriffs. Dissertation. Technische Universität München, Freising. <http://mediatum2.ub.tum.de/node?id=632738>.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Annette Voigt
Universität Salzburg
FB Geographie und Geologie
AG Stadt- und Landschaftsökologie
Hellbrunnerstrasse 34, 5020 Salzburg
e-Mail: annette.voigt@sbg.ac.at

Kann Wildnis simuliert werden?

Widersprüche in Nationalparkzielen

Wieland ELFFERDING



Abbildung 1: Wildnis als dezidiertes *Kulturprodukt* kann in Nationalparks durch den Naturschutz nicht hergestellt oder gar gestaltet werden. Das Bild zeigt eine Windwurffläche am Lakaberg am Großen Falkenstein im Nationalpark Bayerischer Wald. (Foto: Ursula Schuster 2009)

Zusammenfassung

Wildnis ist, bevor sie Kulturaufgabe wird, Kulturprodukt. Wildnis ist ein diskursives Ergebnis der Konfrontation von „Zivilisation“ und Nicht-Zivilisiertem im Verlauf ihrer Entdeckung und Eroberung. Das Wilde der Wildnis ist das nach außen projizierte Innere der Zivilisation. Letztlich steckt hinter den Aporien des Wildnisbegriffs der falsche Gegensatz von Natur und Kultur, der auf der Verdrängung der eigenen Menschennatur beruht.

Nationalparks sind als Gestaltungen des Naturschutzes zu kurz verstanden. Nationalparks werden in einer der Zerstörung preisgegebenen Umwelt zum Symbol für Rettung. Die Erklärung eines bestimmten Gebietes/Territoriums zur eigentlichen „Wildnis“ mit Modellcharakter versetzt den Rest der Welt „automatisch“ in den Status

eines nicht geschützten Territoriums. Eine vom Menschen gepflegte Menschenleere bleibt jedoch eine gedankliche und praktische Herausforderung. Ebenso ist es mit einem nutzungsfreien Gesamtnutzen, welchen der lupenreine Nationalpark verspricht (Gegenmodell: Nachhaltigkeit der tradierten Bergbauernwirtschaft). Soweit Nationalparks Wildnisse (re)konstruieren, nehmen sie an der Dialektik des Wilden teil: seine Einverleibung in die Zivilisation und somit seine Zerstörung. Die (Re)Konstruktion von Wildnissen ist immer arbiträr – es könnte immer auch eine andere sein.

Je mehr die Profilierung von Nationalparks in Richtung „Wildnis“ geht, desto mehr wird die Spannung zwischen Erhaltung und Zerstörung, zwischen Leben und Tod ein

Thema. Auch mit dem Begriff des Prozessschutzes ist diese Spannung nicht stillgestellt, sondern nur begrifflich zusammengezwungen. Mit der Modellierung von Nationalparks als Wildnisse spitzt sich die pädagogische Zielbestimmung zu: Nach dreihundert Jahren Kampf für die Kultur/Zivilisation soll in Europa das Wilde wieder positiv kodiert werden (...von der Apokalypse des Waldsterbens zur Ästhetik des Totholzes; ...heile oder wilde Natur?).

Wildnis kann nicht simuliert werden, – nicht nur deshalb, weil die künstliche Fabrikation von Wildnis einen Widerspruch in sich darstellt und eine eigens für das Publikum präparierte Wildnis als Placebo bald entlarvt und verworfen wird; sondern weil Wildnis heute immer schon simuliert ist (ihre Funktion in einer Welt von Simulationen erhält) und eine simulierte Simulation ein Paradox wäre.

Die Karte im Maßstab 1:25 000 verzeichnet ein winziges schwarzes Rechteck und beiderseits eine schwache, gestrichelte Linie. Hier muss also einmal ein Almhaus gewesen sein und was wäre ein Almhaus ohne Zugänge. Aber wann war das? Der Stand der Karte ist gewiss zehn Jahre alt, vermutlich haben sie die Kartographen damals auch nur wieder fortgeschrieben. Also müssen wir selbst zusehen. Und wirklich finden wir einen Einstieg mit Steigspuren. Wie meistens, müssen es Jäger gewesen sein, die das Gelände natürlich immer wieder einmal begangen haben. Die Steigspuren verlieren sich nach einer halben Stunde Weges im Dickicht. Wir finden das Häuschen der aufgelassenen Alm, aber für eine Wegstrecke von zwei Kilometern brauchen wir drei Stunden, waren zwischendurch schon auf einem Höhenkrat, wieder unten im Isartal und haben ein, zwei weitere Vorstöße und Rückzüge gemacht. Unser Ziel, den Durchstieg über eine weitere aufgelassene Alm zu finden oder gar eine Umrundung des gesamten Bergmassivs zu schaffen, die ganz sicher einmal möglich war, haben wir nicht erreicht. In einem Steilhang hatte ein Bergsturz das Gelände offensichtlich vor einiger Zeit schon derart verändert, dass es uns zu gefährlich wurde und wir uns zurückgezogen haben. Schlussendlich saßen wir in der Nachmittagssonne zwischen Treibgut im Isartal und waren nach einer Unternehmung, welche die meisten unserer Zeitgenossen für Blödsinn ansehen würden, wüssten sie überhaupt davon, ganz glücklich und guter Dinge, die Sache zu einem anderen Zeitpunkt und unter anderen Bedingungen noch einmal anzupacken und weiterzutreiben.

Es hat sich eine unverbundene Bande von Berggehern herausgebildet, die den Sensationen des Unspektakulären nachspüren. Frustriert von endlosen Almstraßen, von verfallenden Alpenvereinswegen und dem Wochenendrun auf die HotSpots der Alpen, gehen sie weglos ins Gelände und suchen ihr Glück in neuen Routen, die häufig die ganz alten sind. Jenseits des Nanga-Parbat-Wahnsinns, aber keineswegs risikolos scheren sie sich einen Dreck um Ermahnungen, die Wege nicht zu verlassen. Sie schneiden nicht ab, sie berühren ja die Wege kaum noch. Ein Wildnistrend? Aber nein doch, wir suchen zwar eine Natur, die von den Heutigen kaum berührt wird. Aber ebenso, wie wir auf unseren Routen die Sukzession beobachten, die periodische Zirkulation von Arten sowie die Zerstörung und Rekonstruktion von

Landschaften, so interessieren wir uns besonders für die Spuren unserer Vorfahren, die hier schon einmal gegangen sind, die ihre Spuren in der Natur hinterlassen haben und diese prägten bis auf unsere Tage.

Die folgenden Überlegungen bewegen sich nicht auf der Linie landschaftsökologischer oder gar landschaftsplanerischer Ansätze zum Naturschutz. Vielmehr geht es darum, die Wildnisproblematik in den kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Gerade für die Fachleute aus Natur- und Umweltschutz, für die Aktivisten der Biodiversität und des landschaftlichen Rückbaus mag es von Nutzen sein, ihr Tun in den Kontext mächtiger Zeitströmungen zu stellen, die zwar nicht auf ihrem Feld entstehen, die aber auf dieses Feld sehr wohl ideologisch und politisch einwirken. Gute Absichten können ins Leere laufen, wenn sie die interferierenden großen Wellen ignorieren, welche von den mächtigen Zeitströmungen ausgesendet werden.

Das Bedürfnis nach Wildnis wächst, so heißt es. Der historisch Informierte könnte schon hier misstrauisch werden, denn wird der Zivilisierte heiß auf das Wilde, kündigt sich Kolonialismus an. Das neuerliche Bedürfnis nach Wildnis wird durch verschiedene, zusammenwirkende Zeittendenzen gespeist. Die Schattenseiten der postindustriellen Zivilisation und die sozialen Kosten des nachmarktwirtschaftlichen Kapitalismus treten stärker ins allgemeine Bewusstsein. Die durch ein Vierteljahrhundert beleidigte Männlichkeit sucht lange schon nach neuen Herausforderungen, wenn nicht nach Revanche. Die mangelnde Fähigkeit und der mangelnde Wille zur sozialen und politischen Lösung von Problemen schaffen Raum für biologistische Weltansichten. All diese Kraftlinien treffen sich unter anderem in einer erneuten, womöglich neoromantischen Sehnsucht nach „reiner“ oder „wilder“ Natur.

Gleichzeitig werden die europäischen Kulturlandschaften auf eine Weise und in einem Maße rückgebaut, die auch für das allgemeine Publikum spürbar werden. Ob nun die „Renaturierung“ zuvor landwirtschaftlich genutzter Flächen ökologisch begründet wird oder eher ökonomisch im Zusammenhang der Krise der europäischen Landschaften, ob der Autofahrer mit der Versteppung bestimmter Landstriche durch Sandstürme mit Sichtproblemen konfrontiert wird, ob ganze Stadtviertel in ostdeutschen Städten in Parklandschaften verwandelt werden, nachdem

die leerstehenden Wohnblocks „rückgebaut“ wurden, und aus den von Kommunen nicht mehr reparablen Schlaglöchern der Nebenstraßen neues Grün herauswächst, ob Deutschland mit der Perspektive konfrontiert wird, dass man in zwanzig Jahren, wie etwa in den USA, in bestimmten Regionen hundertfünfzig Kilometer zurücklegen kann, ohne eine bewohnte Siedlung zu berühren – all diese Tendenzen und Perspektiven lassen sich als Rückbau der Kulturlandschaften auf einen noch nicht näher definierten Status ante quem auffassen, der in gewisser Weise eine Annäherung an jeweils verschiedene, abgestufte Wildnisse bedeuten wird.

Landschaftsökologen und -planer mögen aus diesen Nöten eine Tugend machen wollen und Wildnis in die Palette ihres Angebots an Landschaftstypen aufnehmen wollen. Ihr Geschäft wäre es dann, den ohnehin vorhandenen Tendenzen geordnet nachzuhelfen und verschiedene Typen von Wildnis herzustellen und zu pflegen, die den Hunger einer immer weiter ausufernden „Erlebnisgesellschaft“ zu stillen helfen sollten.

Ihnen sei die **These** entgegengestellt (vergleiche SCHURIG/PLANKEN 2000, 197 u. 206):

Wildnis kann nicht simuliert werden. Die künstliche Fabrikation von Wildnis stellt einen Widerspruch in sich dar. Eine eigens für das Publikum präparierte Wildnis wird als Placebo bald entlarvt und verworfen.

Eine simulierte Wildnis weckt durch ihren Verschleiß endlose Revisionsbedürfnisse, erfordert also die Simulation immer neuer „Wildnisse“, welche die jeweils vorangehenden dementieren.

Die Wildnisse, von denen wir sprechen können, sind allerdings nicht frei erfunden, sondern in der Regel *rekonstruiert*. Wir denken, das Publikum will die Natur, wie sie einmal war. Aber *welche* Natur, die wann einmal so war? Die Rekonstruktion von Wildnissen erzeugt eine Kette von biologischen oder ökologischen Begründungsbedürfnissen: warum soll es gerade diese Wildnis und nicht eine andere sein? Warum greifen wir auf dieses historische Biotop zurück und nicht auf ein anderes? Das sind schwer zu beantwortende Fragen, insofern rein pragmatische Entscheidungen die „Philosophie“ von Wildnisprojekten Lügen strafen könnten. Schließlich käme es

einer wertfundamentalen Begründung von Wildnis schlecht an, ihre konkrete Gestalt wäre nur dem Zufall oder gar ökonomischen Gründen geschuldet.

Begriffliche Voraussetzungen

Wildnis ist ein diskursives Ergebnis der Konfrontation von „Zivilisation“ und Nicht-Zivilisiertem im Verlauf ihrer Entdeckung und Eroberung. Die Diskussion über Wildnis kann hier von der Definition des Wilden in der Ethnologie und Kolonialgeschichte lernen. Dem Wilden werden Merkmale ex negativo beziehungsweise aus der Verdrängung heraus zugeschrieben. Das Wilde der Wildnis ist in aller Regel das nach außen projizierte Innere der Zivilisation, also die eigene, innere Wildnis.

So definiert die Wildnis zunächst auch ein Jenseits der Kultur beziehungsweise der Zivilisation, das sich in dem Maße auflöst, wie es angeeignet wird (Dialektik des Wilden). Davon zeugen etwa die Hüttchen vor den wild aufragenden Felswänden in der Alpinmalerei des 19. Jahrhunderts (vergleiche ELFFERDING 2004). Erst im Gegensatz zur menschlichen Präsenz wird die Wildnis zur Wildnis, als „reine“ Wildnis ist sie für uns nicht existent, weil nicht erfahrbar.¹⁾ Auf die religiösen Konnotationen der Transzendenz, welche im Verständnis der Wildnis, der „unberührten“ Natur immer mitschwingen, kann hier nur verwiesen werden. Was soll ein Leben des ganz Anderen denn anderes sein als letztlich ein göttliches?

Wildnis zeigt sich derart als ein rein kultureller Begriff. Eine Landschaft, in der (zum Beispiel indianische) Jäger Pfade getreten haben, Depots und Stützpunkte einrichten, ist bereits eine angeeignete und genutzte Natur. Auf keinen Fall ist sie unberührt. „Wildnis“? Ab wieviel Jägern, ab wieviel Jagdhütten, Unterständen, bei welcher Wedegedichte würden wir nicht mehr von „Wildnis“ sprechen?

Die Fragen verweisen auf die Aporien des Begriffs. Er behauptet letztlich einen falschen Gegensatz. Wildnis ist ein Landschaftstypus unter anderen und somit in sich differenziert. Sie definiert sich immer im Gegensatz zu und im Zusammenhang mit einer, historisch wechselnden, Kulturlandschaft.²⁾

Exkurs

Aber arbeiten wir nicht mit gesicherten Begriffen, in denen der Wildnisbegriff vorkommt, etwa: Wildpflanz-

¹⁾ Hier liegt das Problem von Wildnisbestimmungen naturschützerisch engagierter Autoren, die neben den Wildnisdiskursen noch eine „reale“ Wildnis etwa in den Kernzonen der Nationalparks ausmachen. Diese existieren jedoch nicht außerdiskursiv. Sofern sie als unabhängig vom Menschen vorgestellt werden, sind sie keine Wildnis, sondern Gegenstand der Naturwissenschaft, also schlicht Natur. Dass auch die Naturwissenschaften ein Diskursuniversum darstellen und insofern nicht an der Nabelschnur zur „realen Welt“ hängen, hat sich mittlerweile herumgesprochen.

²⁾ Der hier benutzte Wildnisbegriff berührt sich mit dem in der Trepl-Schule vertretenen, was den diskursiven und nicht naturwissenschaftlichen oder gar ontologischen Status angeht. Diskurse sind allerdings weder reine Ideen noch rein heuristische Idealtypen. Da sie materiell fundiertes und wirksames Bedeutungshandeln regieren, können sie eher praxeologisch als heuristisch verstanden werden. Auch erhebt sich die Frage, ob eine begriffliche Trennung von Landschaft und Wildnis entlang der Unterscheidung von Ästhetik und Moral nicht gerade die dialektische Struktur von „Wildnis“ als schrecklich schöne zerschneidet, deren zwei Seiten für das Verständnis ihrer Dynamik zusammengehalten werden müssen (vergleiche KIRCHHOFF u. TREPL 2009, 16f., 22f.).

zen – Kulturpflanzen? Doch schon der zweite Blick zeigt, dass auch hier die Begriffe fließen. Ist ein Kulturfolger noch „wild“? Ist die Fichte eine Kultur- oder eine Wildpflanze? Wie sehr kann ein orientierungsloser Stadtmensch sich in einem dunklen Fichtenwald verlaufen und froh sein, wenn er der „Wildnis“ entronnen ist – wie wenig aber hat der auf baldige Nutzbarkeit hin angelegte Fichtenwald, der den Mischwald verdrängte, mit „Wildnis“ zu tun? Aber war denn der Hutewald, der nur noch selten anzutreffen ist, eine Wildnis – oder nicht vielmehr selbst ein Kulturprodukt, das auf ausgeklügelte Weise verschiedene koexistierende Nutzungen auf Nachhaltigkeit stellte?

Letztlich steckt hinter diesen Begriffsaporien der falsche Gegensatz von Natur und Kultur, der auf der Verdrängung der eigenen Menschennatur beruht. Nur weil wir aus unserem Selbstbild die unbeherrschte und unberechenbare Natur, ihre Mehrdeutigkeit und Offenheit, verbannt haben, kann uns gegenüber eine „reine“, „wilde“ Natur mit all den Merkmalen definiert werden, die wiederum gewaltsam von allen Spuren der menschlichen Einmischung, Bearbeitung und Nutzung gereinigt werden muss. Die künstliche Trennung zweier Momente, die in allen Bereichen in verschiedenen „Mischungen“ zusammengehören, schafft die Begriffsnöte, aus denen ohne Beachtung des dialektischen Verhältnisses beider zueinander, von Kultur und Natur, von Zivilisation und Wildnis, nicht herauszukommen ist.

Zugespitzt: Erst wenn wir akzeptieren, dass der Mensch, der auf dem Mittelstreifen der Autobahn nach Wildpflanzen sucht, sich in der Wildnis befindet und in höchster Lebensgefahr ist – schon durch einen möglichen stressbedingten Herzinfarkt –, gewinnen wir begriffliche Klarheit über die Wildnis. Insofern gehört der „Großstadtdschungel“ mit all seinen Facetten zum Thema (vergleiche REICHHOLF 2007), auch wenn bisher noch niemand auf die Idee gekommen ist, mitten in Berlin einen Nationalpark zu gründen.

Die Ausgangsthese scheint also falsch zu sein, denn wenn Wildnis diskursiv konstituiert ist, dann kann sie doch auch simuliert werden.

Dem ist entgegenzuhalten, dass es immer historisch bestimmte Konstellationen von Landschaften gibt, in denen Landschaftstypen die „Rolle“ der Wildnis übernehmen. Diese sind nicht beliebig austauschbar. So repräsentieren Ewiges Eis, Urwald, Dschungel und Gebirge seit dem 19. Jahrhundert in der europäischen Kultur die Wildnis, bald wird es der Weltraum sein.

Die begrifflichen Probleme zeigen sich in der Verwendung des Wildnisbegriffs in der Literatur. Viele Autoren bekennen frank und frei, dass es „primäre Wildnis“ – manche sprechen von „Erstwildnis“ – in Mitteleuropa nicht geben könne, dass also nur von „sekundärer Wildnis“ die Rede sein könne. Solche

Begriffsbildungen wie „primär“ oder „sekundär“ sind reine Verlegenheitslösungen für ein als solches ungelöstes Problem, nämlich die Wildnis aus sich heraus zu bestimmen und nicht pragmatisch bezogen auf die Dauer des Eingriffs oder Nichteingriffs des Menschen.

Nationalpark – Heimstatt der „Wildnis“

Bei den Landschaftsökologen ist Bescheidenheit angesagt, da die anderen großen Landschaftsbildhauer (ökonomische Langzeitkonjunkturen, Wanderungsbewegungen/Demographie, Katastrophen) mehr bewirken für die Wildnis als alle Nationalparkgründungen zusammen. Flächenstilllegungen im Zusammenhang des Rückbaus der europäischen Landwirtschaft, die Entvölkerung des Ostens, das Verfallen der Wege durch Armut der öffentlichen Hand, um nur ein paar Tendenzen zu nennen, werden aufs Ganze gesehen mächtigere Wildnisproduzenten sein als die Gründer und Pfleger von Nationalparks. Gewiss, beides muss sich nicht gegenseitig ausschließen. Das verweist auf die Notwendigkeit, die bewusste Produktion von Wildnis in den Zusammenhang zu stellen mit parallelen oder konträren Entwicklungen, welche die Gestaltungsziele überholen oder bremsen können.

Wenn hier das Selbstverständnis von Nationalparks kritisch betrachtet wird, so müssen zunächst ein paar Missverständnisse ausgeräumt werden. Die Gründung eines Nationalparks wird zunächst einmal als ein hervorgehobener Akt des Naturschutzes verstanden. Und wer kann schon gegen Naturschutz sein? Natürlich kann niemand dagegen sein, einen schönen Buchenbestand wie im Steigerwald zu schützen, so wenig wie gegen den Schutz, sagen wir des Hirschkäfers, etwas Vernünftiges einzuwenden ist. Selbst die umfassendere Idee des Nationalparks, für die seit der Industrialisierung, also seit gut zweihundert Jahren um sich greifende Zerstörung von Naturlandschaften und Ausrottung von Arten einen winzigen Ausgleich zu schaffen und wenigstens, sagen wir, zwei oder auch fünf Prozent der Landesfläche diesem anhaltenden Prozess zu entreißen – welcher vernünftig denkende Mensch könnte dagegen sein?

Eine ganz andere Frage ist allerdings, welche Bedeutung dieser besondere Schutz im Gesamtzusammenhang unseres Umgangs mit und unseres Verständnisses von der Natur hat. Kurz gesagt, wir machen die Natur in der Gestalt des Nationalparks zum Symbol, und das ist nicht nur gut, sondern mindestens ebenso problematisch. Nationalparks stehen, ob sie wollen oder nicht, in einem Wirkungszusammenhang mit ihrer Umgebung. Dieser Zusammenhang ist nicht nur ökologisch und ökonomisch, sondern er ist auch politisch-symbolisch. In einem gewissen Verständnis stellt ein Nationalpark symbolische Politik dar, auch wenn das geschützte Territorium alles andere als rein symbolisch ist. Allerdings hat jedes Symbol einen Körper, eine physische Basis. Die Erklärung

eines bestimmten Gebietes/Territoriums zur eigentlichen „Wildnis“ mit Modellcharakter versetzt den Rest der Welt „automatisch“ in den Status eines nicht geschützten Territoriums. Da hilft auch die taktische Ausrede wenig, das sei ja nur der Anfang und bald würde der Rest der Welt folgen. Einmal abgesehen davon, dass daran sowieso niemand glaubt, dürfen die Kräfte der Kompensation und des Ersatzes nicht unterschätzt werden, welche die Ökologie ja als durchgängige Logik ohnehin erfasst haben und zu ersticken drohen.

Was an dem Konzept des Nationalparks kritisch zu betrachten ist, lässt sich an einer Widerspruchsanalyse der typischen Ziele von Nationalparks am besten zeigen.

Nationalparkziele: Widerspruchsanalyse

- **Arterhaltung**
- **Forschung**
- **Erziehung**
- **Wildnis**

Die Ziele der Nationalparks in Deutschland sind offensichtlich, bezogen auf die Wildnisproblematik, heterogen. Das liegt gewiss daran, dass die Gründungen selbst die Entwicklung des Schutzgedankens vom statischen Zielschutz hin zum Prozessschutz abbilden. Zudem gehen die Erfahrungen bei der Auseinandersetzung um Nationalparks in sich verändernde Zielbestimmungen ein. Abgesehen von historischen und taktischen Aspekten der Legitimation von Nationalparks bleibt jedoch das Konzept insgesamt mehrdeutig, was meines Erachtens an dem im Grundsatz ungeklärten Verhältnis von Mensch und Natur liegt.

Einige Parks wurden unter einem vorrangigen Schutzziel gegründet, etwa dem Ziel der Erhaltung einer bestimmten Art. Das war beispielsweise beim Hainich in Thüringen der Fall, der angedachte Nationalpark Steigerwald steht ebenfalls vorrangig unter dem Zeichen der Buche. Die wenigsten aktiven Naturschützer legen sich wohl Rechenschaft darüber ab, dass die Kategorie des Schutzes mehrdeutig ist und zumindest auch eine problematische Seite enthält. Die ersten Alpenblumenschützer haben Alpenblumengärten neben den Hütten angelegt. Die Wanderer sollten die Blumen kennenlernen, aber ohne sie am Ort aufzusuchen und sie womöglich abzureißen. Später wanderten die Bilder der geschützten Pflanzen, sehr schön auf einem Plakat versammelt, durch Täler und Höhen. Das Edelweiß, millionenfach abgebildet, stellt wohl das bekannteste dieser Symbole dar, die Opfer und Ersatz in sich vereinen. Ja, Opfer (ELFFERDING 2000b). In der Gesellschaft sind wir inzwi-

schen eher bereit, diese Logik zu durchdenken und zu begreifen. Opferschutz droht immer in Diskriminierung umzukippen, Markierung von Opfern in ihre Auslieferung. Können wir ausschließen, dass die Natur ebenso sensibel ist? Behinderten geht es besser, wenn sie nicht in einer Schule konzentriert werden, sondern wenn es viele Integrationsschulen gibt. Wie geht es da den Buchen in dieser politischen Hinsicht?

Andere, wie zum Beispiel der Nationalpark Wattenmeer, proklamieren gerade, dass es nicht um die Erhaltung einer bestimmten Art oder einzelner Arten gehe, vielmehr ist die Devise: „Natur Natur sein lassen.“³⁾ Oder, wie die Zielbestimmung des ältesten mitteleuropäischen Nationalparks in der Schweiz lautet: „Langfristig sollen wieder jene Zustände erreicht werden, wie sie vor Eintreffen des Menschen vor rund 5000 Jahren überall geherrscht haben.“⁴⁾ Der heutige Mensch soll sich auf die Rolle eines Beobachters zurückziehen.

Was aber geschieht, wenn die aktuelle Naturentwicklung den Schutzzielen ins Gehege kommt? Im Nationalpark Berchtesgaden wird ein „Leittriebverbissanteil von bis zu 20% je Baumart ... als tragbar bewertet.“⁵⁾ Nicht so jedoch in den Gebieten, wo die Herstellung von Mischwald gefährdet erscheint. Da steht auf jeden Fall eine Bestandsregulierung des Schalenwildes an. Der Mensch tritt aus dem Beobachterstatus heraus und modelliert sich seine Wildnis, wie er meint, dass sie einmal gewesen sein sollte. Schärfer noch stellt sich die Frage nach dem Eingreifen des Menschen im Falle von Katastrophen. Sollen Brände gelöscht werden, fragt sich der Schweizer Natio-

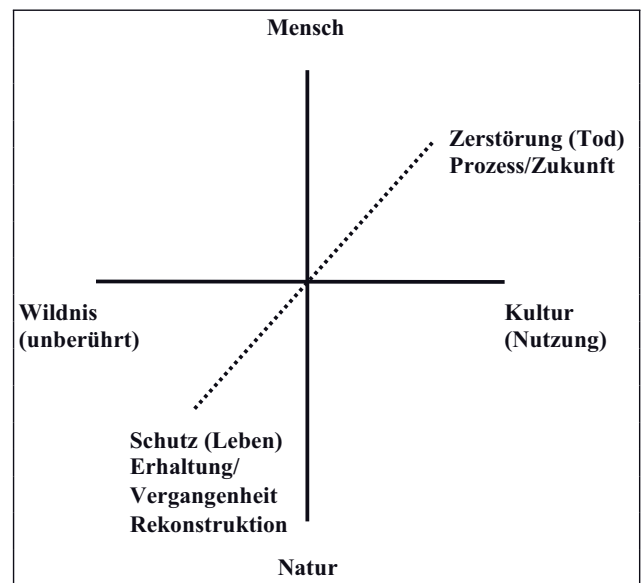


Abbildung 2: Dichotomien von Begründungen für Nationalparkziele

³⁾ <http://www.wattenmeer-nationalpark.de/ueber/ziele.htm>

⁴⁾ Artikel Schweizerischer Nationalpark aus Wikipedia

⁵⁾ Nationalparkplan Berchtesgaden 2001, Leitziele zur Wildbestandsregulierung

nalpark, um den in hundert Jahren rekonstruierten, nun so waldursprünglich gewordenen Waldbestand zu schützen, oder gehören derlei Katastrophen zur Wildnis?⁶⁾

Die Ambivalenz im Verhältnis zur Natur zeigt sich recht deutlich, denken wir an Forstwirtschaftler und Naturschützer, die nach Jahren eines verheerenden Sturms, dessen Schäden schlicht aus Gründen des Geldes und der fehlenden Arbeitskapazität nicht beseitigt werden konnten, zu frohlocken beginnen, welche Artenvielfalt aus den Trümmern des flachgelegten Fichtenwaldes hervorwächst. In Wahrheit steht hier das Verhältnis von Werden und Vergehen, von Leben und Tod in Frage, das durch die hergebrachte Schutzrhetorik eher verdeckt als offengelegt wird. Der Begriff des Prozessschutzes zwingt die beiden Momente zusammen, lässt jedoch offen, ob denn jedes faktische Ergebnis einer Sukzession oder einer Katastrophe als schützenswert angesehen werden wird (vergleiche SCHUSTER in diesem Band).

Setzen die Zielbestimmungen des Nationalparks meist ein negatives Verhältnis des Menschen zur Natur, ein Ausschlussverhältnis, so widersprechen dem andere Momente des Selbstverständnisses von Nationalparks. Und zwar einmal für den Fall, dass ein Nationalpark ausdrücklich die Elemente historisch gewachsener Kulturlandschaft einbezieht, wie etwa der Nationalpark Berchtesgaden. Unter dem Leitziel des Landschaftsschutzes machen sich die Betreiber des Nationalparks Gedanken darüber, wie etwa die Gebäude der traditionellen Landwirtschaft, die Almkaser mit ihren Schindeldächern wiederhergestellt werden können, so auch die traditionelle Zäune und Trockenmauern. Die Besucher/innen des Nationalparks sollen in diesen Kasern grundsätzlich mit landwirtschaftlichen Produkten aus bergbäuerlichen Betrieben der Region bewirtet werden, die Rekonstruktion der Gebäude sollen ausschließlich auf standort-eigene Produktionskräfte zurückgreifen, heißt es.⁷⁾

Hier schiebt sich offenbar eine ganze andere Vorstellung in den Vordergrund: nicht die menschenleere, vom Menschen endlich befreite Natur soll Platz greifen, sondern das Verhältnis Mensch-Natur soll auf einem vergangenen, zu rekonstruierenden Niveau neu eingestellt und austariert werden. Die Frage nach dem Ort des Menschen in den Nationalparks stellt sich, streng genommen, auch für die Wildnis-konzepte, zum Beispiel bezogen auf die Forschung. Warum sollte, könnte gefragt werden, der Wildkatze nachgestellt werden, warum sollte ihr ein Mikrotransponder unter die Haut gepflanzt werden, wenn nicht geplant wäre, gegebenenfalls mit Bezug auf

entsprechende Forschungsergebnisse in die Natur einzugreifen und die Entwicklung der Wildkatze im Park zu beeinflussen? Was nun – Wildnis oder Züchtung?⁸⁾

Die Zielbeschreibung des Nationalparks Berchtesgaden sieht, ganz im Sinne der Rekonstruktion einer Ursprünglichkeit, die Entfernung der vom Menschen eingeschleppten Pflanzenarten vor. Die noch vorhandenen Waldweiden sollen bereinigt werden. Aber gab es sie nicht schon zu dem Zeitpunkt, auf den die Rekonstruktion der Almkaser zielt? Verliert sich das Wildnisdesign hier nicht im Dickicht des historischen Originalklangs, von dem die musikalischen Historizisten längst wissen, dass er im strengen Sinne nicht erreicht werden kann?

Selbst wenn er möglichst weitgehend aus dem Nationalpark herausgehalten werden soll, taucht der Mensch für jeden Nationalpark jedoch mindestens als Objekt der pädagogischen Behandlung auf. Er oder sie sollen ja, als touristische Besucher einer Landschaft, bestimmte, speziell für sie vorgesehene und nicht selten eigens präparierte Erfahrungen machen, welche sie als Teile der Menschheit auf einen neuen Umgang mit der Natur, eben einen wildnis-haften, einstellen sollen. Auch hier ist eine gewisse Spannung zwischen den Zielen zu beobachten: Buchstäblich genommen hat der Mensch in der Wildnis nichts zu suchen. Soll er die Rekonstruktion von Wildnis jedoch unterstützen oder zumindest wohlwollend dulden, so muss er von der Wildnis Kenntnis nehmen, wozu er in sie, wenn auch auf vorgeschriebenen Routen, eindringen muss. „Der Mensch“, so heißt es für den Nationalpark Berchtesgaden, „soll Respekt, Verständnis und ein Gespür für die nicht beziehungsweise nicht mehr vom Menschen manipulierte Natur entwickeln.“⁹⁾

Der Nationalpark verdrängt den arbeitenden Menschen aus der Natur, zumindest aus dieser exquisiten Natur, und ersetzt ihn durch den Menschen der Freizeitgesellschaft. Der Nationalpark ruft das Ende der Arbeitsgesellschaft aus, bevor diese tatsächlich am Ende ist. Als Ersatz – und durchaus in Spannung dazu – behaupten alle Nationalparks, zur „Jobmaschine“ in strukturschwachen Gebieten zu werden – so der Nationalpark Bayerischer Wald, so der angedachte Steigerwald. Das Zonenkonzept erlaubt vielfach, Kompromisse zwischen Nutzern und nutzungsfreier Zone zu schließen im Sinne von geregelten Übergängen und einer Art Niemandsland zwischen Wildnis und übriger Welt. Der Blick auf konkrete Beispiele lehrt jedoch, dass die hergebrachten strukturellen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten auch

⁶⁾ Artikel Schweizerischer Nationalpark aus Wikipedia, Abschnitt über Probleme des Nationalparks

⁷⁾ Nationalparkplan Berchtesgaden 2001, Leitziele für die Almwirtschaft, dort Nr. 5 und 6

⁸⁾ Thomas Mölich: Schattenjagd. Forschung an autochtonen Wildkatzen im Nationalpark Hainich. www.nationalpark-hainich.de/fileadmin/nph/media/Downloads/Berichte/KapitelSchattenjagd.pdf

⁹⁾ Nationalparkplan Berchtesgaden 2001, Leitziele für die Umweltbildung

durch Nationalparkgründungen weder ausgeglichen noch gar umgekehrt werden. Im Nationalpark Hohe Tauern bleiben Salzburg und Kärnten die reichen Länder, Osttirol der ewige Nachzügler. Zugleich sind längst Kompromisse geschlossen worden, die noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren völlig ausgeschlossen schienen. Konzentrierte sich der erbitterte Widerstand der Großenvenedigergemeinde Prägraten gegen die Beteiligung am Nationalpark Anfang der 90er Jahre auf die Frage eines kleinen Wasserkraftwerks als Pfund der Gemeinde in der Waagschale gegenüber dem Stromgiganten TIWAG, so ist ein solches Kraftwerk vor einem Jahr ohne großen Lärm in Betrieb gegangen.

Wildnis im gesellschaftlichen Kontext

Wildnis schiebt sich als Nationalparkkonzept in den Vordergrund. Ob die Betreiber dieses Prozesses es wollen oder nicht, diese Tendenz tritt in Wechselwirkung mit parallelen Tendenzen in der übrigen Gesellschaft. Ein Reinhold Messner propagiert seit Jahrzehnten den „Wildniswert“ der Berge. Wildnis steht für Herausforderung, Gefahr und Risiko. Die Grenze zum Tod zu berühren sei, so sein Credo, die Voraussetzung für Landschaftsgenuss in den Bergen. Zwar wird er nicht müde zu betonen, es müsse ihm ja niemand hinterhersteigen. Diese aristokratische Volte kann jedoch, mit Blick auf den Boom der Risikosportarten und ihre Opfer, als Eitelkeit und Koketterie getrost ignoriert werden. Nicht ignoriert werden kann allerdings, dass die Sehnsucht nach Grenzerfahrungen die gesamte Gesellschaft durchzieht. Während sich in der Stadt zwei Meter lange City-Autos empfehlen – möglichst mit Elektromotor –, quälen sich heute noch viel mehr Jeeps durch die engen Straßen, in denen die Menschen, die fünfhundert Meter zum Einkaufen fahren, jedenfalls nicht von Wölfen angegriffen werden können und auch mühelos die Furt eines kleineren Gebirgsbachs passieren würden. Ihre Kinder springen mit Mountainbikes die Mauern von Mietshäusern empor, während die Kirche nebenan, die von den Gläubigen nicht mehr finanziert wird, von Freeclimbern bestiegen wird – eben wie ein Baumriese im Großstadtdschungel. Derlei Beobachtungen könnten bis hinein in die Vorstandsetagen der Investmentbanken vorangetrieben werden. Ihre Bewohner lassen sich regelmäßig in die alpinen Wildnisse des Globus einfliegen, um sich in Outdoorbekleidung mit übertragbaren Grenzerfahrungen zu bereichern. Im Nadelstreifanzug sind sie die globalen Player der Krise. Der in diesem Spiel gezeugte Zeitgeist durchbricht die Grenze zwischen Risikobereitschaft und Tollkühnheit, zwischen Verantwortung als Zivilisationsprodukt und wildem Denken und Handeln.

Wer immer Wildnis Konzepte propagiert, muss dies tun mit Blick auf die möglichen und wahrscheinlichen Wechselwirkungen mit diesen mächtigen ge-

sellschaftlichen Tendenzen. Vielleicht stellen ja die Errichtung von Naturreservaten und die Simulation von Naturlandschaften in den großen Städten zwei Pole derselben Entwicklungslinie dar, auf der die Naturschutzbewegung in die übergreifende Tendenz zur Naturzerstörung integriert wird.

Liest man die Selbstdarstellungen von Nationalparks und Biosphärenreservaten, die mit dem Wildnisbegriff werben, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie vom Diskurs der „Erlebnisgesellschaft“ durchdrungen und bereits gefangen sind. Der Erlebnisgesellschaft wird jedoch alles zum Erlebnis, der Kick macht alles gleich, Hauptsache es hebt den Adrenalinpiegel. Ob es da gelingen kann, eine differenzierte Sicht auf spezifische Naturlandschaften in ihrer Eigenart zu entwickeln? Bruno hängt einem in seiner ganzen Körpergröße längst zum Hals heraus. Aber die Geschichte der Jagd auf den Bären und seiner Erlegung bildet ein Paradigma für die Platzierung von Wildnis in unserer Gesellschaft. Treffen sich eigentlich die Freunde von Bruno noch auf der Alm südwärts unter der Rotwand, da der Bär erschossen wurde? An den Holzkreuzen für Bruno hängen Teddybären von Steiff. Als die ersten Holzkreuze vom Bauern entfernt wurden, waren dessen Kühe am nächsten Morgen mit brauner Schuhcreme beschmiert, eine soll umgekommen sein.

Eine Begegnung des Menschen von heute mit der Wildnis? Davon kann keine Rede sein. Für die Medien war es egal, ob sie einen Verbrecher quer durch die Republik jagen oder einen Bären durch die Berge. Erlegt wurde schließlich ein Plüschbär, wie er auf Sofas in deutschen Wohnzimmern haust oder auf den Ablagen deutscher Kleinwagen aus dem Heckfenster schaut. Verständnis für Wildnis? Sehr weit davon entfernt. Ob das die historische Zeitgeistlage ist, in der Kampagnen mit dem Titel „Willkommen, Wolf“ erfolgreich sein können, wird die Zukunft erweisen.

Wenn die umliegende und betroffene Bevölkerung, wie in diesen Monaten wieder im Steigerwald, Proteste gegen einen geplanten Nationalpark führt, wird das häufig als sogenanntes Akzeptanzproblem wahrgenommen. Dann heißt es, man habe, etwa auch wie im Falle des Nationalparks Bayerischer Wald, der Bevölkerung nicht genügend erklärt. Das heißt, die Ziele als solche seien schon in Ordnung, nur mit der Vermittlung habe es gehapert. Das klingt ein wenig wie die Erklärungen einer Partei nach verllorener Wahl. Wir können es schon nicht mehr hören, aber es heißt immer wieder: unsere Politik ist schon die richtige, leider haben es die Wählerinnen und Wähler noch nicht richtig verstanden, also müssen wir es wohl noch einmal erklären.

Schaut man genauer hin, so liegen die Dinge etwas anders und leider auch schwieriger. Das sogenannte Akzeptanzproblem verweist auf eine ästhetische Di-

mension. Wildnis, wilderness wird in Mitteleuropa, so heißt es, nicht, wie in den USA, als schön empfunden. Über Jahrhunderte sind die Kategorien des ästhetisch Schönen mit der Kultur und, was die Natur angeht, mit den Kulturlandschaften verknüpft worden. Die Wildnis mag „erhaben“ sein (Kant), aber dann verbreitet sie auch Schrecken. Dieselbe ökologische Bewegung ruft mit Bildern von Baumskeletten apokalyptische Gefühle angesichts des Waldsterbens hervor und will nun, gleichsam von einem Tag auf den anderen, dass Baumskelette, an denen sich der Borkenkäfer erfreut, als schön empfunden werden, nur weil sie in einer Wildnis vorkommen, die als Nationaldenkmal geschützt ist. Das kann nicht klappen; das wissen alle Beteiligten. „Während im Forstwirtschaftsbetrieb durch Entfernen kranker Bäume und durch Aufforstung von Lücken die Illusion einer heilen Natur gewahrt wird, glauben Einheimische, im Nationalpark vollziehe sich vor ihren Augen der Zusammenbruch des Waldes.“ (RALL 1998, S.4)

Die Erfahrungen im Bayerischen Wald sagen: liegendes Totholz wird eher akzeptiert als stehendes. Die Wildnisproduzenten haben es hier beileibe nicht mit einem „Informationsdefizit“ zu tun, sondern damit, dass sie beim Graben in der europäischen Kulturgeschichte auf eine symbolführende Schicht gestoßen sind. Es ist überhaupt kein Zufall, dass Wildbiologen, Landschaftsökologen und Landschaftsplaner auf ästhetische Fragen stoßen. Was sonst, wenn nicht Auffassungen von Schönheit sollen in einer Lage entscheiden, wo zwischen beliebigen Wildnissen zu entscheiden wäre, die nur deshalb an diesem Ort und auf diese Weise gestaltet werden, weil da ein Truppenübungsplatz war, weil der globale Kapitalismus die Region nicht gerade segnet, weil der Hobel der Industrialisierung dort noch einen gewissen Artbestand übrig gelassen hat oder weil im benachbarten Zoo irgendeine Art, die vielleicht in der Gegend noch nie heimisch war, erfolgreich rückgekreuzt werden konnte?

Man muss sich nur einmal zusätzlich vergegenwärtigen, mit welchen Argumenten für gewöhnlich die Gründung eines Nationalparks propagiert und vorangetrieben wird. Da ist ein irgendwie herausstechender Artbestand. Da gibt es Verpflichtungen, die aus einer internationalen Vereinbarung über Biodiversität hervorgehen. Und nun stelle man sich einmal die Frage, was diese Kategorien mit den Vorstellungen der Bevölkerung von Landschaft, von Heimat¹⁰⁾, von regionaler oder gar nationaler Identität zu tun haben. Können wir uns überhaupt einen Diskurs vorstellen, in dem, jenseits dieser typischen Mischung aus bürokratischem und ökologischem Jargon, die Men-

schen eine Vorstellung davon entwickeln, wie ihr Land in zehn, in zwanzig, in fünfzig Jahren aussehen sollte? Wie sich die verschiedenen Landschaften zueinander verhalten und ein irgendwie vernünftig und ästhetisch aufeinander abgestimmtes Ganzes darstellen, worin man leben möchte? Das ist eine ganz andere Problemdimension als etwa die Werbekampagne eines Nationalparks, die aufgebrachte Anwohner dadurch überzeugen will, dass sie einmal aus der Entfernung beobachten dürfen, wie zärtlich ein Luchsweibchen mit seinen Jungen umgeht.

Die Betrachtungsweise, durch Einrichtung von Naturreservaten werde aus der die Natur verfälschenden und zerstörenden Welt ein Stück herausgebrochen und der Natur gleichsam zurückerobert, ist in gewisser Weise naiv. Denn in Wahrheit durchdringen sich die beiden Pole Stadt-Land, Mensch-Natur, Zivilisation-Wildnis längst in einem von beiden Seiten laufenden wechselseitigen Simulationsprozess. Die Stadt wird naturalisiert, die Natur verstädtert. Die Leute fahren nur noch in Geländewagen und Mountainbikes in der Gegend herum, als müssten sie jederzeit die größten Wildnisse durchqueren. Sind sie in der so genannten freien Natur, dann tauchen sie dort in den hochtechnisierten Outdoor-Ausrüstungen auf und verwandeln die Wildnis in eine Anwendungszone von Turnschuhprellzonen, GPS, Handys und Windstoppern. Man kann sich gar nicht mehr die Frage stellen, ob Wildnis simuliert werden kann. Das unterstellt ja, dass die Simulation noch nicht laufen würde. Man kann sich höchstens die Frage stellen, wie die Hinzufügung weiterer Wildnisexemplare in diesen ohnehin laufenden globalen Simulationsprozess eingreift und in welche Richtung sie diesen beeinflusst, verstärkt oder bremst.

Die postmodernen weg- und führerlosen Berggeher hingegen suchen keine Wildnis, auch wenn, was sie betreten, von manchen Wildnis genannt wird. Sie suchen die Spuren einer nachhaltigen Koexistenz von freier Entwicklung und Nutzung der Natur, wie sie exemplarisch in der Bergbauernwirtschaft bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein realisiert war. Der Widerspruch, dass die Bauern und Hirten ein touristisches Betreten des Ödlands oberhalb 2500 Meter für verrückt hielten und dass sie gleichwohl häufig zu den mehr oder weniger unfreiwilligen Erstbesteigern der Alpengipfel gehörten, bildet ein Modell, von dem die heutigen Landschaftsnutzer etwas lernen könnten. Das hat mit Achtung und mit Distanz zu tun, aber auch mit selbstbewusstem Umgang mit der Natur, die nicht, wie der Lebensraum von Indianern und Weißen, in Reservate und Großstadtgettos aufgespalten werden soll.

¹⁰⁾ Für methodisch verschiedene Ansätze zur Analyse des Heimat-Konzepts vergleiche VICENZOTTI (2009) und ELFFERDING (1987).

Literatur

- BÄTZING, Werner (1984):
Die Alpen – Naturbearbeitung und Umweltzerstörung, eine ökologisch-geographische Untersuchung. Frankfurt/M.
- BÜNZ-ELFFERDING, Anke, u. ELFFERDING, Wieland (2002, 3.AUFL. 2009):
Die Alpen-Sherpas. Geschichten von der Hüttenträgerei im oberen Iseltal. Innsbruck.
- DEICKERT, Steffi (2007):
Im Spannungsfeld von Kultur und „Wildnis“. Eine Themenweg-Konzeption für das Wald-NSG „Goor“ im Biosphärenreservat Südost-Rügen. Diplomarbeit Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.
- ELFFERDING, Wieland (1987):
Linkspopulismus. Über die „Heimat“ der Linken. In: WIDERSPRUCH 13/87, 37ff.
- ELFFERDING, Wieland (2000a):
Cybernatur. Der Nationalpark als Landschaftsdiskurs. In: HOLZER/ELFFERDING 2000, S. 165ff.
- ELFFERDING, Wieland (2000b):
Naturschutz als Opferfest. In: BERGE 6/2000, 76ff.
- ELFFERDING, Wieland (2004):
Was kommt nach dem Gipfel? Zur Philosophie des Abstiegs. In: Berg 2004, Alpenvereinsjahrbuch, München/Innsbruck/Bozen, 164ff.
- HOLZER, Anton, u. ELFFERDING, Wieland, (Hrsg.) (2000):
Ist es hier schön. Landschaft nach der ökologischen Krise. Wien.
- KIRCHHOFF, Thomas u. TREPL, Ludwig (2009):
Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene – transcript. Bielefeld.
- KÜSTER, Hansgeorg (1995):
Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. München.
- KÜSTER, Hansgeorg (1998):
Geschichte des Waldes. München.
- RALL, Heinrich (1998) (Nationalpark Bayerischer Wald):
Zur Akzeptanz von Totalreservaten in der Öffentlichkeit, www.waldwildnis.de/cd/archiv/rall/h_rall.htm
- REICHHOLF, Josef H. (2007):
StadtNatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. München.
- SCHURIG, Volker (1996):
Strategien der Nationalparkgründung: Fünf politische Argumente pro Nationalpark Hainich. In: Natur und Landschaft (71) 1996, Nr. 7/8, 37-339
- SCHURIG, Volker (1998):
Der Wertewandel in der Naturschutzethik am Beispiel mitteleuropäischer Nationalparkgründungen. In: ENGELS, JUNKER u. WEINGARTEN (Hrsg.): Ethik der Biowissenschaften, Berlin, 99-112
- SCHURIG, Volker u. PLANKEN, Birgit (2000):
Wilderness als Naturutopie der Moderne. Warum der Nanga Parbat auch von unten ganz schön ist. In: HOLZER/ELFFERDING (2000), 193ff.
- VICENZOTTI, Vera (2009):
Zwischenstadt als Heimat. In: KIRCHHOFF, Thomas und TREPL, Ludwig (2009), S. 239ff.

Der Autor lebt als Lehrer und Publizist in Berlin.

Der Prozessschutzgedanke in Deutschland: Seine Ursprünge, seine Verfechter, seine Argumentation

Ursula SCHUSTER



Abbildung 1: Welche Art von Natur schützt der Prozessschutz und um welche Art von Naturbildern geht es ihm? Der Beitrag gibt Antworten. (Naturwaldreservat Grubenhau, Baden-Württemberg; Foto: Jörg Hemmer)

Zusammenfassung

Dieser Beitrag zeigt an der Analyse des Prozessschutzgedankens im deutschen Naturschutz, dass auch diese Naturschutzrichtung von einer kulturell geprägten Vorstellung von Wildnis ausgeht. Es geht in der Naturschutzpraxis vieler Nationalparke, nicht um die Umsetzung ökologischer Theorien. Auch diese Naturschutzpraxis ist maßgeblich dadurch bestimmt, dass Wildnis eine kulturelle Idee ist, der man gesellschaftlich Geltung verschaffen möchte.

Der Zielkonflikt Biotop- und Artenschutz versus Prozessschutz, wie er auch durch die Umsetzung der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie entstehen könnte, ist eine kulturelle Kontroverse und muss als solche geführt werden und zwar vom dynamischen wie konservierenden Naturschutz selbst. Nur dann kann Naturschutz die Gesellschaft maßgeblich mitgestalten und muss nicht nur auf Veränderungen in der Gesellschaft reagieren.

Einleitung

Wildnis ist seit den 1990er Jahren eine leitende Idee im Naturschutz. Bis dahin hatte diese Leitbildrolle eher die vorindustrielle Kulturlandschaft inne. Die Naturschutzstrategie, die Wildnis voranbringen soll,

ist der Prozessschutz, der sich seitdem als Schlagwort eingebürgert hat. Die Kontroversen um die Wichtigkeit und Richtigkeit dieses Konzepts sind weitgehend verebbt, Prozessschutz ist mittlerweile eine anerkannte Naturschutzstrategie neben anderen Naturschutzstrategien (PIECHOCKI et al. 2004).

Der Slogan „Natur Natur sein lassen“ (geprägt durch Hans Bibeliether, dem früheren Leiter des Nationalparks Bayerischer Wald) wurde von vielen im Naturschutz als Durchbruch hin zu einer neuen Rechtfertigung und als neue Prämisse für das eigene Handeln begrüßt. Natürliche Dynamik wird seit nun gut zwanzig Jahren in vielen Bereichen des Naturschutzes als Wertkriterium benutzt. Es wird typischerweise davon ausgegangen, dass „die Natur“ schlechthin, wenn sie nicht „anthropogen beeinträchtigt“ ist, sich durch Dynamik auszeichne. Unberührte Natur ist damit immer dynamisch, also Wildnis.

Die zentralen Fragen lauten nun: Gibt es eine Art historische Höherentwicklung der Naturschutzziele vom Naturdenkmalschutz über den Artenschutz, Biotopschutz, Ökosystemschutz hin zum Prozessschutz? Überwindet man ein Konzept mit einem vermeintlich besseren, weil jenes durch dieses abgelöst wird? Wenn es so wäre, hätten die Verfechter eines dynamischen Naturschutzes dann beim Prozessschutz stehenbleiben und ihn immer feiner ausdifferenzieren müssen? Lässt sich nicht in den letzten Jahren eine Abwendung von Wildnis und Prozessschutz durch die Umsetzung der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie und deren Konzentration auf bestimmte Arten und bestimmte Lebensräume feststellen (HABER 2007)? Würden nicht durch einen konsequenten Prozessschutz bestimmte Schutzgüter gefährdet werden, die laut dieser Richtlinie aber eigentlich zu bewahren wären? Ein konsequenter Prozessschutz würde den Lebensraumtyp der Bergmähwiesen der Alpen beispielsweise sukzessive zum Verschwinden bringen (siehe Abbildung 2).

Die Grundproblematik, die der Naturschutz insgesamt zu diskutieren hat, ist die Klärung der Fragen, woher die jeweiligen Leitlinien für sein Handeln kommen und welche Wertvorstellungen hinter ihnen stehen.

Dieser Beitrags wird einen solchen Wandel der Leitlinien beschreiben, nämlich den von der Kulturlandschaft und vom Biotopschutz hin zu Wildnis. Daran werden sich grundlegende Diskursmechanismen in der Argumentationsstruktur des Naturschutzes zeigen lassen.

Zuerst werde ich eine Skizze der Situation entwerfen, bevor der Prozessschutz eingeführt wurde, um verständlich zu machen, warum es zu dieser Naturschutzauffassung kam. Danach werde ich der Frage nachgehen, welche Ziele mit diesem Konzept verfolgt werden, um welche Art von Prozessen es sich als Schutzobjekte handelt und welche Leitideen ver-



Abbildung 2: Die Erhaltung von Bergmähwiesen, einem FFH-Lebensraumtyp, ist ein respektables Ziel des konservierenden Naturschutzes. (Foto: Walter Joswig, 2003)

mittelt werden sollen. Meine These lautet: Es geht in dieser Naturschutzpraxis viel weniger um die Umsetzung ökologischer Theorien, wie bei der Einführung des Prozessschutzes propagiert wurde. Der Prozessschutz ist vielmehr maßgeblich dadurch bestimmt, dass Wildnis eine kulturelle Idee ist, der man Geltung verschaffen möchte. Der Zielkonflikt Biotop- und Artenschutz versus Prozessschutz, wie er auch durch die Umsetzung der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie auftritt (vergleiche KUHN 2007), ist eine kulturelle Kontroverse und muss als solche geführt werden.

Die Ursprünge des Prozessschutzes in Deutschland

Ab Mitte der 1980er Jahre lässt sich in der Naturschutzliteratur beobachten, dass immer mehr Autoren fordern, zukünftig im Naturschutz Rahmenbedingungen zu schaffen, die den Ablauf natürlicher Prozesse ermöglichen. So schreibt REMMERT (1988, 152) in seinem Buch „Naturschutz“: „Würden wir die Möglichkeit zum Ablauf der natürlichen ökologischen Prozesse in allen Schutzgebieten schaffen können, würden wir die Naturschutzsorgen los sein: Wir könnten sogar einiges an Reinigungskraft für Luft, Wasser und Boden von Schutzgebieten erwarten. Das eigentliche Ziel des Naturschutzes muss also heute sein, die natürlichen ökologischen Prozesse zu schützen und sie wieder in Gang zu bringen. Besondere Pflanzen und Tiere können dabei Indikatoren für das Fehlen oder das Funktionieren solcher Prozesse sein“ (ebd. 1988, 152). Zwei Jahre später weist auch Scherzinger darauf hin, dass die Vorstellung von stabilen Ökosystemen von der Definition von Stabilität, von der Betrachtungszeit und vom Betrachtungszeitraum abhängt (SCHERZINGER 1990).

Diese Kritik am bisherigen Naturschutzverständnis verdichtete sich bei einer Tagung des WWF 1991 mit dem Titel „Ungestörte Natur – was haben wir davon?“. Auf dieser Tagung formuliert Hans Bibelriether die Forderung: „Natur Natur sein lassen“ (BIEBELRIETHER 1992). Mit diesem Slogan verband sich für viele im Naturschutz die Verheißung einer noch zu entfaltenden Natur – eine Natur, der es ohne den Menschen besser geht und die es ohne den Menschen besser macht, der Prozessschutzgedanke begann sich durchzusetzen.

1992 schließlich führt Anton Fischer auf einer Tagung das Wort Prozessschutz in Deutschland ein: „Ein Prozeß-Schutz ist das der Natur wohl am besten entsprechende Verfahren, naturadäquate Ökosysteme einschließlich ihrer Dynamik langfristig zu sichern“ (FISCHER 1992, 87).

1993 überträgt Knut STURM den Prozessschutzgedanken auf die Forstwirtschaft, indem er dafür eintritt, Naturschutz durch Nutzung zu bewirken. Dies könne gelingen, indem man die „ökologische Waldnutzung“ an die walddynamischen Prozesse der Natur anlehnt. So werde man zwangsläufig nachhaltig wirtschaften (STURM 1993).

Seither verbreitete sich die Naturschutzstrategie des Prozessschutzes rasant. Sie wurde teils begeistert aufgenommen, teils aber auch vehement kritisiert (BODE 1997). Man findet Prozessschutzkonzepte zum Beispiel im Zusammenhang mit Schutzkonzepten für Nationalparke oder Biosphärenreservate (SCHERZINGER 1990; 1996; 1997, NEUSCHULZ 2000), mit der Renaturierung von Bergbaufolgelandschaften (ALTMOOS u. DURKA 1998; FELINKS u. WIEGLEB 1998; STRAUBE 2000) und als Konzept für den Kulturlandschaftsschutz (JEDICKE 1995).

Ökologische Theorie und Prozessschutz

Der Auffassungswandel im Naturschutz, weg von einem Statik-Konzept hin zu mehr Dynamik, hängt vordergründig mit neuen Erkenntnissen in der Ökologie (PICKET et al. 1992) zusammen. Im Wesentlichen handelt es sich auf der ökologietheoretischen Ebene um einen Wandel von Gleichgewichts- zu Ungleichgewichtstheorien (BOTKIN 1990, POTTHAST 1999; BÖNSEL u. MATTHES 2007).

In der Ökologie wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte die lange vorherrschende Auffassung vom Gleichgewicht der Ökosysteme und von der Annahme, deren Stabilität steige mit ihrem Artenreichtum, relativiert beziehungsweise ganz aufgegeben¹⁾. Ökologische Befunde sprachen dafür, dass Ökosysteme sich nicht im Gleichgewicht und in einem stabilen Zustand befinden, sondern dynamisch seien.

Im Folgenden werde ich darauf eingehen, was der Prozessschutz vor dem Hintergrund des Wandels der ökologischen Theorien am bisherigen Naturschutz bemängelt.

Die Verfechter des Prozessschutzes und deren Kritik am konservierenden Naturschutz

Der Prozessschutz kritisiert am konservierenden Naturschutz in erster Linie dessen statisches Aufgabenverständnis, das heißt dessen Anliegen, Zustände zu sichern und Veränderungen, die sich aus der natürlichen Dynamik der Lebensräume ergeben, zu verhindern. An bestimmten Zuständen von Lebensräumen, beispielsweise mittels Pflegemaßnahmen (wie Mahd oder Entbuschung) festzuhalten, komme aber einem Naturschutz gegen das Naturgeschehen gleich. Biotoppflege handle somit wider die Natur und sei musealisierend (vergleiche KÖRNER et al. 2003; ZIEGLER 2002). Alte Nutzungsformen sollten durch Pflegemaßnahmen am Leben erhalten werden, obwohl die wirtschaftlichen und soziokulturellen Grundvoraussetzungen dieser Nutzungen nicht mehr existierten. Die Pflege von Wachholderheiden ist hierfür ein Beispiel: obwohl die aktuelle Form der Landwirtschaft diese Art der Pflege nicht mehr leisten kann, wird die Entbuschung dieser Flächen künstlich, als Naturschutzmaßnahme, aufrecht erhalten (siehe hierzu Abbildung 3)



Abbildung 3: Ein Hang mit wachholderbestandenen Halbtrockenrasen am Lindberg im Landkreis Kelheim: Durch pflegende Eingriffe im Rahmen von Naturschutzmaßnahmen wird diese Landschaftseinheit fortlaufend aufrecht erhalten (Foto: Walter Joswig 2006)

Die Natur, so viele Vertreter des Prozessschutzes, sei nicht statisch und ließe sich auch nicht in Begriffen von Gleichgewichtszuständen beschreiben, sondern sei in einer ständigen Entwicklung begriffen (REMMERT 1988; SCHERZINGER 1997). Durch Beobachtungen aus der Naturschutzpraxis geleitet und aus Unmut über ständig pflegende menschliche Ein-

¹⁾ Zur Diskussion der Diversitäts-Stabilitäts-Hypothese innerhalb der Ökologie siehe zum Beispiel McCANN (2000), NAEEM (2002) und SCHLÄPFER u. SCHMID (1999).

griffe in Naturschutzgebiete heraus wurde der Prozessschutz von vielen als ein notwendiger Bewusstseinswandel im Naturschutz angesehen.

Die Ursache für diese angebliche Fehleinschätzung sei, dass der Naturschutz Theorien aus der Ökologie übernommen habe, die Ökosysteme als geschlossene, stabile und in ihrer Entwicklungsrichtung (Sukzession) auf ein stabiles Klimaxstadium gerichtete Systeme beschreiben (SCHERZINGER 1997). Diese Betrachtungsweise, die davon ausgeht, dass alles in der Natur in einer fest gefügten Ordnung seinen Platz und seine Rolle hat, sei ein Wunschbild des Menschen, und zwar seiner Idealvorstellung von Natur und nicht der eigentlich veränderlichen, dynamischen Natur der Natur entsprungen: „Die Landschaftspflege wird zum Angelpunkt der Umweltgestaltung; hier hat auch der Naturschutz seine Wurzeln, geprägt durch das Streben nach Vorhersagbarkeit, Planbarkeit, Nachhaltigkeit, – und durch ein Ästhetik-Leitbild [der] (...) Menschheit (ebd., 32).

Der bisherige Naturschutz wird allgemein als unwissenschaftlich kritisiert. Er gehe an der Realität ökologischer Sachverhalte vorbei, weil er sich auf die als metaphysisch kritisierte Superorganismustheorie stütze. Die Konsequenz daraus sei eine Fehleinschätzung der Natur, was dazu führen würde, dass der Naturschutz einen naturfernen Zustand konserviere (ebd., 33ff).

Der Naturschutz handle also nicht ausreichend ökologisch begründet, sondern sei oft geleitet durch emotionale Begründungen, sei also irrational. Das führe dazu, dass er sich nicht um den Schutz ursprünglicher, vom Menschen nicht angetasteter Natur, sondern um ästhetische Kulturlandschaften, das heißt um ein anthropozentrisches Ideal bemühe. Diese Kulturlandschaften seien aus vorindustrieller Zeit und würden somit historisch überholte Landschaftsbilder darstellen oder Wunschvorstellungen des Menschen entspringen. Somit habe der Naturschutz eine gepflegte Natur geschaffen (ebd.; JEDICKE 1995).

Die Argumentation des Prozessschutzes vor dem Hintergrund der Naturschutzgeschichte

Diesem Vorwurf, der bisherige Naturschutz sei unwissenschaftlich und musealisierend, hält der Prozessschutz ein auf den ersten Blick fortschrittlich erscheinendes Konzept entgegen, das die Natur als ein evolutionäres Geschehen schützen möchte.



Abbildung 4: Das Bild einer naturbelassenen Umlagerungsstrecke an einem Fluss entspricht für viele dem Naturschutz verbundene Personen dem Bild einer Wildnis. (Foto: Mario Müller)

Dieses Konzept ergebe sich zwangsläufig, wenn man die richtigen ökologischen Theorien, das heißt Ungleichgewichtstheorien, heranziehe. Nur dadurch könne man die Dynamik von Lebensgemeinschaften angemessen berücksichtigen. Aus diesen richtigen ökologischen Theorien, beispielsweise aus der Mosaikzyklustheorie, könne man ein Bild von der wahren Natur entwickeln und dieses in die Naturschutzarbeit überführen (SCHERZINGER 1997, 33 ff; PICKET et al. 1992; REMMERT 1988).

Ausgehend von diesen Theorien und der daraus abgeleiteten Prämisse, in der Natur sei alles im Fluss, soll der Prozessschutz natürliche Abläufe ermöglichen und idealerweise damit verbundene günstige Entwicklungsbedingungen für Arten und Lebensräume gewährleisten (SCHERZINGER 1996: 27). Erreicht werden soll eine möglichst große Naturnähe, indem natürliche Prozesse, zum Beispiel in Form von Sukzessionen, zugelassen werden; „Im Detail zielt der Prozessschutz (...) auf eine maximale Entfaltung von „Naturnähe“ als basales Naturschutzziel, durch Zulassen seltener Sukzessions-Habitats, durch Wiederbelebung natürlicher Standortvielfalt, durch Sicherung naturnaher Langzeitdynamik, letztlich durch Sicherung einer Evolution im naturgegebenen Umfeld“ (SCHERZINGER 1997, 32f; siehe auch NEUSCHULZ 2000). Möglichst große Naturnähe könne man zum Beispiel durch die Wiederherstellung des Überflutungsregimes bei Flussauen bewirken. Hierfür eigne sich die Strategie des Prozessschutzes (siehe Abbildung 4).

Als zentraler Wert entwickelte sich dabei die „Wildnis“, eine Idee, die man auf eine naturwissenschaftliche Basis gebracht zu haben glaubt (VICENZOTTI 2007). Hier deutet sich schon an, dass es sich nicht ausschließlich um abstrakte ökologische und evolu-

tionäre Prozesse handeln kann, sondern vielmehr um bestimmte naturnahe Landschaften, die wir als Bilder im Kopf haben – zum Beispiel Auenlandschaften, Gebirgswälder etc.. Denn Wildnis ist keine naturwissenschaftlich zu beschreibende Eigenschaft einer bestimmten Gegend, die sich durch das Vorhandensein bestimmter naturräumlicher Ausstattungen und einem bestimmten Arteninventar bestimmen ließe, sondern Wildnis ist ein kulturelles Phänomen mit von Kultur zu Kultur und von Zeit zu Zeit je unterschiedlichen Bedeutungen (HOHEISEL et al. 2010; KIRCHHOFF u. TREPL 2009).

Auch der Prozessschutz kommt nicht umhin, bei seinen Überlegungen implizit von einem kulturell geprägten Wildnisbegriff und von kulturell geprägten Wildnisbildern auszugehen, auch wenn er seine Theorien zunächst auf eine naturwissenschaftliche Basis gebracht zu haben glaubt und diese richtigen ökologischen Theorien in die Naturschutzarbeit umsetzen will. Wie wichtig aber das Verstehen und die Berücksichtigung von unterschiedlichen Naturbildern im Naturschutz, gerade in Verbindung mit Naturschutz in Nationalparks ist, zeigen zahlreiche Konflikte, die sich dort ergeben (vergleiche EFFERDING in diesem Band). Beispielhaft sei hier der Konflikt um den Borkenkäferbefall im Nationalpark Bayerischer Wald genannt. Die unterschiedlichen Positionen in diesem Konflikt müsste man kulturwissenschaftlich analysieren. Dies wäre eine Möglichkeit, die Diskussionen der Konfliktpartner zu strukturieren und gegenseitiges Verstehen zu fördern (HOHEISEL et al. 2010; KANGLER u. SCHUSTER o.J.).

Ein kulturelles Selbstverständnis war beim Naturschutz zur Zeit seiner Entstehung noch deutlicher ausgeprägt. Denn als der Naturschutz vor über einhundert Jahren im Zuge der Heimatschutzbewegung entstand, war sein Selbstverständnis im Wesentlichen ein kulturelles, man war sich der kulturellen Herkunft der Naturbilder noch bewusst (SCHMOLL 2004; KÖRNER et al. 2003).

Die Kulturlandschaft galt als das Symbol gewachsener Lebensverhältnisse im Einklang mit der Natur. Man hat sie als den räumlichen Ausdruck einer regional typischen Ausprägung einer Einheit von Land und Leuten gesehen. Die Kulturlandschaft ist dabei zu einem Sinnbild für Harmonie geworden. Diese Harmonie wurde der Zerrissenheit einer modernen Existenz entgegengesetzt. Diese Zivilisationskritik hatte vor allem eine politische Stoßrichtung: Verlust von Landschaft wertete man als ein Zeichen für den Verlust von Kultur, und insgesamt wurde dies liberalen und anderen fortschrittlichen politischen Strömungen angelastet (KÖRNER et al. 2003).

Die Dynamik, um die es dem Heimatschutz ging, war eine menschengemachte, er lehnte nicht alle Neuerungen kategorisch ab. Die Erhaltung der Landschaft sollte immer im Zusammenspiel mit technischer und auch wirtschaftlicher Weiterentwicklung erfolgen. Der Naturschutz hatte im Ganzen also einen dynamischen Landschaftsbegriff. Erhalten stand immer neben Neugestalten; eine menschengemachte Dynamik der Kulturlandschaft befürwortete man ausdrücklich. Diese Dynamik ist aber keine beliebige Veränderung, sondern an die ‚Ganzheit‘ Kulturlandschaft gebunden und hat sich somit immer an der vorhandenen Eigenart zu orientieren (ebd.). Auch Resten von Urlandschaft galt das Interesse des Naturschutzes: Sie sollten als Zeugnis historischer Entwicklungsphasen der Kultur erhalten bleiben. Man sah Urlandschaften als notwendigen Bestandteil der Kultur an, da sie an die Anfänge der Kulturarbeit erinnerte²⁾ (ZIEGLER 2002; SCHULZ 2000).

Ein direktes Anknüpfen nach 1945 an diese Tradition verbot sich aber aufgrund der politischen Stoßrichtung, die der Naturschutz zu Beginn hatte: Der Kulturauftrag ergab sich aus einem antimodernen und zunehmend einem völkischen Verständnis von Kultur, es ging um die Stärkung des Deutschtums, später aus einem rassistischen Verständnis („nordische Rasse“)(SCHOENICHEN 1942). Kulturelle Hintergründe wurden deshalb nach 1945 geleugnet oder in den Bereich der privaten Motivation abgedrängt. Diese Verbindung kultureller Motivation und Naturschutz in der vor 1945 vorherrschenden Weise, erklärt die rasche Fortsetzung der bereits begonnen Ökologisierung des Naturschutzes in der Nachkriegsgeschichte (KÖRNER 2001; KÖRNER et al. 2003; TREPL u. VOIGT 2008; siehe auch VOIGT in diesem Band).

Wildnisschutz selbst wurde nach 1945 zunächst nur in einem außereuropäischen Kontext gefordert (TORMA 2004). In Deutschland war das Leitbild des Naturschutzes die Kulturlandschaft, allerdings nicht verstanden als Kulturlandschaft, sondern bestehend aus einem Ensemble von Biotopen, die als naturwissenschaftlich zu beschreibende Objekte gedacht wurden (KÖRNER et al. 2003).

Damit ging aber die kulturelle Dimension des Naturschutzes keinesfalls ganz verloren: Natur wird nicht nur zur Ressource für Nutzungen, sondern auch als Selbstzweck verstanden. Damit hat Naturschutz im Dienste der Natur zu stehen. Dieses Selbstverständnis hat auch der sich darauf hin formierende Prozessschutz. In ihm manifestiert sich dabei dann nur sekundär der Wandel der ökologischen Theorien, sondern primär ein Wandel kultureller Ideen von Natur.

²⁾ Der Hintergrund war aber ein völkischer und schließlich rassistischer, da die Ehrfurcht gebietende Urlandschaft als ein Zusammenspiel und Kampf von natürlichen Lebensgemeinschaften verstanden wurde, in dem sich seinerseits das Wesen der Volksgemeinschaft spiegelt, die in kämpferischer Arbeit aus dieser Urlandschaft hervorgegangen ist (SCHOENICHEN 1942).

Tabelle 1: Statische und dynamische Naturschutzkonzepte (verändert und erweitert nach PIECHOCKI 2007; SCHERZINGER 1990; POTTHAST 1999)

Statische und dynamische Naturschutzkonzepte		
	Statik-Konzept	Dynamik-Konzept
Ökosystem	Ökosystem als Superorganismus	Ökosysteme als Funktionseinheiten
Gleichgewicht	Ökosysteme befinden sich in einem natürlichen Gleichgewicht	Ökosysteme befinden sich in Nicht-Gleichgewichtszuständen
Störungen	Schwere Störungen können das Gleichgewicht massiv beeinträchtigen und das System schlimmstenfalls zerstören	Sind dem System immanent ; sind notwendige für ein „gesundes“ Ökosystem
Artenwandel	Nur in einem geringen Umfang natürlich; bestimmte Artenkombinationen bestimmen die jeweiligen Ökosysteme	Unterliegt einer dynamischen Veränderung in einem landschaftlichen Ganzen
Prozesse	Vorhersagbar innerhalb des Ökosystems	Nicht vorhersagbar und zufällig
Naturbild	Durch <i>Eigenart</i> geprägte „Kulturlandschaft“	Durch <i>Eigenart</i> geprägte „Wildnis“

Prozessschutz beruht ebenfalls auf einer kulturell motivierten Idee von Landschaftsgestaltung, der Ausgestaltung einer ganz bestimmten regionalen Eigenart (ZIEGLER 2002).

Einen Überblick über die Unterschiede der statischen und dynamischen Naturschutzkonzeptionen gibt Tabelle 1.

Kulturelle Ideen, wie Eigenart, Vielfalt und Schönheit der Landschaft, und materielle Natur, auf die sich Begriffe wie Naturhaushalt und Ökosystem beziehen, sind nicht dasselbe: Man kann kulturelle Interessen nicht ökologisch-naturwissenschaftlich begründen (VOIGT und TREPL in diesem Band). An aktuellen Argumentationsschwierigkeiten, die der Wildnisschutz oft hat (beispielhaft die Borkenkäferdiskussion im Nationalpark Bayerischer Wald) erkennt man, dass unterschiedliche Ideen von Wildnis aufeinanderprallen, die in einem unterschiedlichen Verständnis der (idealen) Mensch-Natur-Verhältnisse (und auch Mensch-Mensch-Verhältnisse) wurzeln (HOHEISEL et al. 2010; KANGLER 2009; KANGLER u. SCHUSTER o. J.). Der Naturschutz sieht seine Aufgabe häufig darin, vermeintlichen Naturgesetzen, die sich in einem dynamischen Geschehen der Natur widerspiegeln, gesellschaftliche Geltung zu verschaffen.

Erkennt man aber den kulturellen Gehalt der Idee Wildnis an, so kann man bemerken, dass eine Landschaft allein auf der Ebene der Symbolisierungen ihren Charakter als Wildnis verlieren kann. Beispielsweise könnte die Ausweisung eines Stücks Wildnis als Schutzgebiet als ihre Verwandlung von einem Symbol der Freiheit von zivilisatorischen Zwängen zu einem Symbol für diese interpretiert werden, da sie ja, als Schutzgebiet, als Produkt eines Verwaltungsaktes gesehen werden kann. Das würde die Wildnis auf der Ebene zerstören, auf der sie für viele Menschen eine kulturelle Bedeutung hat, auch wenn

diese Ausweisung den physischen Zustand des Gebietes nicht verändert oder sogar die natürliche Dynamik fördert (HOHEISEL et al. 2010; auch TREPL in diesem Band).

Auch der Prozessschutz muss deutlich kulturelle Ideen anerkennen und weniger mit ökologischen Sachverhalten argumentieren. Dies werde ich im Folgenden verdeutlichen.

Fazit

Prozessschutz als Begriff könnte man als einen Widerspruch auffassen: Denn wenn man für Prozesse, also Veränderung schlechthin, eintritt, ist man für das Verschwinden von allem, was existiert. Man könnte auch sagen, Prozessschutz bedeutet, die Prozesse gegen die Gleichgewichte und allgemein gegen statische Zustände zu schützen.

Aber so ist es natürlich nicht gemeint. Bei genauerer Betrachtung des Prozessschutzes als reale naturschützerische Bewegung erkennt man nämlich, dass auch er nicht irgendwelche Prozesse schützt, auch nicht einfach natürliche, im Sinne von nicht vom Menschen beeinflusst, sondern solche, die er für natürlich hält, weil sie bestimmte Kriterien erfüllen, von denen man glaubt, dass sie natürlicher Natur zukommen. Oft versteht man die Prozesse als Mittel zum Zweck, um bestimmte Habitate von bestimmten Arten zu erhalten oder bestimmte Prozesse zuzulassen, um die „naturnahen Ökosysteme[...] als einen repräsentativen Ausschnitt des nationalen Naturerbes zu schützen und in [der] Substanz zu erhalten“ (NATIONALPARK BAYERISCHER WALD 2010).

Insgesamt lässt sich sagen: Vertraut man auf die Selbstheilungskraft der Natur, so hofft man auf die Entfaltung der standortgemäßen Lebensraumpotenziale, die selbsttätige Entwicklung der natürlichen Vegetation und Fauna und somit die Wiederansiedlung der natürlichen Vielfalt. Der Prozessschutz muss

also zwangsläufig an den bisherigen Naturschutz, auch wenn er diesen in Teilen überwinden möchte, Konzessionen machen, will er Naturschutz sein. Das heißt er muss, um überhaupt definieren zu können, was er schützen will, häufig ganz bestimmte Prozesse (meist nicht einfach vom Menschen unbeeinflusste) anderen vorziehen.

Viele Prozessschutzkonzepte treten trotz der Prämisse, in der Natur sei alles in freiem Fluss, meist nicht dafür ein, einen beliebigen Artenwandel zuzulassen. Positiver Artenwandel ist oft an Vielfalt, und zwar an einen ganz bestimmten Begriff von regionaler Vielfalt, gebunden. Zwar wird ein Wandel an Arten, das heißt auch deren Verschwinden toleriert. Die Arten selbst, die innerhalb der Sukzession für gut gehalten werden, stammen aber meist aus einem bestimmten, nämlich einem heimischen Artenspektrum. Dieses darf – wie es auch im konservierenden Naturschutz üblich ist – zum Beispiel nicht beliebig zu Gunsten von biogeographisch fremden Arten ausgeweitet werden (SCHERZINGER 1996; PIECHOCKI et al. 2004).

Prozessschutz versteht sich oftmals also nicht im Sinne einer Förderung möglichst offener Entwicklungschancen im Zuge von ungerichteter Sukzession und Evolution, sondern er vertritt unbemerkt selbst meist das Ideal einer an landschaftliche Eigenart gebundenen Entwicklung.

Aber auch wenn landschaftliche Eigenart das Prinzip ist, so ist die Charakteristik des Ortes, die es zu schützen gilt, doch eine andere als die der traditionellen Kulturlandschaft. Denn Eigenart äußert sich nicht darin, dass die Allianz zwischen Kultur und Natur harmonisch ausgestaltet worden ist. Im Prozessschutz ist diese schützenswerte Eigenart das Ergebnis sich selbsttätig ausformender Entwicklungsgesetze. Aufgrund solcher Entwicklungsgesetze differenzieren sich die Lebensräume aus und schaffen ein vielfältiges Beziehungsgeflecht der Lebewesen untereinander. Es ist eine Eigenart der Urlandschaft, wie es im deutschen Naturschutz traditionell heißt, und damit nach heutigem Sprachgebrauch eine Eigenart der Wildnis (KÖRNER et al. 2003; ZIEGLER 2002). Auch der Prozessschutz tritt für Eigenart ein. Auch er formuliert einen kulturell motivierten Gestaltungsbegriff. Die Kraft, eine landschaftliche Einheit weiter auszugestalten, wird auf der Seite der Natur verortet.

Daher dreht sich die Kritik des Prozessschutzes am bisherigen Naturschutz und die Diskussion, ob Prozessschutz eine Alternative oder eine Ergänzung zum bisherigen Naturschutz darstellt, keinesfalls um eine ökologische Problematik. Es wird nicht darüber verhandelt, welche Sukzessions- oder Klimaxtheorien in die Naturschutzpraxis zu übersetzen sind. Es geht in Prozessschutzkonzepten ebenso wie im konservierenden Naturschutz darum, was das eigentliche Wesen der Natur und der Wildnis ist. Es geht

um die Fragen, welche Naturbilder welche Wertigkeiten und welche Bedeutungen im Naturschutz haben und das ist eigentlich eine kulturelle Kontroverse.

Argumentiert man naturwissenschaftlich, kann diese kulturelle Dimension des Naturschutzes nicht erklärt werden. Der konservierende Naturschutz könnte so zum Beispiel auch nicht abwägen, warum man aus einem respektablen denkmalpflegerischen Interesse heraus Kulturlandschaften und Teile von ihnen als kulturelles Erbe schützen sollte. Ebenso kann auch der Prozessschutz ohne Bezug auf die kulturelle Dimension von Wildnis nicht das schützen, was er eigentlich schützen möchte, nämlich zum Beispiel die letzten Reste von Urlandschaft. Eine solche Begründung ist nämlich nicht möglich, ohne auf Kulturgeschichte einzugehen.

Ausblick

Die Thematisierung der Kulturgeschichte ist auch nötig für die Lösung des Zielkonflikts FFH-Lebensräume versus Prozessschutz. Man müsste sich zum Beispiel vergegenwärtigen, welche Arten, welche Lebensräume, welche Wildnis wir vorhaben zu schützen und warum.

Die Ansätze, die die Dynamik und das Evolutionsgeschehen stärker berücksichtigen, müssen verbunden werden mit einer Reflexion des kulturellen Gehalts bestimmter Natur- und Wildnisbilder. Wir müssen uns den kulturellen Gehalt der Naturbilder, die im konservierenden Naturschutz wie im Prozessschutz eine Rolle spielen, vergegenwärtigen, wollen wir den Schutz der Natur dauerhaft von der Gesellschaft, die diese Kultur formt, getragen wissen. Dies ist auch eine kulturelle Kontroverse über unterschiedliche Naturbilder und über unterschiedliche Mensch-Natur-Verhältnisse. Diese Kontroverse ist gut und notwendig. Sie muss fortlaufend geführt werden und zwar vom Naturschutz selbst, weil er dann die Gesellschaft maßgeblich mit gestalten kann und nicht nur auf Veränderungen in der Gesellschaft reagieren muss.

Danksagung

Vera Vicenzotti und Frank Schuster danke ich für Anregungen und Kritik.

Literatur

- ALTMOOS, M. u. DURKA, W. (1998):
Prozeßschutz in Bergbaufolgelandschaften. Eine Naturschutzstrategie am Beispiel des Südraumes Leipzig. Naturschutz und Landschaftsplanung. Jg. 30 (8/9): 291-297.
- BODE, W. (Hrsg.) (1997):
Naturnahe Waldwirtschaft. Prozeßschutz oder biologische Nachhaltigkeit? Deukalion. Holm.
- BOTKIN, D. B. (1990):
Discordant harmonies – a new ecology for the 21st century. Oxford University press. New York.

- BIBELRIETHER, H. (1992):
Natur Natur sein lassen. In: PROKOSCH, P. (Red.): Unge-
störte Natur. Tagungsbericht 6 der Umweltstiftung WWF-
Deutschland: 85-104. Husum.
- BÖNSEL, A. u. MATTHES, J. (2007):
Prozessschutz und Störungsbiologie. Naturschutzthesen
seit dem ökologischen Paradigmenwechsel vom Gleich-
gewicht zum Ungleichgewicht in der Natur. In: Natur und
Landschaft. Jg. 82. Heft 7: 323-327.
- FELINKS, B. u. WIEGLEB, G. (1998):
Welche Dynamik schützt der Prozessschutz? Aspekte un-
terschiedlicher Maßstabsebenen – dargestellt am Bei-
spiel der Niederlausitzer Bergbaufolgelandschaft. Natur-
schutz und Landschaftsplanung. Jg. 30 (8/9): 298-303.
- FISCHER, A. (1992):
Sammeln und Pflegen von Schutzgebieten. Tagungsbe-
richt „Landschaftspflege – Quo vadis?“. 11-21. Karlsruhe.
- HABER, W. (2007):
Zur Problematik europäischer Naturschutzrichtlinien. In:
VEREIN ZUM SCHUTZ DER BERGWELT (Hrsg.): Jahrbuch
2007: 95-110.
- HOHEISEL, D.; KANGLER, G.; SCHUSTER, U. und
VICENZOTTI, V. (2010):
Wildnis ist Kultur. Warum Naturschutzforschung Kultur-
wissenschaft braucht. Natur und Landschaft 85: 45-50.
- JEDICKE, E. (1995):
Ressourcenschutz und Prozessschutz. Diskussion notwen-
diger Ansätze zu einem ganzheitlichen Naturschutz. Na-
turschutz und Landschaftsplanung, Jg. 27 (4): 125-133.
- KANGLER, G. (2009):
Von der schrecklichen Waldwildnis zum bedrohten Wald-
ökosystem – Differenzierung von Wildnisbegriffen in der
Geschichte des Bayerischen Waldes. In: KIRCHHOFF, T.
und TREPL, L. (Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft,
Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phäno-
mene. transcript: 263-278.
- KANGLER, G. u. SCHUSTER, U. (o.J.):
Naturschutz im Nationalpark: Ist der „Borkenkäferwald“
Natur? Was kulturwissenschaftliche Analysen eines Na-
turschutzkonfliktes zu seiner Lösung beitragen können.
In: BAYERISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND
LANDSCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Veröffentlichung in Vor-
bereitung.
- KIRCHHOFF, T. u. TREPL, L. (2009):
Landschaft, Wildnis, Ökosystem: Zur kulturbedingten
Vieldeutigkeit ästhetischer, moralischer und theoretischer
Naturauffassungen. In: KIRCHHOFF, T. u. TREPL, L.
(Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Öko-
system als kulturgeschichtliche Phänomene. transcript:
13-66.
- KÖRNER, S.; NAGEL, A. u. EISEL, U. (2003):
Naturschutzbegründungen. Landwirtschaftsverlag. Mün-
ster.
- KUHN, A. (2007):
Artenschutz versus Prozessschutz im Nationalpark. Bei-
spiel Nationalpark Eifel und Gebiet Senne. In: Natur und
Landschaft. Jg. 82. Heft 2: 56-62.
- McCANN, K. S. (2000):
The diversity-stability debate. In: Nature 405: 228-232.
- NAEEM, S. (2002):
Ecosystem Consequences of Biodiversity Loss: The Evo-
lution of a Paradigm. In: Ecology: Vol. 83. No. 6: 1537-
1552.
- NATIONALPARKVERWALTUNG BAYERISCHER WALD
2010:
Nationalparkplan, Vorentwurf vom März 2010. URL: [http://
www.nationalpark-bayerischer-wald.de/detail/veroeff-
entlichung/publikationen/g_nationalparkplan/index.htm](http://www.nationalpark-bayerischer-wald.de/detail/veroeffentlichung/publikationen/g_nationalparkplan/index.htm)
(16.06.2010).
- NEUSCHULZ, F. (2000):
Management und Prozessschutz. Erfahrungen aus dem
Biosphärenreservat Flusslandschaft Elbe (Brandenburg).
Naturschutz und Landschaftsplanung. Jg. 32 (2-3): 71-74.
- PICKET, S. T. A.; PARKER, V. T. u. FIEDLER, P. L. (1992):
The New Paradigm in Ecology: Implications for Conserva-
tion Biology Above the Species Level. In: FIEDLER, P. L. a.
JAIN, S. L. (Ed.): Conservation Biology. The Theory and
Practice of Conservation. Preservation and Management.
New York.
- PIECHOCKI, R.; WIERSBINSKI, N.; POTTHAST, T. u. OTT,
K. (2004):
Vilmer Thesen zum „Prozessschutz“. In: Natur und Land-
schaft. Jg. 79. Heft 2: 53-56.
- PIECHOCKI, R. (2007):
Genese der Schutzbegriffe. 12. – Prozessschutz (1992).
Natur und Landschaft. Jg. 82. Heft 12: 550-551.
- POTTHAST, T. (1999):
Die Evolution und der Naturschutz: Zum Verhältnis von
Evolutionärsbiologie, Ökologie und Naturethik. Campus.
Frankfurt a. M.; New York.
- REMMERT, H. (1988):
Naturschutz. Ein Lesebuch nicht nur für Planer, Politiker
und Polizisten, Publizisten und Juristen. Springer-Verlag.
Berlin; Heidelberg; New York; London; Paris; Tokyo.
- SCHERZINGER, W. (1990):
Das Dynamik-Konzept im flächenhaften Naturschutz. Ziel-
diskussion am Beispiel der Nationalpark-Idee. Natur und
Landschaft. Jg. 65 (6): 292-298.
- SCHERZINGER, W. (1996):
Naturschutz im Wald: Qualitätsziele einer dynamischen
Waldentwicklung. Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart.
- SCHERZINGER, W. (1997):
Tun oder unterlassen? Aspekte des Prozessschutzes und
Bedeutung des „Nichtstuns“ im Naturschutz. In: BAYE-
RISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LAND-
SCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Wildnis – ein neues Leitbild!?
Möglichkeiten und Grenzen ungestörter Naturentwicklung
in Mitteleuropa. Laufener Seminarbeiträge.1/97: 31-44.
- SCHLÄPFER, F. u. SCHMID, B. (1999):
Ecosystem effects of biodiversity: a classification of hy-
potheses and exploration of empirical results. In: Ecologi-
cal Applications 9 (3): 893-912.
- SCHMOLL, F. (2004):
Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschut-
zes im deutschen Kaiserreich. Campus Verlag. Frankfurt
a. M.; New York.
- SCHOENICHEN, W. (1942):
Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufga-
be. Eine Übersicht über die allgemeinen, die geologi-
schen, botanischen, zoologischen und anthropologischen
Probleme des heimatlichen wie des Weltnaturschutzes.
Fischer. Jena.
- SCHULZ, J. 2000:
Landschaft als Ideal oder als Funktionsträger? Die Inter-
pretation des Naturschutzes im Nationalsozialismus durch
die moderne ökologische Planung und eine Entgegnung
aus ideengeschichtlicher Perspektive. Diplomarbeit am
Fachbereich Umwelt und Gesellschaft der Technischen
Universität Berlin. Berlin.

STRAUBE, S. (2000):

Der Natur überlassen statt gestalten. Flächen im mittel-deutschen Braunkohlerevier. In: Nationalpark. Jg. 00 (1): 29-33.

STURM, K. (1993):

Prozeßschutz – ein Konzept für naturschutzgerechte Waldwirtschaft. In: Zeitschrift für Ökologie u. Naturschutz, Jg. 2, 181-192.

TORMA, F. (2004):

Eine Naturschutzkampagne in der Ära Adenauer: Bernhard Grzimeks Afrikafilme in den Medien der 50er Jahre. München.

TREPL, L. u. VOIGT, A. (2008):

Von der Kulturaufgabe zur angewandten Ökologie – welche Verwissenschaftlichung hat der Naturschutz nötig? In: VEREIN ZUM SCHUTZ DER BERGWELT (Hrsg.): Jahrbuch 2008: 165-184.

VICENZOTTI, V. (2007):

Wildnis ist nicht gleich „Wildnis“. Überlegungen zu unterschiedlichen Wildnisvorstellungen in Stadtökologie, Landschaftsarchitektur und Städtebau. In: DETTMAR, J. u. WERNER, P. (Hrsg.): Perspektiven und Bedeutung von Stadtnatur für die Stadtentwicklung. Tagungsbeiträge der 1. Tagung des Kompetenznetzwerkes Stadtökologie CON-TUREC vom 26.-28. Oktober 2006 in Darmstadt. 15-25.

ZIEGLER, U. (2002):

Prozessschutz vor dem Hintergrund der Ideengeschichte des Naturschutzes. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der TU München. Freising. <http://www.loek.agrar.tu-muenchen.de/mitarbeiter/schuster/Diplomarbeit.pdf> (04.08.2010)

Anschrift der Verfasserin:

Ursula Schuster
Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege
Seethalerstraße 6
83410 Laufen
Ursula.Schuster@anl.bayern.de

Wildnis morgen – Szenarien zukünftiger Wertschätzung

Cordula KROPP



Abbildung 1: Wildnis ist in unserer Gesellschaft ein hart umkämpftes Gemeingut, das unterschiedlichen Nutzungsansprüche ausgesetzt ist und mit sehr heterogenen Vorstellungen verbunden wird. Wie kann man dennoch in unserem sozialen Raum den Umgang mit Wildnis gestalten, so dass er zukunftsfähig wird? Dieser Frage geht der folgende Beitrag nach. (Foto: © Chris 2007/PIXELIO)

Zusammenfassung

Der Artikel „Wildnis morgen“ stellt die Frage nach der zukünftigen Wertschätzung von Wildnis. Er führt kurz in die Zielsetzung der Auseinandersetzung mit Zukunftsszenarien und mit kulturellen Wildnisbildern ein und verortet Wildnis aus planungstheoretischer Perspektive im sozialen Raum. Einer kritischen Auseinandersetzung mit funktionsorientierten Strategien der Akzeptanzbeschaffung von Wildnis in diesem Raum folgt die Aufarbeitung

der sozialen Bedeutung von Wildnis im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und im Verhältnis verschiedener Gruppen beziehungsweise Sozialräume. Wildnis wird dadurch als umkämpftes Gemeingut sichtbar, auf das sich unterschiedliche Nutzungsansprüche und Vorstellungen richten. Für den zukunftsfähigen Umgang mit Wildnis erscheinen deshalb Beteiligungsprozesse unverzichtbar, die insbesondere die sozialräumlich widersprüchlichen Entwicklungstrends berücksichtigen.

„Es ist umsonst, wenn wir von einer Wildnis träumen,
die in der Ferne liegt. So etwas gibt es nicht.
Der Sumpf in unserem Kopf und Bauch,
die Urkraft der Natur in uns, das ist es,
was uns diesen Traum eingibt.“

(Henri David Thoreau:
Tagebuch vom 30. August 1856)

Welche Ansprüche richten wir in der Zukunft an Wildnis? Welche Vorstellungen werden wir mit „wilder Natur“ verknüpfen und welche gelebten Bezüge zu Wildnis werden sich daraus ableiten? Antworten auf die Frage nach den gesellschaftlichen Wildnisbildern von morgen beeinflussen schon heute die möglichen Erscheinungsformen zukünftiger Wildnis.

Nun kann niemand die künftige Wertschätzung oder Ablehnung von Wildnis prognostizieren – Vorhersage und Prophetie ist kein Terrain der Wissenschaft. Die Entwicklung von Szenarien hat demgegenüber einen didaktischen Wert für die Gegenwart. Sie möchte Hilfestellungen und Orientierungen für den Umgang mit gewünschten und nicht gewünschten Zukunftsentwicklungen geben, aber nicht die Zukunftsentwicklung „richtig“ vorhersagen. Ziel ihrer Zukunftserkundungen ist vielmehr, noch nicht eingetretene Zustände so konkret vorstellbar zu machen, dass sie heutige Entscheidungsträger und die kritische Öffentlichkeit motivieren, über Handlungsstrategien (rechtzeitig) zu beraten und die Möglichkeiten der Mitgestaltung auszuloten. Darin liegt der Erfolg der berühmten Studie „Die Grenzen des Wachstums“ (MEADOWS 1972): Nicht in der Vorhersage dieser oder jener konkreten Entwicklung, sondern in der Warnung vor den möglicherweise ungewünschten Folgen eines bestimmten Entwicklungsparadigmas. Die besten Szenarien tragen deshalb dazu bei, dass die Zukunftsentwicklung tatsächlich anders verläuft.

Dennoch ist die Szenarienbildung nicht beliebig. Es werden sorgfältig und auf der Basis von Gegenwartsanalysen Annahmen getroffen, unter denen Entwicklungsverläufe beschrieben werden. Diese Annahmen begrenzen die „beliebige“ Zukunftsentwicklung auf „mögliche Zukunftsentwicklungen“, identifizieren Randbedingungen und Schlüsselfaktoren zukünftiger Möglichkeitsräume.

Wie sehen die gesellschaftlichen Wildnisbilder von heute aus? Der vorliegende Band macht einmal mehr deutlich, dass Wildnis aus sich heraus nicht bestimmbar ist. Sie ist weder substantiell noch materiell, kulturell oder vegetationskundlich zu fassen. Wildnis ist vielmehr eine Idee mit unterschiedlichen kulturellen, historischen und individuellen Ausformungen. Simon SHAMA betrachtet die Rede von Wildnis als „eine Art des Sehens“ (1996, 23): „Ihre Szenerie ist ebenso aus Schichten der Erinnerung zusammengesetzt wie aus Gesteinsschichten“ (ebd., 16). Dabei zeichnen sich die semantischen Inhalte von Wildnis durch eine erhebliche Ambivalenz aus: Wildnis gilt mal als rücksichtslos wuchernde Bedrohung, mal als romantischer Fluchtpunkt, mal als wertlose Wüstenei, dann als moralisches Korrektiv. Heute ist Wildnis gleichermaßen Metapher für das Unschuldige wie für das Unbekannte, das Unkontrollierbare und Unordentliche – negativ als Kontrast zu Zivilisation wie positiv als Kontrast zu deren totalem Zugriff und Omnipotenzphantasien.

So ist Wildnis stets ein *Gegenbegriff*, markiert eine Unterscheidung, aber keine exakte Grenzziehung. Ulrich EISEL (1982) hat die Entwicklung dieses Begriffs und die mit ihm aktualisierten Negationen in größeren Epochen herausgearbeitet: So gilt Wildnis heute vor allem als Gegenbegriff zu Kulturlandschaft. In der Zeit Rousseaus wurde sie als Gegenstück zu

höfischer Künstlichkeit beschworen, etwas später als Gegenwelt von Industrialisierung, Verstädterung, weltbürgerlicher Zivilisation und Fortschritt. In der Romantik symbolisiert sie einen erhabenen Fluchtraum, eine Projektionsfläche der Alterität, und bis heute schafft sie Anknüpfungspunkte für anarchische, subversiv-gegenkulturelle Bewegungen.

Wildnis im sozialen Raum

Die semantische Tour d'Horizon macht deutlich, dass Wildnis per se ein Teil der Kulturlandschaft ist. Praktisch schon deshalb, weil eine vorgängige Entscheidung notwendig wird, diesen Bereich „wild“ zu machen, zu belassen oder werden zu lassen. Fachleute sprechen insofern von „sekundärer Wildnis“, die aus der Kultur heraus entsteht.

Sie kann überall realisiert beziehungsweise reklamiert werden: nicht nur in großflächigen Nationalparks, sondern auch auf ehemaligen landschaftlichen Flächen als Sukzessionsbrache, in der freien Entwicklung von Fließgewässern, in der innerstädtischen Freiraumgestaltung, beim Umgang mit industriellen Folgelandschaften („Industrienatur“) sowie auf militärischen Konversionsflächen. Dabei geht es darum, eine zumindest temporär *nicht* vom Menschen gesteuerte, eigendynamische Naturentwicklung zuzulassen, auch wenn deren Ausgang nicht den jeweiligen Wunschvorstellungen entspricht. Dazu bieten sich Wälder an, insbesondere uralte Waldstandorte oder schwer erreichbare Wälder. Wildnis kann aber auch aus den Asphalttritzen wuchern und erobert sich begrifflich heute Orte im ländlichen wie im städtischen Raum.

Die Vielfältigkeit der als Wildnis bezeichneten Orte und der damit verbundenen (bejahenden wie verneinenden) Imaginationen, Assoziationen und politischen Projekte erklärt, warum Wildnis nicht gegeben, sondern im sozialen Raum umkämpft, flüchtig und prekär ist. Bislang sind wir aber der *sozialen* Bedeutung des Wildnisbegriffs noch nicht recht habhaft geworden. Zwar sind inzwischen die Kulturwissenschaften gut in der Auseinandersetzung um Wildnis vertreten, aber noch liegen aus gesellschaftstheoretischer Perspektive nur wenige Ansätze vor (vergleiche GILL 2002; KROPP 2002; SOPER 1995). Ohne den Anspruch, diese Lücke hier zu schließen, möchte ich eine Präzisierung des Suchhorizonts nach der gesellschaftlichen Bedeutung von „Wildnis“ vorschlagen. Ich folge dazu der Frage, wie Wildnis gesellschaftlich legitimiert wird und was sich daraus für die zukünftige Wertschätzung schlussfolgern lässt.

Mit was für einem sozialen Raum haben wir es zu tun, wenn wir von Wildnis sprechen?

Der Blick auf den Zusammenhang von Gesellschaft und Wildnis zeigt, dass Wildnis zwar einen bestimmten Raum *im* sozialen Raum bezeichnet, diesen aber gerade durch die *Abwesenheit* der Gesellschaft, den Ausschluss zivilisatorischer Steuerung auszeichnet.

Dennoch werden an diesen als „Nicht-Gesellschaft“ markierten Raum gesellschaftliche Ansprüche gerichtet. Diese fallen in Zeit und Raum unterschiedlich aus und sogar im örtlich und zeitlich konkreten Fall ist mit einer heftigen Konkurrenz verschiedener Nutzungsansprüche zu rechnen. In dieser Konkurrenz liegt der Schlüssel zur sozialen Dimension: Es geht um die implizite Frage, wofür die Gesellschaft Raum reserviert und was sie dadurch ausschließt. Für die Antwort bietet sich eine planungstheoretische Perspektive an, die untersucht, welches „Prädikat“ Wildnis im sozialen Raum hat und wie es legitimiert wird.

Prinzipiell gibt es vielfältige Kombinationen verschiedener Raumtypen: Neben den vielen Baustrukturtypen sind da Straßen und Gleisanlagen, Parks, Wälder, Fließgewässer, und zwar sowohl im ländlichen als auch im städtischen Raum. Planerisch besteht keineswegs der oft naiv unterstellte Grün-Grau-Gegensatz (vergleiche HEILAND 2006): So wie es beispielsweise industrielle Landwirtschaft und Einkaufszentren „auf der grünen Wiese“ gibt, sprechen wir auf der anderen Seite von „Stadt Natur“, ja von „urbaner Wildnis“ und „Stadt als Habitat“. Die Planungstheorie setzt sich daher vermehrt mit den funktionellen Verflechtungen und den zunehmenden Ähnlichkeiten von Stadt und Land auseinander (vergleiche KÖRNER 2005; SIEVERTS 1997). Auch behördlich und administrativ stimmt die Wahrnehmung von ländlichem und urbanem Raum mit den Verwaltungseinheiten nicht mehr überein. Schon historisch schuf gerade das Verschwinden ursprünglicher Natur aus den Städten die Entstehung einer ästhetisch wahrgenommenen Landschaft und produzierte deren gezielte Inszenierung in Form von Parks und Gärten, Gartenstädten und geplanter Wildnis – vor und hinter den Toren der Stadt.

Diese Verflechtungen, Kombinationen und Vermischungen erschweren die Antwort auf die oft gestellte Frage nach der Wildnis im Raum. Sind Wildnisräume etwa Räume ohne Prädikat? Planungsbezogen werden Raumprädikate wie „ländlicher Raum“, „Metropolitanraum“, „naturräumlicher Raum“, auch „geschützter Raum“ (FFH-Räume, Nationalparke) und dem Klima- oder Wasserschutz gewidmeter „Naturraum“ unterschieden. Während dabei bestimmte Widmungen in den Mittelpunkt rücken, scheint Wildnis das zu sein, was nach den fach- und gemeindebehördlichen Funktionszuweisungen übrig bleibt. Wildnis als sich selbst überlassener Raum, nicht an Schönheit, Eigenart oder Funktion orientiert, sondern in erster Linie erkenntlich als Tabuzone. Was wird bei wachsenden Nutzungskonflikten und gestiegenem Legitimationsbedarf übrig bleiben? Welche Wertschätzung erfährt dann Wildnis als prädi-katsloser Taburaum, als Gesellschaft und Kultur neigender Raum im Kulturraum?

Die gesellschaftliche Legitimation von Wildnis

Hier setzen die Mühen der Akzeptanzbeschaffung an. Sie versucht, Wildnis, ihre Planung und Bewahrung öffentlich zu legitimieren. Das geschieht häufig über Funktionszuschreibungen. Dabei handelt es sich um gesellschaftliche Funktionen wohlgemerkt – und, wenn das scheitert, die Beschwörung der Funktionslosigkeit als Funktion („*use and non-use values*“). Es geht um die Herstellung von Akzeptanz und Wertschätzung durch den Verweis auf funktionellen Nutzen im für Wildnis tabuisierten Raum. Das verlangt die Beantwortung der Fragen: Wozu brauchen wir Tabuzonen? Wer braucht Tabuzonen?

An erster Stelle erfolgt diesbezüglich der Verweis auf **ökologische Funktionen**: Klimaschutz, Wasserschutz, Artenschutz, Prozessschutz, Experimentierfelder natürlicher Entwicklung und Bewahrung irdischer Schätze – weil alles, was der Mensch steuert, letztlich fehlerbehaftet zu sein scheint. Dabei ist aus globaler Perspektive allerdings unklar, ob Wildnis im Sinne der strengen IUCN-Definition (75 % ohne Eingriff) für den Natur- oder Artenschutz in Deutschland förderlich oder kontraproduktiv ist. Es quält die Frage, ob Wildnis auch dann ökologisch funktional ist, wenn die eigendynamische Entwicklung Ergebnisse erzielt, die weder grün noch schön noch artenreich erscheinen.

Politisch sind auch **ökonomische Funktionen** wichtig: Hier spielt die Rede von der „In-Wert-Setzung“ durch Raumimage, Tourismus, Vermeidung von zukünftigen Klimaanpassungskosten eine Rolle, die Verweise auf Räume, in denen für zukünftigen menschlichen Bedarf Biodiversität und genetisches Material gespeichert wird. All das ist bis heute schwer in betriebs- oder volkswirtschaftlichen Größen auszudrücken. Zudem ist die ökonomische Betrachtung mit den Transaktionskosten konfrontiert, mit den entgangenen Werten durch Verzicht auf konsumtive Nutzung und deren Diskontierung.

Folgen die **umweltpsychologischen Funktionen**: Wildnis als pädagogischer Erlebnisraum, als unverzichtbare Basis der unmittelbaren, positiven Naturerfahrung (FOSTER u. LITTLE 1989), insbesondere für Städter und deren Kinder, die sonst mit Defiziten zu rechnen hätten (die allerdings schwer augenfällig zu machen sind). Generell dient insbesondere die stadtnahe Wildnis Erholungs- und Nutzungsbedürfnissen. Aber auch hier die lästige Frage: Ließe sich dieser Nutzen nicht in Wildniscamps, Survivaltrainings und Parkanlagen sicherer und nutzergerechter erreichen?

Bleibt die **ästhetische Funktion**: Natur, Stadtnatur, *urban wilderness* als Mittel und Element der Freiraumgestaltung und der räumlichen Imagepflege. Die Schönheit der Unordnung!

In all diesen Betrachtungen wird Wildnis als Ressource konzeptualisiert und darin liegt das Legitimations-

problem: Durch die Stilisierung zu einem Nutzen bringenden Hilfsmittel ist sie – wie jede andere Ressource auch – durch funktionsgleiche Angebote (so genannte funktionale Äquivalente) ersetzbar und damit strittig.

Allein die **ethische Legitimation** scheint eine andere Perspektive zu eröffnen. Sie verlangt, neben dem allumfassenden, anthropozentrischen Nutzengedanken, eine funktionslose, ökozentrische Alternative im Kosmos (um eines Eigenwertes der Natur Willen). Nicht selten schleicht sich der tief verwurzelte Utilitarismus aber durch die Hintertür wieder ein, etwa wenn die *Environmental-Rights-Bewegung* in letzter Not Wildnis als eine Art „Rückversicherung“ für die Zukunft beschwört (um eine Art Reset starten zu können).

Die dargestellten Probleme der funktionalen Legitimation werden virulent, wenn die Akzeptanz fehlt: Dann ist jede funktionsorientierte Wildnisplanung mit der Frage konfrontiert, ob die gleichen Leistungen nicht auch durch gezieltes Management erreicht oder gar der ökonomische, ökologische, psychologische Nutzen durch gezielte Steuerung optimiert werden könnte. Unter einer utilitaristischen Blickverengung folgen Einwände der Abwägung verschiedener Ansprüche, etwa der Sicherheit in Wildnisgebieten, des Vergleichs von Natur- und Artenschutz mit anderen Nutzungsinteressen, der Bedeutung für den Klimaschutz gegenüber anderen Maßnahmen. Zudem öffnet der unübersehbare, logische Widerspruch von einerseits gesellschaftlich geplanter Wildnis und andererseits ausgeschlossener Gesellschaft den Blick auf die darin liegenden sozialen Konflikte. „Wildnis“ ist die gleichzeitige Nutzung und Schließung eines gesellschaftlichen Möglichkeitsraums, eines *Gemeinguts*, für das und die einen und zuungunsten des und der anderen. Gerade die „Reinerhaltung“ der Wildnis für alle, aber auch gegen deren Widerstand, wirft die Frage der zukünftigen Wertschätzung auf: „Unglücklicherweise müssen wir sie, um sie rein zu halten, in Besitz nehmen“, so der Wildnisphotograph Ansel ADAMS (1993: 113). Wenn Wildnisbildung demgegenüber versucht, Wertschätzung zu lehren, ob dies nun durch Sachargumente oder Emotionen geschieht, ignoriert sie die genuin soziale Frage: „Wem gehört die Welt?“ (HELFERICH u. HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG 2009).

Die soziale Dimension von Wildnis

Wie sieht nun die gesellschaftliche Wertschätzung von Wildnis aus? Diesbezüglich möchte ich zwei Betrachtungsweisen unterscheiden. Die eine fokussiert auf die Beziehung zwischen dem Individuum und seiner Umwelt, die andere auf die Beziehung zwischen sozialen Gruppen.

Unter dem ersten Fokus auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft untersuchen die Sozialwissenschaften, welche Bedingungen das Individuum

für seine persönliche Entfaltung im sozialen Raum vorfindet beziehungsweise ob es, wie subtil auch immer, von seiner Umwelt determiniert wird. Wie also ist der Mensch gesellschaftlich gebettet, mit welchen auch räumlich-materiellen Möglichkeiten und Zwängen muss er umgehen? Der Humangeograph Ronald JOHNSTON definiert soziale Räume („places“) in dieser Hinsicht als „milieux within which ways of life are constructed and reconstructed and within which individuals are socialised in an appreciation of who they are and what is expected of them“ (1991, 71). Er betont damit, dass Lebensstile, Weltbilder und Standpunkte die Zeichen des Raums tragen, in dem sie gewonnen werden.

In gleichem Sinne hat uns Ambrogio Lorenzetti in Siena im Palazzo Pubblico Fresken vom guten und schlechten Kosmos als „Effekte guter und schlechter Regierung“ (1333-1340) in Stadt und Land hinterlassen. Als „effetto del buon governo“ werden in der Stadt und vor ihren Toren Ordnung, Fruchtbarkeit und Reichtum dargestellt. Im schlechten Kosmos sitzt in der herunter gekommenen Stadt ein Teufel, Gewalt und Unordnung herrschen innen und außen, die Natur wird der Verwahrlosung überlassen und Kriege ziehen auf. Die Freskenreihe bringt eine tief verwurzelte Vorstellung vom Zusammenhang Individuum-Gesellschaft-Umwelt zum Ausdruck: Milieus innerer und äußerer Ordnung und Pflege werden von Räumen der Gewalt und Verwahrlosung unterschieden. Diesen vorgestellten Zusammenhang von äußerer Ordnung mit innen herrschender guter Gesellschaftsverfassung gegenüber äußerer Wildnis mit innen bedrohlichem Überlebenskampf aktualisieren bis heute mediale Berichterstattungen über Dritt-Welt-Länder, viele Reiseberichte und Ethnographien.

Als Deutungsmuster kann diese tief verankerte Vorstellung für die Wahrnehmung von „Wildnis“ in jenen Regionen sensibilisieren, die sich in ihrem Existenzminimum bedroht sehen: Hier erscheint Wildnis selten als etwas Wünschenswertes! Der saturierte Westen kennt zwar seit dem 19. Jahrhundert auch den „Traum von der Wildnis“, Wildnis als romantische Flucht vor Domestizierung und Zivilisation, als Vorschein utopischer, unschuldiger Möglichkeitsräume, als Garten Eden, bevor Eva durch Konsum die Unschuld verlor. Dies ist aber nicht das Wildnisbild benachteiligter Gruppen, das eher in Upton SINCLAIRs Roman „Der Dschungel“ (1906) seinen Ausdruck findet, der die Lebensumstände rund um Chicagos frühindustrielle Fleischindustrie beschreibt.

Umweltpädagogische Broschüren spielen mit den Bildern von übersättigten Großstadtmenschen, von computersüchtigen Kindern, von erschöpften Kranken mit Dichterseele. Hinweise auf Arme, auf Langzeitarbeitslose, Wohnungsflüchter, Menschen auf der Flucht, in erzwungener Migration oder in anderen prekären Lebenslagen finden sich nicht. Insofern zeigt sich Wildnisbildung bis heute als ethnozentrisches, bürgerliches Projekt, das Privilegierten

Fluchtpunkte der eigenen Imagination eröffnet und diese, wo nötig, auch gegen Bauern, Ausgeschlossene, Marginalisierte verteidigt.

Das führt zur zweiten Perspektive auf die soziale Dimension. In ihr geht es um das Verhältnis zwischen sozialen Gruppen, die zum einen sozio-kulturell in der Art ihrer Überzeugungen und Deutungen und zum anderen sozio-ökonomisch in der Menge der ihnen verfügbaren Ressourcen unterschieden werden können. Nicht selten fallen beide Dimensionen so zusammen, dass kulturelle Unterschiede zu sozialer Ungleichheit werden. Unter sozialer Ungleichheit verstehen die Sozialwissenschaften „ungleiche Lebenschancen“ als ungleiche Chancen auf Bildung, Einkommen, Artikulation eigener Interessen und auf die Gestaltung sozialer Räume.

Welche sozialen Gruppen bestimmen nun die Planung und Nutzung von Wildnis-Räumen? In den Fachbehörden sind dies Experten; in beteiligungsorientierten Entscheidungsgremien treten Lokalpolitiker und häufig jene mit angrenzendem Grund- und Kapitalbesitz hinzu. Generell sind an Planungsprozessen vor allem Personen mit überdurchschnittlicher Verfügung über Geld und Bildung beteiligt. Demgegenüber haben benachteiligte Gruppen zwar mehr Zeit, aber äußerst geringe Chancen der Mitsprache und der Interessenartikulation. Als „Überflüssige“, wie Heinz BUDE (2007) Arbeitslose, Marginalisierte und Exkludierte zynisch bezeichnet, sind sie in den Planungsgremien zur städtischen oder ländlichen Wildnis weder aktiv beteiligt noch passiv vertreten. Dennoch spielen sie in der einschlägigen Debatte eine Rolle – nämlich als Störfaktoren in der Tabuzone Wildnis, als eindringende Mountainbiker, unbelehrbare Bauern, ländlich-rückständige „Nationalparkbetroffene“ und in der städtischen Wildnis ganz besonders als beschäftigungslose Jugendliche und Alkoholranke. Ihnen entgegengesetzt werden die Interessen von Wissenschaftlern, interessierten Touristen, Personen auf der Suche nach alternativen Werten und Naturschützern.

Schon eine provisorische Analyse der öffentlichen Debatte um Wildnis verdeutlicht damit, dass die Konfliktlinie nicht zwischen Stadt-Land, Mensch-Natur, Kultur-Wildnis verläuft, sondern zwischen verschiedenen Gruppen und ihren verschiedenen Raumprojekten und Wertschätzungen. Dabei fällt die Gestaltungsmacht der verschiedenen Gruppen ungleich aus, wenn es um die Bestimmung von Wildnisräumen geht. Bislang spiegeln die Entscheidungen für oder gegen Natur, für kontrollierte oder wilde Natur die Vorstellungen eines recht homogenen, in Bildung und Status besser gestellten Kreises. Je pluraler die beteiligten Akteure aber wären – und die Vielfalt nimmt in unserer Gesellschaft ständig zu – umso heterogener wären auch die Erwartungen an den guten Kosmos und seinen Ausdruck in der Umwelt, die in diesen Gremien berücksichtigt werden müssten.

Tiefergehende Untersuchungen liegen zur Akzeptanz von Stadtnatur und „verwilderten“ Brachflächen vor – wenn auch meist auf lokaler Ebene (vergleiche BREUSTE u. BREUSTE 2001; RINK 2004; HOHN u. KEIL 2005; ROCH 2006). Ziemlich übereinstimmend kommen sie zum Ergebnis, dass Natur und Grün in der Stadt zwar hoch geschätzt wird und die Grünausstattung von Wohngebieten wesentliche Bedeutung für die Wohnzufriedenheit der Menschen hat. Diese positive Wertschätzung bezieht sich allerdings auf eine gepflegte, zugängliche und vor allem nutzbare Natur. Sich selbst überlassene, „wild wuchernde“ Brachflächen werden demgegenüber gerade in schrumpfenden Städten keineswegs als Bereicherung wahrgenommen. Während das Wagnis Wildnis in boomenden Cities dem Stadtimage zu Gute kommt, wird Verwilderung vor dem Hintergrund von Abwanderung, Wohnungsleerstand und dem Ausdünnen von Versorgungs- und Dienstleistungsangeboten als Verwahrlosung und als Symbol des wirtschaftlichen und sozialen Niedergangs erlebt. Generell spricht die Begleitforschung zu Planungsprozessen dafür, dass sich Menschen in existenzieller Unsicherheit überschaubare, kleinräumige Baustrukturen, gepflegte Parks und Gärten wünschen: Die „Wildnis“ und Deregulierung in ihrem Alltag scheinen ihnen zu reichen. Auch ältere Personengruppen lehnen Wildnis überwiegend ab, wünschen sich zugängliche, gepflegte Gärten. Demgegenüber reizt Wildnis als Alterität und Kontrast eher besser gestellte und etablierte Gruppen, wird von ihnen allenfalls als Gefährdung moderner Urbanität und städtischen Flairs erlebt.

Wildnis als umkämpftes Gemeingut

Dieter RINK (2004) warnt in der Konsequenz davor, den Begriff „Wildnis“ als attraktives Leitbild für die Entwicklung innerstädtischer Flächen zu verwenden, da er im städtischen Kontext mit wenig positiven und eher außerstädtischen Assoziationen belegt sei. Die Akzeptanz von Brachennatur und urban wilderness setzt demgegenüber die Einbettung in historisch gewachsene, gestalterische oder denkmalpflegerische Kontexte voraus – wenngleich auch dann Konflikte zwischen Erholungsansprüchen, spielerischer Aneignung und naturbelassener Entwicklung zu erwarten sind (vergleiche HEILAND 2005). Dies sind erste Anhaltspunkte für die wichtige Frage nach der gesellschaftlichen Wertschätzung von Wildnis heute und morgen. Insgesamt aber fehlen sozialwissenschaftliche Untersuchungen der Wahrnehmung von äußerer Umwelt und darunter auch der Wildnis in Abhängigkeit von der sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Lebenslage.

Das ist interessant und verweist auf eine größere Leerstelle, nämlich die Thematisierung der gesellschaftlichen Wahrnehmung von *Gemeingütern* unter verschiedenen Bedingungen und in verschiedenen

Gruppen. Naturbewahrung und -gestaltung ist Teil des gesellschaftlichen Umgangs mit Gemeingütern, der in den zurückliegenden Jahren der neoliberal verengten Nutzenorientierung aus dem Blick geriet. Erst jetzt – der Wirtschaftsnobelpreis für Elinor Ostrom 2009 kann diesbezüglich als internationaler Wendepunkt betrachtet werden – erfährt die öffentliche Debatte um den zukunftsfähigen Umgang mit den *commons* als jenen Ressourcen, die eine Generation vorfindet und die ihre Lebens- und Entwicklungschancen bestimmen, die ihnen zukommende politische und wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Die Verfügungsgewalt über diese „Grundlagen aller produktiven, reproduktiven und kreativen Prozesse“ ist seit jeher „umkämpftes Terrain“ (HELPERICH 2009, 11). Die Frage nach Bewahrung und Nutzung und der Ausgleich beider Ansprüche ist darin zentral und alt. Die Überantwortung dieser Frage an die Gesetze des Marktes, an Machthaber oder Experten hat sich historisch nicht als erfolgreich erwiesen. Demgegenüber resümiert Elinor OSTROM (2009, 228): „Wir haben erkannt, dass die Bürger eine wesentliche Rolle bei der Bewirtschaftung von Gemeinressourcen spielen und dass Bestrebungen, die Verantwortlichkeit für die Ressourcen an externe Experten zu übertragen, langfristig kaum dem Schutz derselben dient. Die Komplexität der Ressourcen auf lokaler, nationaler und globaler Ebene erfordert ebenso komplexe Verwaltungssysteme mit unterschiedlichsten Formen der Bürgerbeteiligung“ – einen „komplexen Multiakteuransatz der polyzentrischen Verwaltung natürlicher Ressourcen“ (ebd., 219).

Tatsächlich deckt sich Ostroms Forderung mit dem vielfach diagnostizierten Trend, Ungleichheit in der Möglichkeit, Räume und Wirklichkeit zu deuten und zu reservieren, immer weniger als gottgegeben, als technokratischen Sachzwang oder als alternativloses Faktum hinzunehmen. Seit vielen Jahren weist Ulrich BECK (1993, 2007) auf eine sich ausdehnende Subpolitisierung hin, in deren Zuge die Gestaltung des sozialen und öffentlichen Raums in politische Konflikte über das gute Leben, das gute Gemeinwesen einbezogen wird – und dies immer öfter im kosmopolitischen Maßstab. Die erhebliche Bedeutungszunahme, die partizipative Verfahren in der Raumplanung erfahren, ist eine Reaktion auf diesen grundsätzlichen Politisierungstrend, der mit einem zivilgesellschaftlichen Mitspracheanspruch einhergeht (vergleiche SELLE 2006). Hier multiplizieren und pluralisieren sich die Stimmen in der Auseinandersetzung um räumliche Deutungsmacht – materiell und symbolisch. Wer spricht mit, gehört dazu, wer ist ausgeschlossen? Wessen Erfahrungshorizonte werden berücksichtigt, wessen werden privilegiert? In vielfachen Formen der Nutzungsplanung und -aushandlung werden unterschiedliche institutionelle Antworten auf diese Fragen erprobt (ebd.).

Die dort artikulierten Bilder von der Zukunft spielen meines Erachtens die entscheidende Rolle. Sie sind die visionäre Kraft, die Auseinandersetzungen um den sozialen Raum befruchten und befeuern. In einer Gesellschaft, die sehr radikal von der Referenz auf Vergangenheit und Tradition auf Zukunftsbezug umgestellt hat, haben Zukunftsbilder die Macht, Handlungskorridore und Gestaltungsmöglichkeiten zu öffnen und zu schließen. Bilder von erstrebenswerter oder zu vermeidender Zukunft bestimmen, was als machbar gilt und was als wünschbar. Zumindest das ließ sich aus der Finanzkrise lernen: Die Beschwörung des großen Crash, der Mega-Welt-Krise hat Unerwartetes, ja Unmögliches binnen kürzestem erlaubt: In rasender Geschwindigkeit wurden nicht nur milliardenschwere Rettungspakete geschnürt und Jahrhundertschulden aufgebaut, sondern schon rückte gar die Verstaatlichung der Banken, die Regulierung der internationalen Finanzmärkte in Reichweite.

Einen nicht minder bedrohlichen Crash zeichnen Klimaszenarien an die Wand. Harald WELZER (2008) eröffnet mit seinem Buch „Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird“ wenig beruhigende Perspektiven auf zukünftige Raumnutzungskonflikte. Auch diesbezüglich bestimmen die Bilder von der Zukunft beziehungsweise von ihrer Gefährdung lange vor realisierten Schäden, wie verschiedene soziale Gruppen ihren Anspruch auf Räume und deren Nutzung geltend machen und verteidigen (WBGU 2008). Welche Wertschätzung und Akzeptanz erfahren Wildnisinseln unter Bedingungen von Klimawandel, Bevölkerungswachstum und globalen Migrationsbewegungen? Ob Gesellschaften sich Wildnis auch morgen leisten können und wollen, hängt von der Bedeutung ab, die wir Wildnis in unseren Zukunftsbildern einräumen, und wie diese Wildnisbilder mit den Bedrohungsszenarien verknüpft werden. Es geht um kosmopolitische Aushandlungsprozesse darüber, wer welche Wildnis wo, wie lange und für wen einräumt. Sie werden zukünftig immer weniger von einem kleinen Experten-Kreis entschieden werden können. Deshalb muss es in den nächsten Jahren gelingen, die Diskussion um Wildnis kulturell und sozial zu öffnen! Dafür möchte ich abschließend ein paar Rahmenbedingungen ausloten.

Die zukünftige Wertschätzung von Wildnis

Die Zukunft der Wildnis, ob es um geschützte Wildnisgebiete oder urbane Wildnis geht, ist offen, und zwar gleichermaßen hinsichtlich ihrer Erscheinungsform als auch ihrer Bewertung: Dabei verändern zuallererst sozialräumliche Entwicklungstrends sowohl physisch-materiell als auch symbolisch die imaginierten Formen und deren Wertschätzung. Es wird daher nicht die eine Wildnis morgen geben, sondern Wildnis-Zukünfte im Plural, im ländlichen wie im urbanen Raum: Die nachfolgend angerissenen Einfluss-

faktoren der zukünftigen Wertschätzung von Wildnis entfalten sich in polarisierten Räumen mitunter entgegengesetzt:

Demographischer Wandel: Längst sind in Deutschland die Wachstumszonen benannt, in denen weiterhin mehr Menschen leben werden und in denen Experimentierfreude besteht und (begrenztes) Grün als Kontrast zur Metropole attraktiv bleibt. Demgegenüber wird Landschafts- und insbesondere Wildnisplanung in von Abwanderung betroffenen, teils entleerten Räumen, in denen Landschaftspflege zum Kostenfaktor wird, zugleich einfacher und schwieriger. Hinzu kommen durch das weltweite Bevölkerungswachstum und die auch ökologisch verursachten Migrationsprozesse global immer intensivere Nutzungskonkurrenzen bei weiterhin ungleicher ökonomischer Entwicklung.

Die wachsende **Nachfrage nach regenerativen Energieträgern** wie Holz und Biomasse macht sonst schwer zu konsumierende Räume interessanter, so dass auch ehemals unprofitable Flächen anders bewertet und in Anspruch genommen werden – ein Trend der in der Forstwirtschaft schon deutlich ist.

Die weltweite **Urbanisierung** erhöht auch den Reiz von Wildnis als Kontrasterlebnis. Als Prädikat für Regionen mit besonderer Naturausstattung erhöht Wildnis einerseits den Erlebniswert, verändert andererseits zugleich die Nutzungswünsche: Bereits heute wird beispielsweise die Wildnis der Alpen mehr und mehr als Kulisse eines körperbetonten Freizeitverhaltens beansprucht, weniger als Gegenstand der Kontemplation (BÄTZING 2005, 143ff). Nimmt man die verbesserte Erreichbarkeit „wilder Räume“ durch individuelle Mobilität hinzu, wird entlegene Wildnis prekärer und urbane Wildnis im Vergleich zu großflächigen Wildnisschutzgebiete legitimationsbedürftiger.

Auch die ins Wanken geratene **Balance von Inklusion und Exklusion** benachteiligter Personengruppen bestimmt die Zukunft der Wildnis: Je offener Bürgerrechte und Wohlfahrtsversprechen in Frage gestellt werden und damit die existenzielle Verunsicherung breiter Gesellschaftsschichten zunimmt, umso brüchiger wird der kulturelle Konsens über die Nutzung und Definition von Räumen. Berücksichtigt man zudem, dass Wildnisgebiete eher in strukturschwachen Gebieten entstehen, die Entscheidungen jedoch meist in prosperierenden Räumen fallen, wird der soziale Sprengstoff sichtbar. Hinzu kommt: Wildnisgebiete erfordern Kontrollverlust, sind per se „unsicher“. Die politische und mediale Nervosität angesichts des Bären Bruno offenbart, dass Handlungsmuster fehlen, aber das Risiko Wildnis die Frage nach der „guten Regierung“ (vergleiche oben) aktualisiert. Gefährdungen werden zudem dann als unfair wahrgenommen, wenn sie mit weiteren Benachteiligungen zu konvergieren scheinen, wie dies in strukturschwachen Räumen der Fall ist.

Zu berücksichtigen ist schließlich auch die mit der kulturellen Pluralisierung von Gesellschaften einhergehende **Vervielfältigung der naturbezogenen Vorstellungen**: Erste Untersuchungen zeigen, dass Menschen aus dem mediterranen Raum lichte, helle Wälder jenem Wald vorziehen, der üblicherweise in unseren Breiten als Waldwildnis imaginiert wird (HOHN u. KEIL 2005). Die Akzeptanz „fremder Wildnis“ ist eventuell noch voraussetzungsreicher als die Einbettung von Wildnis in bekannte kulturelle Schemata (vom dunklen Wald). So legen auch unterschiedliche Erfahrungs- und Deutungsmuster neue Beteiligungsmodelle im Umgang mit Wildnisanprüchen und -bildern nahe.

Insgesamt nehmen zusammen mit der Vervielfältigung der Imaginationen **Mitbestimmungsansprüche** zu. Wildnis kann immer weniger top-down verordnet werden: Weil soziale Räume umkämpft sind, sich die Gestaltungsansprüche multiplizieren und keine ultima ratio verfügbar ist, sind Aushandlung, Interessenausgleich und Kooperation gefragt. Wenn Raumbezug und soziale Verhältnisse als entscheidungs- und gestaltungsoffen erlebt werden, kommen Fairness- und Gerechtigkeitskonflikte in der Zivilgesellschaft auf die politische Agenda. Wildnis als Gemeingut erfordert deshalb partizipative Prozesse und dialogorientierte Kommunikation, die der Vielfalt der Erfahrungshintergründe und Nutzungsansprüche gerecht werden.

Wildnis als Zukunftsaufgabe

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive erscheinen damit die Erforschung und die Gestaltung der erforderlichen Verständigungsprozesse über Wildnis, unter besonderer Berücksichtigung der räumlich oft entgegen gesetzten Trends, eine Zukunftsaufgabe zu sein. Sie zielt darauf, Wildnis als umkämpftes Gemeingut erkenntlich zu machen, um das es sich zu streiten lohnt. Differenzen der Wahrnehmung und der Wertschätzung sind nicht auszublenden, sondern müssen ausgelotet und artikuliert werden. Noch geschehen Freiraumplanung und Wildnisbildung allzu oft vor der Unterstellung eines einheitlichen Raumbezugs und geteilter Bewertungskriterien, die durch die skizzierten Trends aber sukzessive weiter aufgelöst werden.

Literatur

- ADAMS, Ansel (1993): Nationalparks. Christian Verlag, München.
- BÄTZING, Werner (2005): Der Zusammenbruch der traditionellen alpinen Welt und die neuen Nutzungsformen seit dem 19. Jahrhundert. In: ders.: Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft, 117-216, C.H. Beck, München.
- BECK, Ulrich (1997): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

- BECK, Ulrich (2007):
Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Suhrkamp Verlag, Frankfurt, M.
- BREUSTE, Jürgen u. BREUSTE, Iris (2001):
Stadt naturschutz. Theoretische Positionen und empirische Befunde zur Nutzung und Akzeptanz von Pflegegrün und Wildnatur in der Stadt Halle/ Saale. In: Geobotanisches Kolloquium 16: 25-36, Frankfurt a.M.
- BUDE, Heinz u. WILLISCH, Andreas (2007):
Exklusion: Die Debatte über die „Überflüssigen“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- EISEL, Ulrich (1982):
Landschaft als Kritische Utopie und konservatives Relikt. Soziale Welt, 33: 157-168.
- FOSTER, Steven u. LITTLE, Meredith (1989):
York. Prentice Hall Press, New York.
- GILL, Bernhard (2003):
Streitfall Natur. Weltbilder in Technik- und Umweltkonflikten. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden.
- HELFERICH, Silke (2009):
Einleitung. In: Helferich/Heinrich-Böll-Stiftung, a.a.O. S. 11-23.
- HELFERICH, Silke u. HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG (Hrsg.) (2009):
Wem gehört die Welt? Die Wiederentdeckung der Gemeingüter. Oekom Verlag. München.
- HEILAND, Stefan (2006):
Eine Beziehung der besonderen Art. Natur in der Stadt. In: HABER, Wolfgang (Hrsg.): Die Zukunft der Natur. Politische Ökologie 99: 33-36.
- HOHN, Uta u. KEIL, Andreas (HRSG.) (2005):
Stadt natur – Wahrnehmung, Bewertung und Aneignung durch türkische MigrantInnen im nördlichen Ruhrgebiet unter besonderer Berücksichtigung von Industriebwaldflächen. Abschlussbericht. Industrienatur. Bochum.
- JOHNSTON, Ronald (1991):
A Question of Place – Exploring the Practice of Human Geography. Blackwell, Oxford, Cambridge.
- KÖRNER, Stefan (2005):
Natur in der urbanisierten Landschaft. Ökologie, Schutz und Gestaltung. Müller und Busmann, Wuppertal.
- KROPP, Cordula (2002):
„Natur“. Soziologische Konzepte politische Konsequenzen. Leske + Budrich, Opladen.
- MEADOWS, Dennis (1972):
The Limits to Growth. Universe Books. New York. (dt. Übersetzung 1972 Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- OSTROM, Elinor (2009):
Gemeingütermanagement – eine Perspektive für bürgerschaftliches Engagement. In: Helferich/Heinrich-Böll-Stiftung, a.a.O. S. 218-228.
- RINK, Dieter (2004):
Ist wild schön? Untersuchung zur Akzeptanz von Sukzession in der Stadt. Garten+Landschaft, H. 2/2004, S. 16-18.
- ROCH, Isolde (2006):
Freiräume in der Wahrnehmung und Nutzung – Eine Untersuchung zu den Voraussetzungen für einen bedarfsgerechten Stadtbau. Stadt + Grün 55/ 7, S. 43-47.
- SELLE, Klaus (2006):
Praxis der Stadt- und Regionalentwicklung. Analysen. Erfahrungen. Folgerungen. Rohn (edition stadt/entwicklung, 2). Dortmund.
- SHAMA, Simon (1996):
Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. Kindler, München.
- SIEVERTS, Thomas (1997):
Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Vieweg, Braunschweig.
- SINCLAIR, Upton (2000 [1906]):
Der Dschungel. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- SOPER, Kate (2000):
What is nature? Culture, politics and the non-human. Blackwell. Oxford.
- WELZER, Harald (2008):
Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird. S. Fischer. Frankfurt.
- WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT DER BUNDESREGIERUNG GLOBALE UMWELTVERÄNDERUNG WBGU (2008):
Welt im Wandel. Sicherheitsrisiko Klimawandel. Springer, Berlin.

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Cordula Kropp
Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften
Hochschule München
Am Stadtpark 20
D-81243 München
cordula.kropp@hm.edu

Was aber ist Wildnis? – Wildnis und kulturelle Vielfalt

Wildnis-Naturverständnisse in anderen Kulturen und von Menschen mit Migrationshintergrund

Christine KATZ



Unterschiedliche Kulturen haben unterschiedliche Verständnisse von Natur und Wildnis. Der Beitrag gibt einen Einblick (Foto: Fabian Haas).

Zusammenfassung

In Deutschland ist Interkulturalität weder in der Forschung noch im öffentlichen Diskurs über Nachhaltigkeit ein wirkliches Thema, auch wenn es mittlerweile eine Reihe an Untersuchungen auf diesem Gebiet gibt. Entsprechend wenig ist über das Verhältnis von Menschen mit Migrationshintergrund zu Natur und Wildnis bekannt.

Der Beitrag fokussiert auf Natur-/Wildniskonzeptionen bei unterschiedlich kulturell sozialisierten Gruppierungen. Ausgehend von einem Verständnis von Wildnis als Gegenwelt zur gängigen moralisch (gut oder böse) beurteilten kulturellen Ordnung, wird zunächst in vier religiösen Weltdeutungsansätzen nach Anknüpfungsmöglichkeiten für die Idee der Wildnis gesucht, indem nach dem, was aus den herrschenden Vorstellungen über die Ord-

nung von Natur, Gott und Mensch ausgeschlossen ist, gefragt wird. Es wird weiterhin an Beispielen zur Wahrnehmung und Bewertung von Wald in Deutschland erörtert, inwieweit kulturelle Erfahrungen auf die Ansprüche, Interessen und Präferenzen für Natur/physische Umwelt einwirken (2). Im Anschluss daran wird auf der Grundlage einer Studie zur Integration interkultureller Perspektiven in die Arbeitszusammenhänge deutscher Natur- und Umweltschutzorganisationen der (ethnozentrische) Blick zur Konstruktion „des Anderen“ einer kritischen Reflexion unterzogen (3). Am Ende stehen Überlegungen danach, was bei einer Auseinandersetzung mit den kulturellen Aspekten der Wildnis-/Naturbewertung sinnvollerweise zu beachten ist (4).

Wildnis steht für viele in unserem Kulturkreis als das Urwüchsige schlechthin, als eine besonders naturnahe Erscheinungsform von Natur. Während manche damit einen bedrohten Ökosystemtyp verbinden, verstehen andere darunter vor allem den Zustand des ungestörten Wucherns, der sich überall an kontroll- und regelungsfreien Orten und Räumen einstellen kann. Wildnis wird als Abenteuer gebucht, als gefährlicher Moloch bekämpft, sie wird als moralische und ästhetische Kategorie diskutiert (KIRCHHOFF u. TREPL 2009) und gilt einigen gar als Ideologie. Bei der Vielfalt an Vorstellungen wird zumindest eines schnell klar: Wildnis fungiert als Projektionsfläche für alles Mögliche. Entsprechend kontrovers und ambivalent erscheinen die Herleitungen, Begründungen und Bedeutungen von Wildnis (zum Beispiel HOFMEISTER 2008). Als Gemeinsamkeit kennzeichnet die meisten Alltagsvorstellungen von Wildnis die Abwesenheit menschlicher Zeugnisse und dass sie sich „irgendwie“ von „nicht wilder“ Natur unterscheiden lässt¹⁾. Allerdings gibt es eine allgemein anerkannte ökologische Definition dessen, was Wildnis ist, bislang nicht. Systematisierend lässt sich festhalten, dass Wildnis als **räumliche Kategorie** Vorstellungen umfasst, die auf *die Form und die Struktur* von Natur abheben. Wildnis als **Prozesskategorie** beinhaltet Konzepte, die auf *Funktionen, Interaktionen, Entwicklungen* basieren.

Was Wildnis ausmacht ist letztlich nur auf der Ebene der Bedeutungen zu verstehen. Es hat entscheidend damit zu tun, wie Gesellschaften Natur (auch die menschliche) bestimmen und sich dazu ins Verhältnis setzen. Eine Beschäftigung mit verschiedenen kulturellen Verständnissen von Wildnis bedarf also der Betrachtung der dahinter liegenden Naturbegriffe. Meinen Ausführungen liegt ein Verständnis zugrunde, das Natur und damit auch Wildnis als einen Vermittlungskontext zwischen Natur und Gesellschaft/Kultur begreift (vergleiche dazu KROPP 2002; JAHN u. WEHLING 1998), als etwas, das nicht „entweder – oder“, sondern „sowohl – als auch“ ist, das heißt weder im Symbolisch-Diskursiven aufgeht noch einzig durch seine materiell-stofflichen Eigenschaften beschreibbar ist. Dies bedeutet jedoch zugleich, dass es sich im Grunde bei wissenschaftlichen Aussagen über Natur und Wildnis um Verhältnisbestimmungen handelt, um Erkenntnisse darüber, wie diese Verhältnisse in bestimmten Kontexten gestaltet sind (KATZ 2010a; FISCHER 2004).

Bei der Herausbildung der gesellschaftlich dominanten Naturvorstellungen spielen kulturgeschichtliche Entwicklungen, Wissenschaftstraditionen und gesellschaftspolitische Zusammenhänge eine wesentliche Rolle. All dies war/ist eng verwoben mit (mythischen,

religiösen oder scientistischen) Weltdeutungsansätzen und der urmenschlichen Frage nach der Sinnhaftigkeit des Daseins, der Welt und dem Universum, eben nach dem, was die „Welt im Innersten zusammenhält“.

Sich mit dem „Begriff von Begriffen“ zu befassen ist nicht nur theoretisch interessant, sondern hat durchaus praktische Relevanz. Denn die Unklarheiten darüber, was sich hinter der Vieldeutigkeit von Wildnis an hierarchisierenden Bewertungen, In-Wert-Setzungen, an Normierungen und Grenzziehungen (des Eigenen und des Fremden) verbirgt, führen in politischen und planerischen Diskursen zu Miss- und Unverständnissen sowohl über den Gestaltungsgegenstand an sich, als auch über die Begründung seiner Gestaltung. Dies erhält eine umso größere Bedeutung, je mehr die Welt zusammenwächst und Vereinbarungen zum Schutz von großflächigen Naturarealen zusehends international, also über zahlreiche kulturelle „Grenzen“ mit ihren jeweiligen Wildnisbeziehungsweise Naturverständnissen hinweg getroffen werden müssen.

Unabhängig ob eine eher kultur- oder eine eher naturbezogene Perspektive angelegt wird, kann festgehalten werden: Wildnis als Gegend, Zustand oder Prozess bezeichnet eine Gegenwelt zur gängigen moralisch (gut oder böse) beurteilten kulturellen Ordnung (KIRCHHOFF u. TREPL 2009). Sie steht für das schrecklich unzähmbare Andere genauso wie sie als sehnsuchtsvoller Fluchtpunkt für Ausgegrenztes gilt, für nicht Gelebtes, für das Erhabene und Heilige – ist damit unantastbar.

Wildnis stellt also ein kulturell vermitteltes Konzept von Natur dar, dessen gesellschaftliche Bestimmung abhängig ist von den in den jeweiligen Gesellschaften oder Kulturen vorherrschenden

- Weltdeutungsansätzen/-erklärungen (zum Beispiel Religionen),
- Ordnungssystemen (zum Beispiel den Hierarchie- und Machtverhältnissen),
- Verhältnissen zwischen Individuum und Gesellschaft, das heißt auch zwischen individuellen und kollektiven Selbstentwürfen sowie
- der Bedeutung von physischer Umwelt für den Lebensalltag (siehe zum Beispiel die Unterschiede in Regenwald- und Wüstenregionen).

Möchte man etwas darüber in Erfahrung bringen, wie das Konzept Wildnis in anderen Kulturen verstanden wird, ist es sinnvoll, sich in den jeweiligen Gesellschaften auf die Suche nach den „Gegenwelten“, auf die „dunkle Seite des Mondes“ zu begeben.

¹⁾ Der Wildnisbegriff findet darüber hinaus auch im kulturellen Kontext metaphorisch Verwendung zur Beschreibung ausufernder, nicht mehr steuerbarer Entwicklungen: Großstadtdschungel, der Wildwuchs von Stadtteilen oder Gebäuden, überhaupt die Megacity als ein wilder, undurchschaubarer Ort seien hier als Beispiel genannt.

Eine erste eigene Suche nach Abhandlungen über Wildnisvorstellungen in verschiedenen Kulturkreisen erwies sich als wenig erfolgreich – sieht man von der Jahrzehnte langen ausführlichen Wilderness-Debatte im US-amerikanischen Raum ab, die jedoch hier nicht behandelt werden soll (vergleiche dazu CALLICOTT 1998; KERASOLE 2001; NASH 1984). Mehr Material existiert über die Naturkonzepte in unterschiedlichen Kulturen und in Verbindung mit den jeweilig existierenden (religiösen) Weltbildern (zum Beispiel KRIEGER u. JÄGGI 1997a u. b). Häufig handelt es sich dabei um Erörterungen theoretischer religionswissenschaftlicher, kulturhistorischer oder ethnologischer Art. Empirische Erhebungen beziehen sich oftmals auf Untersuchungen zum Umweltbewusstsein oder der Risikowahrnehmung, meist im Nationenvergleich (zum Beispiel HINMAN et al. 1993; KRÖMKER 2004; RENN u. ROHRMANN 2000; VAUGHAN u. NORDENSTAM 1991). Allerdings gilt es dabei zu berücksichtigen, dass Nationen als kulturelle Eingrenzungen umstritten sind. Insbesondere HOFSTEDE (1984; 2001) hat sich in seinen Cross-Cultural-Studies um eine Differenzierung von kulturbeschreibenden Dimensionen zur Vermeidung ethnozentrischer Mess- und Vergleichbarkeit bemüht. Naturverhältnisse sind dabei jedoch nicht expliziert.

Meine Ausführungen verstehen sich als Spurensuche, indem zunächst in vier religiösen Welterklärungsansätzen (Christentum, Islam, Buddhismus, ethnischen Religionen) nach den Entwürfen von Natur als Gegenwelt- (und Wildnis)konzept, nach dem, was aus den herrschenden Vorstellungen über die Ordnung von Natur, Gott und Mensch ausgeschlossen ist, gefragt wird (1). Es wird weiterhin an Beispielen zur Wahrnehmung und Bewertung von Wald und Natur in Deutschland erörtert, inwieweit kulturelle Sozialisation oder Erfahrungen auf die Ansprüche, Interessen und Präferenzen für Natur/physische Umwelt einwirken (2). Im Anschluss daran wird auf der Grundlage einer explorativen Untersuchung über die Integration der Perspektiven von Migranten/innen in die Arbeitszusammenhänge deutscher Natur- und Umweltschutzorganisationen der (ethnozentrische) Blick zur Konstruktion „des Anderen“ einer kritischen Reflexion unterzogen (3). Am Ende stehen Überlegungen danach, was bei einer Auseinandersetzung mit den kulturellen Aspekten der Wildnis-/Naturbewertung sinnvollerweise zu beachten ist (4).

1. Natur und Wildnis in Weltdeutungsansätzen – eine Spurensuche

...im Christentum

Christen- und Judentum sind bezogen auf ihr zwischen Mensch und Natur angelegtes „Herrschaftsverhältnis“ mit einem negativen Image belegt. Die alttestamentarische Aufforderung Gottes, der Mensch solle sich die Erde untertan machen, gilt

zumindest seit dem Aufschwung der Ökologiedebatte in den 1970er Jahren als eine der wesentlichen Mit-Ursachen für den zerstörerischen Umgang mit Natur und Umwelt (PYE et al. 1997). Als Reaktion darauf haben sich die christlichen Konfessionen wie keine der anderen Religionen in der Umweltdebatte engagiert. Die Kritik bezieht sich vor allem auf die Schöpfungsvorstellung des Christentums. Danach gelten Schöpfer und Schöpfung getrennt, lediglich und einzig verbunden durch „das schöpferische Wort“. Die Welt als Schöpfungsergebnis ist entgöttlicht und dem Menschen als Herrschaftsbereich übertragen (alttestamentarische Anthropozentrik). Der Mensch wird als Ebenbild Gottes zu seinem Statthalter und über die Natur gestellt.

In der darauf folgenden Reinterpretation der christlichen Naturethik erfährt das Statthalterkonzept, die Stellung des Menschen zwischen Gott und Natur, nun eine neue Bedeutung: Natur wird zum Gegenstand der Verantwortung des Menschen gegenüber Gott (Verantwortungsinstanz) und muss sich dabei an den Heilsabsichten und dem Vorbild Gottes orientieren. Nach diesem eher theozentrischen Verständnis erfolgt ein schonender Umgang mit Natur nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen ihrer Funktion als Besitz Gottes. (ebd.; HÜTTERMANN u. HÜTTERMANN 2004).

Wo bietet der christliche Erklärungsansatz der Natur/Welt – Gott – Mensch – Beziehung „Platz für Wildnis“ im Verständnis eines Gegenweltbegriffs zu der herrschenden gesellschaftlichen moralischen Ordnung? Wildnis taucht meines Erachtens in zwei verschiedenen Erscheinungsformen auf: zum einen ist sie das *Unkontrollierbare, Selbstständige und Subjekthafte*, betrachtet man die alttestamentarische Auslegung. Bezogen auf die Neuinterpretation im 20. Jahrhundert steht das völlig *sich selbst Überlassene, jenseits des menschlichen Verantwortungsreiches liegende*, das heißt schutzlos und ausgeliefert, für Wildnis als Gegenwelt.

...im Islam

Der Islam ist eine Religion der **Einheit** und Ganzheitlichkeit: Natur, Mensch und Universum gelten als Geschöpfe eines Gottes, sind in seinem Besitz (theozentrisches Weltbild). Gott ist der Herr über die Welten und die Zeit, die ökonomisch betrachtet ein öffentliches Gut darstellt. Der Mensch untersteht Gott, aber als letzte und größte Schöpfung Gottes hierarchisch über der Natur (JÄGGI 1997a). Alle Geschöpfe (auch die nicht-menschlichen) müssen die von Gott bestimmten Regeln und Gesetze einhalten. Diese Normen und Werte sind unveränderlich und ewig gültig. Der Mensch wird ähnlich wie im Christentum als Wächter und Treuhänder Gottes auf Erden verstanden (RUTHVEN 1987). Allerdings gehört sie ihm nicht, darf er sie sich nicht untertan machen,

sondern verwaltet sie nur im göttlichen Auftrag und genießt ein Aufenthaltsrecht in und die Nutznießung von Natur. Er hat strenge Pflichten ihr gegenüber, muss sich stets an die göttlichen Regeln halten. Entsprechend wird der Missbrauch von Natur als eine Missachtung göttlicher Befehle betrachtet.

Die Muslime sind überzeugt davon, dass die ökologische Krise „geistigen Ursprungs“ ist, also eine moralische Krise derjenigen Menschen darstellt, die sich von Gott losgesagt, ihre Spiritualität aufgegeben haben (NASR 1996; NÖLKE 2009). Entsprechend gilt es auch als religiöse Verpflichtung, die Schöpfung zu bewahren. Die göttliche Schöpfung, also auch die Natur, besitzt ein Eigen-, ein Existenzrecht und das Recht auf Unversehrtheit.

Der muslimische Alltag ist religiös stark durchstrukturiert, denn der Islam ist nicht nur bloß Religion, er ist auch eine Lebensweise, nicht sakrale Welten gibt es streng genommen gar nicht (KÖHLER 2008). Maßhalten gilt als islamische Tugend, Verschwendung bedeutet Versündigung (ebd.).

Im islamischen Welterklärungsansatz haben Natur und Mensch ein geregeltes Verhältnis zueinander. Alles, was nicht diesen Regeln und Gesetzen gehorcht, bietet Raum für die „wilde“ Gegenwelt. Wildnis existiert im *Ungeordneten*, im *Ungeordneten*, aber auch im *Ungehorsam*, der *Pflichtvernachlässigung* oder *-verweigerung*, der *Maßlosigkeit* und *Anmaßung*, im *Weltlichen*, *Entgöttlichten*, *Säkularisierten*.

...in ethnischen Religionen²⁾

Zunächst ist festzuhalten, dass die hier vorgenommene Zusammenfassung generell problematisch ist. Auch wenn die ethnischen Religionen zahlreiche Übereinstimmungen aufweisen, gibt es keinen einheitlichen Kodex als quasi gemeinsame Grundlage, was vermutlich auch etwas damit zu tun hat, dass das religiöse Wissen oral tradiert wird. Ethnische Religionen sind hochkomplex – eine enorme Vielfalt existiert mit jeweils eigenen Zugängen und Ritualen. In aller Regel steht die Personifizierung von Naturphänomenen im Zentrum, wobei die Verehrung nie den Phänomenen als solchen gilt, sondern der dahinter stehenden Macht (JÄGGI 1997b). Die Überzeugung, dass allem eine spirituelle Wesenheit inneohnt ist mit auf ein animistisches Naturverständnis/Weltbild zurückzuführen. Mystische Naturver- und -erklärungen kennzeichnen auch die alltäglichen Lebensrealitäten. Naturkräfte werden als Bestandteil der Lebensgemeinschaften betrachtet. Alles gilt als miteinander vernetzt und verbunden. Beispielsweise herrscht bei einigen afrikanischen Stämmen die Vorstellung einer grundsätzlichen Identität zwischen

Mensch und Pflanze vor, aufgrund von Wesensverwandtschaft oder sogar -gleichheit (Lebensbaum als zentrale Figur). Oftmals fehlt dann ein eigener Begriff von Natur (OMARI 1990). Die Weltschau und Wirklichkeitserklärung zentriert sich nicht prioritär um das Sein, sondern um das Füreinander-da-sein, das heißt der Gruppenverband ist bedeutsamer als das Individuum. Im Kosmos und der Natur herrscht keine Beziehungslosigkeit.

In den meisten der ethnischen Religionen fungieren Ahnen (beziehungsweise „Schamanen“ oder heilige Männer/Frauen) als Vermittler zwischen dem Menschlichen und dem Göttlich-Spirituellen, das ja überall ist. Demgemäß besitzen die göttlichen Kräfte ihren Platz in der sozialen Gemeinschaft.

In manchen Vorstellungen existieren verschiedene Welten nebeneinander: Geister und Götter leben parallel zu der eigenen Welt in lebenden und anorganischen Naturdingen und sind in Alltagspraktiken integriert. Oftmals erfährt „Mutter Erde“ eine besondere Verehrung, als Symbol für Fruchtbarkeit und Fürsorge beziehungsweise als Vorfahrin aller Menschen.

Religiöse und säkulare Welten sind in den ethnischen Religionen zu einer Entität verwoben, was dazu führt, dass das Alltagsleben insgesamt von sakralen Ritualisierungen durchdrungen ist (BUJO 1993). Wenn alles mit jedem zusammenhängt und mit dem Göttlichen/den Geistern verwoben ist, Natur letztlich nicht unterscheidbar vom Menschlichen ist, gestaltet sich die Suche nach Gegenwelten schwierig. Denn in diesen Welterklärungsansätzen wird nichts wirklich abgespalten oder weggedrängt, sondern im Gegenteil alles, was an Beziehungen, Verbindungen, an Zuständen und Erlebnissen denkbar ist, in die Weltdeutung mit hereingeholt, ist Teil einer göttlich-weltlichen Einheit. Die Suche nach Anknüpfungsmöglichkeiten für Wildnis im oben genannten Verständnis erscheint wenig aussichtsreich.

...im Hinduismus

Der Hinduismus dient als begriffliches Sammelbecken für verschiedene hinduistische Glaubenssysteme. Im Folgenden wird auf das „Grundmodell der hinduistische Welterschließung“ eingegangen. Eine besondere Rolle spielt dort das Symbol des „All-Einen“: Gott, Welt und Mensch sind eins und stehen sich nicht als voneinander unterscheidbare Realitäten gegenüber (KRIEGER 1997). Das „Andere“, sei es die nicht-menschliche Natur oder das Göttliche, ist gleichzeitig auch das „Nicht-Andere“, das Selbst. Alles, was Einheit bewirkt, gehört zur Symbolik des Möglichen, während zum Beispiel Vielfalt, Individualität oder Besonderheit mit dem Ausschluss in Verbindung gebracht wird (ebd.). Ausgeschlossen ist

²⁾ „Ethnische Religionen“ ist eine Sammelbezeichnung für (ethnozentrische) Begriffe wie Stammesreligionen, Religionen schriftloser Kulturen oder Naturreligionen (TWORUSCHKA 1992).

all das, was sich nicht in die Einheit fügt. Ein solches Sinnsystem impliziert einen völlig anderen Bezug des Menschen zu Natur als in den Gottesgehorsamkeitsmodellen des Christen-/Judentum oder des Islam. Im Gegensatz zu jenen steht im Hinduismus der Mensch nicht hierarchisch über der Natur und verfügt über sie. Vielmehr sind Natur und Mensch **ontologisch** gleich.

Es existiert eine Spannung zwischen der Einheit von Mensch, Natur und Gott und der Vielheit/Vielfalt von Natur als Bedingung für ihre weltliche Existenz. Einerseits ist Natur durch und durch heilig, schützens- und verehrendswert, andererseits ist alles Weltliche dem Tod geweiht und wird als Illusion abgewertet. Der Einheit dient es, sich vom Verstricktsein in die materielle Welt und deren Vergänglichkeit und Leid zu befreien.

Ähnlich wie bei den ethnischen Religionen erschwert auch im hinduistischen Welterklärungsansatz das Konzept der Wesensgleichheit von Mensch, Natur und dem Göttlichen sowie das Beseeltsein aller Materie die Frage nach möglichen Gegenwelten. Allerdings kennt der Hinduismus die Einheit störenden Bereiche, wie zum Beispiel die sterblichen Anteile der materiellen Weltlichkeit. Sie zu überwinden, sich ihres illusionären Charakters bewusst zu werden, gilt es in steter Übung zu überwinden. Dies bedeutet eine dauernde Auseinandersetzung, ein Loslassen von Illusionen, während man sich gemäß der Weisungen des Christentums unmoralischer Begierden und Maßlosigkeiten durch Vermeidung, Verdrängung und Bestrafung sowie eines gottesfürchtigen Lebenswandels entledigt. Am ehesten könnten Bereiche, die die hinduistischen Einheitsvorstellungen stören, wie beispielsweise *sichtbare Sterblichkeit*, *Vergänglichkeit* oder *individuelle Besonderheit* der Wildnis als Gegenwelt einen Platz bieten.

Das Beschriebene zusammengefasst: Die vier großen Religionstypen mit ihren jeweilig Konzepten der Welterklärung und Verhältnisbestimmung von Natur, Weltlichem und Gott eröffnen unterschiedliche Möglichkeiten für wildnisrelevante Gegenweltsvorstellungen. Insbesondere monotheistische Religionen wie das Christen-/Judentum und der Islam scheinen mit ihrem Gottgehorsamkeitsansatz leichter Ansatzpunkte für Gegenwelten zu bieten als Religionen, die Natur, Welt und das Göttliche als Einheit konzipieren. Als ein Indiz dafür mag gelten, dass die Idee der Wildnis stark an die Moderne/die Aufklärung und ihre Abspaltungen gebunden ist, die Ereignisse der westlichen Geschichte repräsentieren.

Wie die verschiedenen Weltdeutungsansätze mit den jeweiligen Naturbildern und Wildnisvorstellungen im Einzelnen konkret verschränkt sind, ist eine komplizierte Frage, die weitergehender Untersuchungen bedarf und bisher nicht geklärt ist.

2. Der Einfluss von Kultur auf die Ansprüche an, Interessen und Präferenzen für Natur/Umwelt

In Deutschland ist wenig über das Verhältnis von Migranten/innen³⁾ zu Natur bekannt, beispielsweise über ihre Interessen, Ansprüche an die Naturraumausstattung sowie über den Bedarf, die Möglichkeiten und Voraussetzungen der Einbeziehung in die Prozesse der Natur- und Umweltgestaltung (KATZ u. KONTZI 2009 a). Interkulturalität ist weder in der Forschung noch im öffentlichen Diskurs über Nachhaltigkeit ein Thema, auch wenn es mittlerweile eine Reihe an Untersuchungen auf diesem Gebiet gibt. Die einzelnen Arbeiten zum Umwelthandeln beziehungsweise -bewusstsein und den Lebensstilen von Migranten/innen in Deutschland (häufig bezogen auf die türkische Community) verweisen jedoch auf eine mindestens ähnliche oder erhöhte Sensibilität gegenüber Umwelt- und Naturschutzaspekten wie die Mehrheitsbevölkerung (MAACK-RHEINLÄNDER 1999; KIZILOCAK u. SAUER 2003; KLEINHÜCKEL-KOTTEN u. DANNER 2006; KOPF 2008, SINUS SOCIOVISION 2008).

Zu den stärker „wildnisrelevanten“ Fragen der Landschafts-/Naturnutzung und -wahrnehmung von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland sind zum einen die mittlerweile auch in Deutschland bekannten sogenannten Internationalen oder Interkulturellen Gärten zu erwähnen, eine Initiative, die die sozialen Aspekte des „In der Fremde seins“ mit einer ökologischen und ansatzweise ökonomischen Perspektive, nämlich der Gestaltung/Nutzung von Natur zu Subsistenz Zwecken verknüpft (MÜLLER 2007).

Die meisten der bisherigen Untersuchungen auf diesem Gebiet beziehen sich jedoch auf stadtnahe Wälder: So wurde in einer Diplomarbeit das Naturverständnis von auszubildenden Jugendlichen mit Migrationshintergrund in holzverarbeitenden Berufen in Berlin analysiert (KONTZI 2007). Erhoben wurden ferner die Wahrnehmung, Bewertung und Aneignung von Stadtnatur am Beispiel von Industriewaldflächen durch türkische Migranten/innen im Ruhrgebiet (DÖMEK et al. 2006). Eine weitere Diplomarbeit befasste sich mit den Nutzungsansprüchen von Migranten/innen an urbane Stadtwälder und

3) Für alle diejenigen Menschen, die „ihren Lebensmittelpunkt verlagern oder bei denen zum alten Lebensmittelpunkt ein neuer hinzukommt“ (TREIBEL 2008, S. 295) und die als fremd wahrgenommen werden, ist alltagsgebräuchlich kaum von Migranten/innen, sondern von Ausländern die Rede – unabhängig davon, ob sie die Staatsangehörigkeit des entsprechenden Landes besitzen oder nicht. In Deutschland gilt die umständliche, aber präzise Formulierung „Menschen mit Migrationshintergrund“. Selbstverständlich ist der Ausdruck Migranten/innen eine unzulässige Verallgemeinerung, die den heterogenen kulturellen Hintergründen und Schicksalen mitnichten gerecht wird.

fragte nach der Bedeutung des Waldes für deren soziale Integration (JAY 2007). Im Folgenden werden einige der Ergebnisse aus diesen drei Forschungsarbeiten gebündelt vorgestellt.

Naturwahrnehmung und -bewertung

Wie Natur wahrgenommen und wertgeschätzt wird, ist zum einen offenbar erheblich von den geografischen, topografischen und vegetationsbezogenen Gegebenheiten des Heimatlandes, zum anderen zugleich von der unmittelbaren Alltagsumgebung ihres derzeitigen Wohnumfeldes abhängig. Welche Rolle es für Wahrnehmung und Bewertung von Natur spielt, ob sich dabei auf aktuelle Naturerfahrungen, oder aus dem Herkunftsland erinnerte gestützt wird, oder es sich dabei lediglich um erzählte Naturerlebnisse handelte, ist ungeklärt (KONTZI 2007). In jedem Fall scheint die Aufenthaltszeit in Deutschland einen Einfluss auf die Naturwahrnehmung auszuüben.

Allen Befragten dient der Wald in irgendeiner Form als Identifikationsort – entweder weil er Heimatgefühle erzeugt oder als Kontrast zum Wald des Ursprungslandes empfunden wird (ebd.). In der Bewertung des Waldes gibt es entsprechend große Unterschiede: Für Migranten/innen aus osteuropäischen Ländern stellt der „deutsche Wald“ eher einen Park denn einen „richtigen“ Wald dar, in dem Sammeln und Jagen stark eingeschränkt sind. Im Vergleich dazu werden die Wälder der Heimat als reich, großflächig und voller vielfältiger Nutzungsmöglichkeiten angesehen, die mit Märchen, Geschichten und Kindheitserlebnissen fest im kulturellen Gedächtnis verankert sind (ebd.; JAY 2007).

Den türkischstämmigen Migranten/innen hingegen sind die Wälder in Deutschland (das als sehr waldreich erlebt wird) zu dicht und unstrukturiert, gelten als „unordentlich“ und wirken dadurch ungepflegt. Natur ist zwar generell positiv besetzt; doch das, was in der Stadt „grün“ ist, wie zum Beispiel Parkanlagen, wird von ihnen eher nicht mit Natur in Verbindung gebracht. Natur ist außerhalb der Stadt, draußen. Bei den türkischen Migranten/innen ruft der Wald wenig an Assoziationen mit der eigenen Kindheit hervor, ist offenbar weniger emotional besetzt. Allerdings werden zahlreiche symbolische Verknüpfungen von Wald mit der islamischen Religion gesehen (ebd.; DÖMEK et al. 2006).

Naturaneignung

Auch in Bezug auf die Aneignungspraxis und -wünsche lassen sich Unterschiede feststellen. Für türkische Migranten/innen ist offenbar die Nähe des Naturraumes (wie zum Beispiel Wald) und das dort mögliche Gemeinschaftserlebnis entscheidend für einen Aufenthalt. Spaziergehen im Park oder/und dem stadtnahen Wald wird als die häufigste Aneignungsform beschrieben. Industriewaldflächen und urbane Wälder werden in der Regel sehr gut angenommen (80 % der Befragten) (DÖMEK et al. 2006)

vor allem am Wochenende zum Spaziergehen mit der Verwandtschaft. Frauen geben häufiger an, alleine im Wald Angst zu empfinden, fühlen sich in ihrer Naturaneignung deshalb an die Familie gebunden. Hoch im Kurs stehen Gärten (soweit vorhanden), weil sie als Grillorte einen enormen Kommunikations- und Geselligkeitswert aufweisen. Insbesondere Männer scheinen Grillausflüge zu bevorzugen und sind in ihrer Naturaneignungspraxis vor allem sportorientiert (Joggen und Fußball). Zu wenig Gestaltungselemente oder ein zu hoher Verwilderungsanteil, das heißt zu unordentlich, werden von 65 % der befragten türkischen Migranten/innen als Gründe für eine geringe Nutzung von Wäldern benannt.

Für die befragten Migranten/innen aus osteuropäischen Ländern hat der Wald eine nicht unwesentliche Versorgungsfunktion. So steht bei Waldbesuchen das Sammeln von Nicht-Holzprodukten im Vordergrund. Dafür werden auch Wälder aufgesucht, die weiter entfernt sind. Von einigen wird das Wandern mit dem/der Partner/in oder/und den Kindern als eine weitere häufig beanspruchte Form der Naturaneignung genannt. Generell scheint der Aufenthalt in Natur weniger vom Gemeinschaftserlebnis motiviert zu sein als zum Beispiel bei den türkischen Migranten/innen (JAY 2007).

Ansprüche an die Gestaltung stadtnaher Natur

Gemäß ihrer Aussagen wünschen sich die Befragten parkartige gepflegte Waldflächen in der Stadt oder am Stadtrand, mit einem umfassenden und gut gewarteten Wegenetz sowie Sitzgelegenheiten und Hygieneeinrichtungen (WC) an Plätzen, die zum Verweilen einladen. Die jüngere Generation hat anscheinend wenig gegen Verwilderung, würde sogar mehr Wildnis in diesen Flächen begrüßen. Insbesondere bei den Menschen mit türkischem Hintergrund stößt jedoch verwilderte Natur auf wenig Akzeptanz. Natur, die von Menschen genutzt wird, soll ordentlich hergerichtet sein. Sie gilt darüber hinaus als schützenswert und pflegebedürftig (ebd.; DÖMEK et al. 2006).

3. Fallstricke und Herausforderungen bei der Berücksichtigung von „Ethnizität“

Offensichtlich weisen wohl vor allem Stadtbewohner/innen mit türkischen Wurzeln eine eher funktionale Haltung gegenüber der angrenzenden Waldnatur auf und präferieren einen sauberen Wald mit Parkcharakter, statt einer sich selbst überlassenen urbanen Stadtwildnis. Auf ähnliche Ergebnisse kommt eine Studie aus den Niederlanden. Ausgehend von der Beobachtung, dass Migranten/innen kaum Nationalparke besuchen, wurden Naturbilder und Landschaftspräferenzen von Immigranten/innen aus islamischen Ländern (Marokko) erhoben und herausgefunden, dass diese mehrheitlich ein eher funktionales Verhältnis zu Natur und geringe Vorlieben für nicht-städtische, wilde und ungepflegte

Landschaftsformen zeigen. Die niederländische Mehrheitsbevölkerung hingegen wurde im Vergleich dazu als starke Verfechter/innen des Wilderness-Naturkonzeptes identifiziert (BUIJS et al. 2009). Allerdings zeigten die Forschungen von LEHMANN (1999), dass die große Mehrheit der „deutschstämmigen“ Freizeit-Nutzer/innen sich ebenfalls einen Wald wünschen, der ordentlich ist und strukturell eher einem überschaubaren Reihengarten gleich, übersichtlich und gepflegt, in dem nichts einfach so herumliegt, wie in einem reich strukturierten, undurchdringlichen Ökosystemtyp.

Bestimmte Naturkonzeptionen direkt auf einen spezifischen kulturellen oder ethnischen Hintergrund zurückzuführen, ist demnach nicht ohne Fallstricke. Denn Ethnizität ist keine unabhängige Variable. Erst indem Vorlieben, Merkmale oder Lebensweisen als „ethnisch“ markiert werden, wird Ethnizität zur Ursache sozialen Handelns erhoben, wird zur zentralen Identifikation, die alle Lebensbereiche zu beeinflussen beginnt (BÖS 2008, S. 57). Die Analyse und Interpretation gesellschaftlicher Praktiken und kultureller Äußerungen von als ethnisch „anders“ definierten Gruppierungen stehen in dauernder Gefahr, darüber das kulturell Fremde erst zu generieren und als abgrenzbare Identität zu verfestigen. Ausgangspunkt ist eine (meist) nicht hinterfragte Vorannahme, dass Menschen aus demselben Kulturkreis (in der Regel definiert als ethnische, nationale oder religiöse Zugehörigkeit) Gemeinsamkeiten in ihrem Verhältnis zu Natur aufweisen, das sich von denen mit einem anderen kulturellen Hintergrund messbar unterscheiden lässt (KATZ 2010b).

Wir messen also in solchen „Kultur vergleichenden“ Studien in der Regel weniger ethnisch bedingte Unterschiede, als vielmehr Unterschiede, die sich aufgrund von spezifischen Lebenssituationen oder -wirklichkeiten für verschiedene gesellschaftliche Gruppen ergeben, die sich voneinander durch eine jeweils gemeinsam definierte Herkunftsregion und andere Gemeinsamkeiten (Gemeinsamer Abstammungsglaube etc.) abgrenzen und abgegrenzt werden. Wir finden *Konstruktionen* von Ethnizität beziehungsweise Anderssein. Wie historisch gewachsene und meist wenig reflektierte Konzeptionen von „Fremdheit“ bis heute dazu beitragen, Subordination zu erzeugen, zeigen die Ergebnisse einer explorativen Studie über die Relevanz von Interkulturalität in deutschen Umweltorganisationen (KATZ u. KONTZI 2009a, b).

Danach assoziiert ein Großteil der befragten Umweltverbands-Mitarbeitenden mit Migranten/innen entsprechend der „gängigen“ gesellschaftlichen Vorstellungen soziale und Integrationsprobleme und sieht sich als Umweltorganisation deswegen auch nicht primär für die Beschäftigung mit Interkulturalität „zuständig“. Die Meinung, dass Migranten/innen mit ihren eigenen sozialen Problemen befasst und daher wenig zugänglich für Umweltbelange seien, ist ebenso verbreitet, wie die Überzeugung, dass

wer nicht kommt, auch kein Interesse habe. Dies gelte vor allem für Menschen mit arabischem oder türkischem Hintergrund, was teilweise auch mit der in diesen Ländern kaum vorhandenen Umweltpolitik und den dortigen Verhältnissen begründet wurde. Die Gruppe der Russlanddeutschen hingegen gilt vielen der befragten Umweltverbandsvertreter/innen meist als stärker naturverbunden. Für beide Stereotype wurden unterschiedliche Erklärungsmuster bemüht: Bezogen auf die türkische Gruppe wurde argumentiert, dass sie, weil ein Großteil aus dem ländlichen Raum kommt, keinen ästhetischen Zugang zu Natur hätte (ebd.). Andere begründeten genau anders herum, nämlich dass die vermeintliche Naturverbundenheit der Russlanddeutschen genau von ihrer ländlichen Herkunft herrühre. Menschen aus Russland gelten nicht als „richtige“ Migranten/innen. Denn viele haben deutsche Wurzeln, besitzen einen deutschen Pass, sind also eher deutsch und werden auch so wahrgenommen. Eine weitere mögliche Erklärung ist darin zu sehen, dass die meisten Russlanddeutschen „weiß“ und Christen sind, was sie in der Betrachtung vieler der Befragten als der deutschen Kultur näher charakterisiert (KATZ 2010 b).

4. Und nun – Was tun?

Kulturelle Sozialisation wirkt auf die Haltung gegenüber Natur und damit auch auf die Bewertung von Wildnis. Wie die Wechselwirkungen der verschiedenen Faktoren von wem und unter welchen Bedingungen und in welchen Kontexten hergestellt werden und was sie aussagen über das Verhältnis von Kultur beziehungsweise Ethnizität und Natur/ Wildnis, ist jedoch eine nicht unsensible Angelegenheit. Denn der Einfluss von Ethnizität ist aus vielerlei Gründen nicht einfach herauszufiltern: Zum einen, weil dabei andere sozialstrukturelle Faktoren wie zum Beispiel Geschlecht, Klasse, Schicht, Bildung, Religion und im Falle von Menschen mit Migrationshintergrund die Migrationserfahrung sowie die Zeitspanne der Residenz ebenfalls mit dazu beitragen, zum anderen weil darauf zu achten ist, dass dadurch stereotypische ethnische Identitäten nicht erst produziert werden.

Kulturpraktiken gegenüber Natur sind als ein mehrseitiger Prozess zwischen Anpassung und Abgrenzung zu verstehen, an dem die verschiedenen sozialkulturellen Akteure und ethnischen Gruppierungen unterschiedlich beteiligt sind. Es ist schon aus Gründen der gleichberechtigten Teilhabe dringend erforderlich, bisher vernachlässigten ungehörten gesellschaftlichen Gruppierungen eine Stimme zu verleihen und für eine machtvolle Partizipation an den Prozessen der Gestaltung (und Regulation) gesellschaftlicher Naturverhältnisse Sorge zu tragen. Dazu bedarf es zuvorderst einer Offenheit beziehungsweise eines Interesses an den notwendigen Voraussetzungen auf „beiden“ Seiten, Kompetenzen der interkulturellen Kommunikation sowie Kenntnisse

über die Informationsdefizite bei Migranten/innen bezüglich der Zugangs- und Beteiligungsmöglichkeiten zu solchen politischen Aushandlungsprozessen. Es bedarf einer Verschränkung verschiedener Diskurse und Wissensbestände, zum Beispiel des sogenannten Sozialen Integrations- mit dem Nachhaltigkeitsdiskurs, ein Aufeinander-zu-gehen sozialer und umweltbezogener Netzwerke. Es bedarf der Erforschung der derzeitigen Bedingungen und Bedeutungen des Umwelthandelns und der Erforschung der Hindernisse beziehungsweise Hintergründe, die einer beidseitigen Wahrnehmung, Anerkennung und einer gemeinsamen Weiterentwicklung von Partizipationsansätzen und -formen entgegenstehen.

Aufklärung, Kontakt und Kooperationen auf „Augenhöhe“ nützen jedoch nur dann, wenn sie die bisherigen Erfahrungen irritieren und gängige Selbstverständlichkeiten erschüttern. Erst wenn das eigene Involviertsein bewusst, die eigenen Vorurteile, das Nichtwissen und Nichtwissenwollen (an-)erkannt werden, kann eine Neuorientierung stattfinden (KATZ 2010b).

Neben dem Fokus auf die Naturbezüge der „marginalisierten Anderen“, ist es also unabdingbar, eine Perspektive weg vom Anderen auf das Selbst hin einzunehmen, das heißt die eigenen Grundannahmen in den Mittelpunkt von kritischer Reflexion zu rücken. Damit geraten die Herstellungsprozesse, -praktiken, -bedingungen und -strukturen bei der Konstruktion spezifischer Normalitäten im Handeln und der Wertschätzung von Natur oder Wildnis in den Blick von Forschung. Politisch muss die Verwobenheit von Kultur/Ethnizität und Naturgestaltung als ein unverzichtbarer Diskussionsbeitrag in der Auseinandersetzung mit der globalen Umwelt- und sozialen Krise verstanden werden.

Literatur

- BÖS, Mathias (2008): Ethnizität. In: BAUR, Nina; KORTE, Hermann; LÖW, Martina und SCHROER, Markus (Hrsg.) Handbuch Soziologie. VS-Verlag: 52-73. Wiesbaden.
- BUIJS, Arjen E.; ELANDS, Birgit H.M. u. LANGERS, Fransje (2009): No wilderness for immigrants: Cultural differences in images of nature and landscape preferences. *Landscape and Urban Planning* 91 (3): 113-123.
- BUJO, Benezet (1993): Die ethische Dimension der Gemeinschaft. Das afrikanische Modell im Nord-Süd-Dialog. Universitätsverlag. Freiburg, CH.
- CALLICOTT, J. Baird; NELSON, Michael Pl. (Hrsg.) (1998): *The Great New Wilderness Debate*. University of Georgia Press. Athens.
- DÖMEK, Cemile; GÜLEŞ, Orhan; PINIEK, Sonja u. PREY, Gisela (2006): Stadtnatur – Wahrnehmung, Bewertung und Aneignung durch türkische MigrantInnen im nördlichen Ruhrgebiet unter besonderer Berücksichtigung von Industrielandschaften. Bochum.
- FISCHER, Ludwig (Hrsg.) (2004): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg University Press: 223-259. Hamburg.
- HINMAN, George W.; ROSA, Eugene A.; KLEINHESSE-LINK, Randall R. u. LOWINGER, Thomas C. (1993): Perceptions of nuclear and other risks in Japan and the United States. *Risk Analysis* 13: 449-455.
- HOFMEISTER, Sabine (2008): Verwildernde Naturverhältnisse. Versuch über drei Formen der Wildnis. *Das Argument* 279 (6): 813-826.
- HOFSTEDE, Geert (1984): Culture's consequences. International differences in work-related values. Sage Publication. Thousand Oaks.
- HOFSTEDE, Geert (2001): Culture's Consequences, Comparing Values, Behaviors, Institutions, and Organizations Across Nations. Sage Publications. Thousand Oaks.
- HÜTTERMANN, Aloys P.; HÜTTERMANN, Aloys H. (2004): Am Anfang war die Ökologie: Naturverständnis im Alten Testament. Herder, Freiburg.
- JÄGGI, Christian (1997a): Der Bezug des Menschen zur Natur im Islam und im Baha'ismus. In: KRIEGER, David u. JÄGGI, Christian (Hrsg.). *Natur als Kulturprodukt: Kulturökologie und Umweltethik*. Birkhäuser: 203-236. Basel – Boston – Berlin.
- JÄGGI, Christian (1997b): Der Bezug des Menschen zur Natur in der New Age-Bewegung und in afrikanischen und indianischen Stammesreligionen. In: KRIEGER, David u. JÄGGI, Christian (Hrsg.). *Natur als Kulturprodukt: Kulturökologie und Umweltethik*. Birkhäuser: 237-288. Basel – Boston – Berlin.
- JAHN, Thomas und WEHLING, Peter (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts. In: BRAND, Karl-Werner (Hrsg.). *Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven*. Leske und Budrich: 75-93. Opladen.
- JAY, Marion (2007): Erwartungen der Migranten an stadtnahe Wälder. Die Bedeutung des Waldes für die soziale Integration. Diplomarbeit an der Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.
- KATZ, Christine (2010a): Kein totes Pferd reiten! Vier Plädoyers zur Erforschung von Mensch-Natur-Verhältnissen. In: KRUSE, Sylvia u. BÄRLOCHER, Bianca (Hrsg.). *Natur und Gesellschaft. Gestaltung und Regulation der Natur-Gesellschaftsbeziehungen*. Sammelband zur 6. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie vom 3.03.09 bis 5.03.09 in Basel. (In Vorbereitung)
- KATZ, Christine (2010b): Natürlich fremd. Herausforderungen bei der Einbeziehung von Kultur in die nachhaltige Naturgestaltung. In: STRAUBE, Gregor (Hrsg.). *Nachhaltigkeit: Chancen, Grenzen, Leerstellen*. Lit.-Verlag. Münster. (In Vorbereitung).
- KATZ, Christine und KONTZI, Kristina (2009a): Biodiversität – (Er)Leben und Gestalten in Vielfalt. Interkulturelle Sensibilisierung für Biodiversität unter Partizipation von Menschen mit Migrationshintergrund. Dokumentation des Deutschen Naturschutzrings e.V. (Hrsg.). Bonn – Berlin.
- KATZ, Christine und KONTZI, Kristina (2009b): Interkulturalität: Kein Thema im Nachhaltigkeitsdiskurs?! *Politische Ökologie* 115-116: 86-87.

- KERASOLE, Ted (Hrsg.) (2001):
Return of the Wild. The Future of Our Natural Lands. Island Press. Washington.
- KIRCHHOFF, Thomas und TREPL, Ludwig (Hrsg.) (2009):
Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript. Bielefeld.
- KIZILOCAK, Gülay und SAUER, Martina (2003):
Umweltbewusstsein und Umweltverhalten der türkischen Migranten in Deutschland. Studie für das Umweltbundesamt (UFO-Planvorhaben), UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung. Berlin.
- KLEINHÜCKELKOTTEN, Silke und DANNER, Michael (2006):
Klimaschutzberatung für Migranten von Migranten – Eine Beratungskampagne für Klimaschutz, Wohnqualität und Nebenkostensenkung. Projektdokumentation. Hannover.
- KÖHLER, Ayyub A. (2008):
Zwei Farben Grün – Das Verhältnis der islamischen Lehre zur natürlichen Umwelt. Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe des Wuppertal-Instituts über Vordenken: Ökologie und Gesellschaft am 11.6.2008 in der Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin.
- KONTZI, Kristina (2007):
Naturverständnisse von jugendlichen Berliner Auszubildenden mit Migrationshintergrund in Holzverarbeitenden Berufen. Diplomarbeit. Lüneburg.
- KOPF, Martina (2008):
Zur Partizipation von MigrantInnen in Umweltorganisationen. Eine Untersuchung der Konzeption zweier Umweltgruppen und der Auswirkungen des Umweltengagements auf die dort engagierten MigrantInnen. Magisterarbeit. Göttingen.
- KRIEGER, David (1997):
Der Bezug des Menschen zur Natur im Hinduismus. In: KRIEGER, David u. JÄGGI, Christian (Hrsg.). Natur als Kulturprodukt: Kulturökologie und Umweltethik. Birkhäuser: 289-338. Basel – Boston – Berlin.
- KRÖMKER, Dörthe (2004):
Naturbilder, Klimaschutz und Kultur. Beltz. Weinheim.
- KROPP, Cordula (2002):
„Natur“. Soziologische Konzepte, politische Konsequenzen. Leske. Budrich. Opladen.
- LEHMANN, Albrecht (1999):
Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Rowohlt. Reinbek bei Hamburg.
- MAACK-RHEINLÄNDER, Kathrin (1999):
Umweltbewusstsein und Umwelthandeln türkischer und deutscher Schülerinnen und Schüler der 3. und 4. Grundschulklasse. Peter Lang. Frankfurt a.M.
- MÜLLER, Christa (2007):
Interkulturelle Gärten – Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften – Die „grüne“ Stadt – urbane Qualitäten durch Freiraumentwicklung“ (1): 55-67.
- NASH, Roderick Frazier (1984):
Wilderness and the American. Yale University Press. New Haven/London.
- NASR, Seyyed Hossein (1996):
Religion & The Order of Nature. Oxford University Press. New York – Oxford.
- NÖLKEL, Sigrid (2009):
Islam, Umweltschutz und nachhaltiges Handeln. Globale Diskurse und Akteure. Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr. 7. Stiftung Interkultur. München.
- OMARI, Cuthbert K. (1990):
Traditional African land ethics. In: ENGEL, Ronald J. u. ENGEL, Joan G. (Hrsg.). Ethics of Environment and Development. Global Challenge, International Response. Bellhaven Press. London.
- PYE, Michael; KLEINE, Christoph u. DECH, Matthias (1997):
Ökologie und Religionen. Eine religionswissenschaftliche Darstellung. Marburg J. of Religion 2 (1): 1-4.
- RENN, Ortwin und ROHRMANN, Bernhard (2000):
Cross-cultural risk perception. Heidelberg.
- RUTHVEN, Malise (1987):
Seid Wächter der Erde! Die Gedankenwelt des Islam. Ullstein. Frankfurt a.M.
- SINUS SOCIOVISION (2008):
Sinus-Studie: Die Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland <http://www.sinus-sociovision.de/Download/ZentraleErgebnisse09122008.pdf>
- TREIBEL, Angelika (2008):
Migration. In: BAUR, Nina; KORTE, Hermann; LÖW, Martina und SCHROER, Markus (Hrsg.). Handbuch Soziologie. VS-Verlag: 286-308. Wiesbaden.
- TWORUSCHKA, Udo (1992):
Ethnische Religionen. In: TWORUSCHKA, Monika und TWORUSCHKA Udo (Hrsg.). Bertelsmann Handbuch: Religionen der Welt. Grundlagen. Entwicklung und Bedeutung in der Gegenwart. Bertelsmann. Gütersloh – München.
- VAUGHAN, Elaine und NORDENSTAM, Brenda J. (1991):
The perception of environmental risks among ethnically diverse groups. Journal of Cross-Cultural Psychology 22 (2): 29-60.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Christine Katz
Leuphana-Universität Lüneburg
Department Nachhaltigkeitswissenschaften
21335 Lüneburg
E-mail: waldfrauen@uni.leuphana.de

Wildnis entwickeln – sich entwickeln – sich entwickeln lassen

Entwicklung und Prozess in Konzepten nachhaltiger Entwicklung

Adelheid BIESECKER



Abbildung 1: Versteht man nachhaltige Entwicklung in der Gesellschaft als dauerhaft offenen und dynamischen Prozess der Transformation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, so kann sich eine Entwicklungsdynamik herausbilden, die Raum lässt für eigenständiges Entwickeln und sich entwickeln Lassen – also für Wildnis. Im Bild ein verwildernder Altwasserarm im Rainer Wald (Foto: Ursula Schuster 2009)

Zusammenfassung

Der Beitrag widmet sich der Frage nach Entwicklungsvorstellungen in Konzepten nachhaltiger Entwicklung aus der Perspektive der ökologischen Ökonomik. Dazu werden vier Ansätze ausgewählt, die auf ihre Entwicklungsvorstellungen hin untersucht werden. Zuvor wird Nachhaltigkeitswissenschaft als Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen skizziert, und es wird die für die Bewertung der aufzufindenden Entwicklungsvorstellungen maßgebliche Qualität nachhaltiger Naturverhältnisse erklärt: nämlich die Qualität, Tren-

nungsstrukturen zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur zu überwinden und zwischen diesen beiden Polen vermitteln zu können. Der Weg der Untersuchung führt von Entwicklungsvorstellungen als Erhalt des Naturkapitals über Entwicklung als zukunftsöffener, ko-evolutiver Prozess von Mensch/Gesellschaft und Natur hin zu Entwicklung als Erhalt und Erneuerung der Naturproduktivität. Deutlich wird, dass Wildnis dort ihren Raum hat, wo Prozesse, nicht Bestände betrachtet werden – wo es um „Naturproduktivität“ und nicht um „Naturkapital“ geht.

„Produktiv ist eben der Weg,
das Wesentliche, steht das Werden über dem Sein.“

(Paul Klee, *Tagebuch 1914*, Nr. 928)

1. Einführung

Das Konzept „sustainable development“, wie es die World Commission for Environment and Development (WCED) 1986 vorgestellt hat, bedeutet bis heute eine enorme Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaft. Denn bis dahin war „Entwicklung“ kein Begriff, der auf die Ökonomien der Länder des globalen Nordens angewendet wurde. Sie galten als „entwickelt“ – während andere Länder, Länder des globalen Südens, als nicht oder „unterentwickelt“ – als Entwicklungsländer eben – angesehen wurden und werden. Ihre Entwicklungsperspektive wurde und wird durch das Wirtschaftsmodell im Norden vorgezeichnet¹⁾. Veränderung im Norden dagegen wurde als „Wachstum“ bezeichnet, als Wachstum des Sozialprodukts, der in Geld ausgedrückte Summe aller pro Periode hergestellten Güter und Dienstleistungen. Dieses Wachstum gilt bis heute als Indikator für Wohlstand. Gerne wird daher im Diskurs zu nachhaltiger Entwicklung von „nachhaltigem Wachstum“ gesprochen – auch von der World Commission selbst (vergleiche HAUFF 1987).

Herman E. Daly, einer der Begründer der sich seitdem herausbildenden Ökologischen Ökonomik, trat dem 1996 mit seinem Buch „Beyond Growth. The Economics of Sustainable Development“, entgegen. In der deutschen Übersetzung von 1999 heißt es: „Durch die Verwendung des Ausdrucks ‚nachhaltiges Wachstum‘ als Synonym für nachhaltige *Entwicklung* wird viel Verwirrung gestiftet. Aus Respekt vor dem Wörterbuch müßten wir das Wort ‚Wachstum‘ für quantitative Steigerungen im physischen Ausmaß [der Ökonomie, Anmerkung A.B.] durch Angleichung und Zuwachs von Materialien reservieren. ‚Entwicklung‘ bezieht sich auf qualitative Veränderungen, auf die Realisierung von Potentialen und den Übergang in einen ausgefüllteren oder besseren Zustand. Dies sind zwei (...) verschiedene Prozesse (...). Die Wirtschaft ist (...) Teilsystem eines endlichen und nicht wachsenden Ökosystems, und ihr Wachstum führt dazu, dass sie einen immer größer werdenden Teil des Gesamtsystems in sich aufnimmt. Deshalb muß sich ihr Verhalten immer mehr dem des Gesamtsystems annähern, sprich: einer Entwicklung ohne Wachstum. (...) Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung ohne Wachstum im Ausmaß der Wirtschaft (...).“ (DALY 1999, 225f.).

Nachhaltige Entwicklung bezeichnet, so schreiben Egon BECKER und Thomas JAHN (2006, 238), „ei-

nen offenen, dynamischen und immer wieder zu gestaltenden Prozess; sie beschreibt (...) die *Qualität* eines Entwicklungsprozesses, der seine eigenen natürlichen und sozialen Voraussetzungen aufrechterhält und ständig erneuert“. BECKER u. JAHN verstehen die neue Wissenschaft, die sich mit solchen Prozessen befasst – die Soziale Ökologie – als „Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen“ (ebd., 16). Mit diesem Konzept wird das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur als „Muster von Beziehungen“ (ebd., 25) interpretiert. In diesen spielen Hierarchisierungen und Bewertungen eine Rolle sowie Grenzziehungen und Ausgrenzungen. In kritischer Perspektive können diese aufgedeckt und dekonstruiert werden. In gestalterischer Perspektive geht es darum, die gesellschaftlichen Naturverhältnisse zu transformieren – in solche, die dem Gebot des Erhaltens und Erneuerns der natürlichen und sozialen Grundlagen gerecht zu werden vermögen. Diese Transformationsprozesse kennzeichnen das Entwicklungskonzept der sozialen Ökologie. Die Qualität der neuen nachhaltigen gesellschaftlichen Naturverhältnisse lässt sich dabei folgendermaßen kennzeichnen: Es sind keine Gegensatzverhältnisse, keine Dualismen, sondern Verhältnisse, in denen Gesellschaft und Natur miteinander vermittelt werden – es sind nicht Trennungs-, sondern „Vermittungsverhältnisse“ (BIESECKER u. HOFMEISTER 2009). In ihnen verschränken sich, so meine Vermutung, Prozesse des Entwickelns, des sich Entwickelns und des sich entwickeln Lassens. In ihnen hat die Eigen-dynamik von Natur – die der Natur eigene Produktivität – eine aktive Rolle. In ihnen könnte „Wildnis“ Impulsgeber für nachhaltige Entwicklung sein.

Wenn DALY von Entwicklung spricht, so spricht auch er von Entwicklung als Prozess. Um welche „Muster von Beziehungen“ zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur geht es ihm dabei? Und wie werden Entwicklung und Prozess in neueren Beiträgen des ökonomischen Nachhaltigkeitsdiskurses verstanden? Beispielhaft wird hier das Buch „Nachhaltiges Naturkapital“ von Konrad OTT und Ralf DÖRING (2004, 2008) herangezogen. Lassen diese Entwicklungsverständnisse Raum für Wildnis, für ein „sich entwickeln Lassen“? Diesen Fragen werde ich zunächst nachgehen (Kap. 2). Es wird sich dabei zeigen, dass es DALY (Kap. 2.1) kaum und OTT u. DÖRING (Kap. 2.2) nicht im hier erforderlichen Maße gelingt, über das Bestandsdenken der herkömmlichen Ökonomik hinaus zu kommen – und dass sie daher die Trennungsstruktur zwischen menschlicher Ökonomie und Natur nur schwer überwinden können. Deshalb geht es anschließend um die Frage, wie es möglich ist, dem Prozesshaften im Konzept nachhaltiger Ent-

¹⁾ Deshalb wird auch der Begriff „sustainable development“ von vielen Menschen und Gruppen aus diesen Ländern oder solchen, die sich in ihrer politischen Arbeit auf diese beziehen – insbesondere von Frauengruppen und -netzwerken – abgelehnt. Er transportiere das Entwicklungskonzept des Nordens, lautet die Kritik. Das Süd-Frauen Netzwerk „Development Alternatives with Women for a New Era“, DAWN, zum Beispiel setzt daher das Konzept „sustained livelihood“ dagegen. Vergleiche WICHTERICH 2002.

wicklung besser gerecht zu werden (Kap. 3). Die Grundlagen für eine solch andere Sichtweise hat Christiane Busch-Lütty mit ihrer Vorstellung von Nachhaltigkeit als „ganzheitlich-integratives Lebensprinzip“ (BUSCH-LÜTTY 2005, 8) gelegt. Dieser Abschnitt beginnt daher mit einer Rezeption ihrer Vorstellungen von nachhaltiger Entwicklung (Kap. 3.1). Dem schließt sich die Diskussion der von Sabine Hofmeister und mir vorgelegten Prozesskategorie (Re)Produktivität an (Kap. 3.2). Meine These ist, dass sich mithilfe dieser Kategorie Entwicklung als zukunftsöffener Prozess abbilden lässt – genauer: als Vielzahl aufeinander abzustimmender Prozesse. Entwicklung geschieht in Zeiten, Zeit ist daher eine zentrale Dimension im (Re)Produktivitätskonzept und wird anschließend erörtert (Kap. 4). Das abschließende kurze Fazit führt zurück zum Verhältnis von nachhaltiger Entwicklung und Wildnis (Kap. 5).

2. Nachhaltige Entwicklung als Erhalt von Naturkapital

„Naturkapital wurde in den letzten Jahren als Produktionsfaktor wiederentdeckt“, lautet der Klappentext des Tagungsbandes, der die Beiträge der im Jahre 2000 veranstalteten Tutzingener Tagung „Nachhaltiges Naturkapital“ enthält (vergleiche HELD u. NUTZINGER 2001). Damit wurde der Ort der Integration der Vorstellungen von nachhaltiger Entwicklung in die ökonomische Theorie angegeben: Es war die Produktionstheorie. Diese bestimmt die gesamtwirtschaftliche Produktion als Verhältnis von Input und Output, von Produktionsfaktoren und Sozialprodukt. Ausgedrückt wird dieses Verhältnis in der makroökonomischen Produktionsfunktion. Waren hier als Produktionsfaktoren bisher Arbeit und Kapital (Boden als Teil von Kapital) genannt, so wird jetzt das Kapital ausdifferenziert – in von Menschen gemachtes und natürliches Kapital.

2.1 Herman E. Daly

DALY stellt in den Mittelpunkt seiner Analyse das Ausmaß des ökonomischen Systems, das er als Teilsystem des übergeordneten Ökosystems begreift (vergleiche DALY 1999, Teil I). Dieses Ausmaß droht zu groß zu werden – die Welt droht, übertoll von Ökonomie zu werden. Die Forderung von DALY lautet daher: Begrenze dieses Ausmaß der Ökonomie auf ein nachhaltiges Maß, das der Tragkapazität (carrying capacity) des Ökosystems entspricht. Nachhaltigkeit gerät hier also zu einer Frage des rechten, bei DALY: des optimalen Maßes. „Optimales Ausmaß (...) ist ein makroökonomisches Ziel“ (ebd., 77). Gemessen wird dieses Ausmaß als Ressourcenverbrauch pro Kopf, multipliziert mit der Bevölkerungszahl. Die Ressourcen sind das Produkt des natürlichen Kapitalbestandes. Wo genau das optimale Ausmaß liegt, wissen wir nicht, stellt DALY fest (ebd., 101), aber vieles spreche dafür, dass es schon überschritten ist. Also gehe es nicht mehr um Wachstum,

sondern um Entwicklung, und das bedeutet für DALY: Erhaltung der (Kapital)Bestände bei Steigerung der Effizienz der Nutzung ihrer Ressourcenströme.

Diese Bestände teilt er in von Menschen produziertes und in natürliches Kapital. Ihre Beziehung zueinander ist komplementär. Und da die industriekapitalistischen Gesellschaften diesen natürlichen Kapitalbestand schon verringert haben, wird in unserer Ära das Naturkapital zum knappen Faktor. Daraus folgt, „dass die Erhaltung des natürlichen Kapitals Vorrang hat“ (ebd., 114). Das geschieht für DALY über folgende Doppelstrategie: „Die ökonomische Logik verlangt, daß wir kurzfristig die Produktivität des beschränkenden Faktors maximieren und langfristig in die Erhöhung seines Angebots investieren“ (ebd.).

Zur Untersuchung dieser Investitionen unterteilt DALY die Ressourcen in erneuerbare und nicht-erneuerbare. Investition sei nur in erneuerbare Ressourcen möglich, und zwar auf zweierlei Weise: als Aufbau von „kultiviertem natürlichem Kapital“ (ebd., 117) zum Beispiel in der Land- und Forstwirtschaft sowie als „Investition des Wartens“ (ebd.). Diese ist „grundsätzlich passiv im Hinblick auf das natürliche Kapital, das einfach in Ruhe gelassen wird, um sich zu regenerieren.“ (ebd.) Nicht erneuerbare Ressourcen sollen durch Einsparung (insbesondere durch Senkung des Bevölkerungswachstums) und Effizienzsteigerung in ihrem Bestand geschont werden und sind, „soweit es möglich ist, in ein erneuerbares Substitut umzuwandeln.“ (ebd., 118).

Von diesen Überlegungen her werden sodann Regeln (so genannte Management-Regeln) für den Umgang mit erneuerbaren und nicht-erneuerbaren Ressourcen (später auch für den Umgang mit Abfall) bestimmt, die fester Bestandteil der Ökologischen Ökonomie wurden (vergleiche zum Beispiel COSTANZA et al. 2001, 129). Es sind quantitative Regeln.

Das Entwicklungskonzept von DALY liegt so jetzt in seinen Umrissen vor uns: Es ist ein Konzept der quantitativen Begrenzung und der Effizienzsteigerung bei der Nutzung der Ressourcen, die von einem konstant zu haltenden beziehungsweise durch Investitionen langfristig zu erhöhenden natürlichen Kapitalbestand her fließen. So erhofft sich DALY die Mäßigung des ökonomischen Systems, eine Art Gleichgewicht zwischen ihm und dem globalen Ökosystem.

Jedoch ist kritisch anzumerken: Dieses Gleichgewicht gibt es nicht, denn diese Trennung zwischen ökonomischem System und Ökosystem existiert schon lange nicht mehr, die Hoffnung auf eine von Ökonomie leere Welt ist historisch überholt. (vergleiche BIESECKER u. HOFMEISTER 2001, 160 ff.) Die Welt ist unumkehrbar voll mit gesellschaftlichen Veränderungen von Natur, mit gesellschaftlichen Naturprodukten. Die Aufgabe nachhaltiger Entwicklung besteht auch in Begrenzung, ja, und auch in Effizienzsteigerung bei der Ressourcennutzung. Aber vor allem geht

es um die Bestimmung von nachhaltigen Qualitäten dieser gesellschaftlichen Naturprodukte. Um einen solchen Entwicklungsweg zu konzipieren, bedarf es jedoch Entwicklungskonzepte, die von vornherein nicht von Trennung, sondern von Vermittlung ausgehen. Sind solche Konzepte überhaupt mit dem Begriff „Naturkapital“ zu entwerfen? Sehen wir weiter.

2.2 Konrad Ott und Ralf Döring

Auch OTT u. DÖRING geben die dauerhafte Erhaltung des natürlichen Kapitals als Leitlinie für eine nachhaltige Entwicklung an. Diese von ihnen als „constant natural capital rule“ (CNCR) bezeichnete Leitlinie enthält jedoch einen gegenüber DALY differenzierten Begriff von Naturkapital: Es gelte, „das Naturkapital in unterschiedlichen Beständen (Fonds) und auf unterschiedlichen Skalen über die Zeit hinweg konstant zu halten (OTT u. DÖRING 2004, 162). Und weiter: „Unsere These ist, dass es nicht ‚das‘ Naturkapital ‚gibt‘, sondern dass der Terminus ‚Naturkapital‘ ein Oberbegriff für eine Pluralität miteinander vernetzter, heterogener Bestände ist, die unterschiedliche Funktionen und Leistungen erbringen. Auf dieses *Netz kritischer Bestände* bezieht sich die CNCR“ (ebd., 176).

Bei der Bestimmung dieser kritischen Bestände (kritisch sowohl bezüglich der Versorgungssicherheit heutiger und zukünftiger Generationen als auch bezüglich der Arterhaltung nicht menschlicher Spezies) unterscheiden OTT u. DÖRING kultiviertes und nicht kultiviertes Naturkapital (ebd., 177). Diesen Gedanken übernehmen sie somit von DALY und machen ihn stark: Kultiviertes Naturkapital, zum Beispiel Plantagenwälder, könne aufgebaut werden, um den menschlichen Nutzungsdruck von Primärwäldern (nicht-kultiviertes Naturkapital) zu nehmen und so „kritische“ Bestände zu erhalten.

Naturkapital wird aber noch in anderer Hinsicht ausdifferenziert: Es sei, so OTT u. DÖRING in der 2. Auflage ihres Buches, „nicht nur Rohstoffbasis, sondern auch ein vernetztes Ensemble von lebendigen *Fonds*“ (OTT u. DÖRING 2008, 219). Fonds sind „eine Quelle von Diensten, die Lebewesen für andere Lebewesen erbringen“ (ebd.). Naturkapital besteht jetzt aus Vorräten (zum Beispiel fossile Energieträger), nicht lebendigen Fonds (zum Beispiel Böden und Wasser) und lebendigen Fonds (zum Beispiel Wälder und Fische). Vorräte dürfen aufgebraucht werden, wenn sie durch Investition an anderer Stelle (zum Beispiel in Fonds) ersetzt werden. Fonds sollen möglichst erhalten werden. Kapitalerhalt bedeutet dabei jetzt, dass nicht jeder Fonds konstant gehalten werden soll, sondern dass die Nutzung eines Fonds durch Investition in einen anderen Fonds ausgeglichen werden kann. Allerdings gibt es für jeden lebendigen Fonds eine „kritische Bestandsgrenze“ (ebd., 221), von der ab die Reproduktionsfähigkeit bedroht ist.

So bleibt Altes im Begriff von Naturkapital erhalten und Neues deutet sich an (vergleiche BIESECKER u. HOFMEISTER 2009). Das Alte – das ist die Trennungsstruktur. Denn trotz der vielfältigen Differenzierung des Naturkapitals bleibt es im Verhältnis Mensch-Natur auf der Seite der Natur und behält Bestandscharakter. Das Neue – das sind zwei Theorieelemente, die auf die Überwindung dieser Trennung und auf Prozesse hindeuten: Zum einen scheint im Begriff „kultiviertes Naturkapital“ ein Hinweis auf andere Beziehungen auf – auf Vermittlungsprozesse, auf Natur, die auch Kultur ist, auf NaturKultur. Und zum zweiten deutet sich in der Vorstellung von „lebendigen Fonds“ die Fähigkeit der Natur an, produktiv zu sein – als Lebendiges, als Naturproduktivität zu agieren und derart selbst auf Vermittlung mit menschlicher Produktivität zu drängen.

Aber weil OTT u. DÖRING im Kern ihrer Theorie an Naturkapital als „Schlüsselbegriff“ (OTT u. DÖRING 2004, 40) festhalten, kann sich dieses Potential nicht wirklich entfalten. Nachhaltige Entwicklung bleibt eingezwängt in das Prokrustesbett der CNCR – in die Regel, das Naturkapital konstant zu halten. Die Handlungsregeln, die abgeleitet werden, beinhalten daher zwar die Vielfalt der lebendigen Fonds, bleiben aber im Endeffekt quantitativ. Allerdings bricht sich in der Analyse konkreter Politikfelder das Prozessuale immer wieder Bahn – so zum Beispiel im Politikfeld Landwirtschaft und Naturschutz, wenn für Prozessschutz als *eine* Option im Landnutzungskonzept plädiert wird (vergleiche OTT u. DÖRING 2004, 244).

3. Entwicklung als vermittelter Lebensprozess von Mensch/Gesellschaft und Natur

Natur, das scheint in den „lebendigen Fonds“ auf, ist kein Bestand, sondern lebendiger Prozess. Und als solcher ist sie beides zugleich: Produkt und Produktivität, Merk- und Wirkwelt, *natura naturata* und *natura naturans* (vergleiche ADAM 1999). Konzepte, die dieses Prozesshafte aufnehmen, verstehen Entwicklung von vornherein als gemeinsame Entwicklung von Mensch/Gesellschaft und Natur. Der Dualismus, der die oben diskutierten Ansätze noch prägt, und die Trennungsstruktur werden hier schon im Ansatz überwunden. Als beispielhaft für diese Prozesssicht sehe ich die Arbeiten von Christiane BUSCH-LÜTY an.

3.1 Christiane Busch-Lüty: Nachhaltigkeit als integratives Lebensprinzip

BUSCH-LÜTY knüpft in ihrem Verständnis von nachhaltiger Entwicklung an das alte Wirtschaftsprinzip der Forstwirtschaft an. Unter Bezug auf den Forstwissenschaftler Horst Kurth nennt sie Nachhaltigkeit ein „hochkomplexes integratives Lebensprinzip“ (BUSCH-LÜTY 2000, 2). „Entscheidend dabei ist, daß dieses Ordnungsprinzip die physische Einheit von Produktion und Reproduktion unmittelbar auch als ein ökonomisches Prinzip zum Ausdruck bringt und die ‚erhaltende Nutzung‘ dabei nicht etwa nur sta-

tisch als strukturkonservierende Substanzerhaltung, sondern dynamisch im Sinne der Erhaltung und Mehrung von Reproduktionskraft, Resilienz und Evolutionsfähigkeit der Naturpotentiale verstanden wird.“ (ebd., 3).

Ihre Schlussfolgerung lautet: „Eine auf das Nachhaltigkeitsprinzip ausgerichtete Ökologische Ökonomik muss Leben als wissenschaftliche Kategorie erfassen und sich in diesem Sinne als eine ‚Lebenswissenschaft‘ verstehen (...)“ (BUSCH-LÜTY 2005, 12). Zur Präzisierung der Aufgabe, die daraus sowohl für das wissenschaftliche Erkennen als auch für das gesellschaftliche Gestalten von Prozessen nachhaltiger Entwicklung folgt, zitiert sie den Physiker Hans Peter Dürr: „Die Evolution des Lebendigen, in die auch wir Menschen existentiell eingebettet sind, zeigt uns, dass sie aus einem ständigen Prozeß der Differenzierung und einer gleichzeitigen oder anschließenden kooperativen Integration des Unterschiedlichen resultiert (...). Die Beachtung und Gewährleistung dieses vitalen Aufbau-Prozesses bezeichnen wir mit ‚Nachhaltigkeit‘ oder, auf den Menschen bezogen, als ‚Zukunftsfähigkeit‘: *Das Leben lebendiger werden lassen.*“ (ebd.).

Entwicklung ist für BUSCH-LÜTY ein Ensemble von ergebnisoffenen Prozessen. „Der Weg entsteht beim Gehen“ ist eines ihrer Lieblingszitate (vergleiche BUSCH-LÜTY 2000, 1 sowie 2005, 19). Die Komplexität dieser Entwicklung bedeutet auch, dass die Rolle der Menschen dabei eine bescheidenere wird: Sie/wir müssen die Grenzen des Wissbaren anerkennen und den Umgang mit Nichtwissen lernen (vergleiche BUSCH-LÜTY 2005, 13). Erkenntnisgewinn ist möglich durch die Initiierung und Gestaltung von möglichst lebensnahen Suchprozessen auf allen Ebenen. Wissenschaft, die über Nachhaltigkeit nachdenkt – hier: die Ökologische Ökonomik – ist somit ein „umfassendes lernendes System“ (ebd., 19).

Nachhaltige Entwicklung, so lässt sich schlussfolgern, ist hier ein ungewisser, zukunftsöffener Suchprozess, ein unbekannter Weg, den die Menschen gemeinsam mit der Natur Schritt für Schritt gehen. Ein Weg, auf dem sie von der Natur lernen und gleichzeitig darauf achten müssen, deren Evolutionsfähigkeit nicht zu beschädigen, sondern zu erhalten. In diesem Sinne ist nachhaltige Entwicklung hier ein ko-evolutiver Prozess zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur.

In diesem Konzept ist die Trennungsstruktur der herkömmlichen Ökonomie von vornherein aufgehoben, Entwicklung ist ein gemeinsamer Prozess von Mensch und Natur. Die Nutzung von Natur zum Beispiel ist kein Gegensatz zum Schützen, sondern beides ist miteinander verbunden. Und Natur ist kein Bestand, sondern lebendige Vielfalt.

Eine Konkretisierung dieser Entwicklungsvorstellung nimmt BUSCH-LÜTY nicht vor. Ihr Anliegen ist vor allem, die aus dieser Konzeption von Nachhaltigkeit

als Lebenswissenschaft folgenden Herausforderungen für die Wissenschaft – insbesondere für ihre eigene Disziplin, die Ökonomik – zu formulieren und entsprechende Veränderungen im Wissenschaftsbetrieb einzufordern. Das folgende Konzept versucht, ihrer Aufforderung, „das Ganze der Ökonomie im Kontext des evolutionären Ganzen der Natur (...) in den Blick zu nehmen“ (BUSCH-LÜTY 2005, 12), nachzukommen und gerecht zu werden.

3.2 Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister: (Re)Produktivität als sozial-ökologisches Prozesskonzept

Die Einbettung des Ökonomischen in die produktiven Prozesse der Natur haben IMMLER u. HOFMEISTER 1998 in ihrem Konzept einer „Ökonomie der Reproduktion“ dargestellt. Dieses Konzept verdeutlicht, dass es Auf- und Abbauprozesse des Lebendigen sind, die sich hier vollziehen – und dass die Vermittlung mit Natur und somit auch Veränderung von Natur systemische Leistungen des ökonomischen Systems sind: Zunächst produziert die Natur (naturale Produktion, Phase 1). Auf der Grundlage ihrer Produkte kann sodann die menschliche Produktion (Phase 2) organisiert werden, die gleichzeitig Konsumtion von Naturstoffen ist. Die dann folgende menschliche Konsumtion (Phase 3) ist bezüglich der Naturstoffe schon der erste Schritt der Rückführung, die durch die Natur (naturale Reduktion, Phase 4) vollendet wird. Diese Reduktion ist zugleich Produktion neuer Naturprodukte – Reproduktivität ist gleichzeitig Produktivität – und somit zurückgekoppelt zum Neubeginn dieses sich spirallengleich entwickelnden Prozesses. Das „evolutionäre Ganze der Natur“ ist hier also mit dem Ökonomischen vermittelt. IMMLER u. HOFMEISTER sprechen daher von „evolutiver Reproduktion“ (IMMLER u. HOFMEISTER 1988, 10 f., 26 ff.) Und dieses „Ganze der Natur“ ist jetzt selbst gesellschaftlich geprägt, durch gesellschaftlich mit hergestellte Naturprodukte (zum Beispiel Klimakrise, Toxizität, Landschaftsparks, Plantagenwälder...). Wurden im Begriff des „kultivierten Kapitals“ nur die positiven gesellschaftlichen Naturprodukte erfasst, so wird hier deutlich, dass es gerade auch die negativen sind, die durch die ökonomischen Prozesse (bis heute größtenteils unbewusst) mit hergestellt werden.

Das menschliche Wirtschaften ist so umschlossen von den produktiven Prozessen der Natur. Nachhaltige Entwicklung bedeutet bis hierher, deren Kreativität durch die kluge Gestaltung menschlicher Produktion und Konsumtion zu erhalten und zu erneuern. „Erhalte/erneuere die Naturproduktivität“, lautet jetzt die übergeordnete Regel. Das beinhaltet die Aufforderung, auf Qualitäten zu achten, auf Konsistenz, damit das mit hergestellte Naturprodukt auch weiterhin produktiv zu werden vermag. Daraus folgt ein Konzept „nachhaltiger Stoffwirtschaft“ mit gegenüber Daly erweiterten Handlungsregeln, die von vornherein Natur als Einheit von Quelle und Senke anse-

hen, die Qualität der menschlichen Stoffumsätze in den Blick nehmen und – und das ist in unserem Zusammenhang, der Frage nach Entwicklungsvorstellungen, besonders spannend – die unterschiedlichen Raum- und Zeitskalen menschlich/gesellschaftlicher und ökologischer Prozesse betonen (vergleiche HELD et al. 2000).

So ist die physische Einheit von Produktion und Reproduktion erfasst – aber es fehlt die „soziale Einheit“. Denn durch die Trennungsstruktur des Ökonomischen ist auch die Arbeit geteilt. Alle sozial weiblichen Arbeiten sind ausgegrenzt, ebenfalls als „reproduktiv“ abgespalten, behandelt wie Natur. Auch deren Produktivität gilt es anzuerkennen, um so die soziale Einheit von Produktion und Reproduktion herzustellen. Das führt zu einem erweiterten Begriff von Arbeit und Arbeitsproduktivität (das „Ganze der Arbeit“ gerät in den Blick, vergleiche BIESECKER 2000, SCHERHORN 2007). Diese gilt es, für eine nachhaltige Entwicklung in den verschiedenen Phasen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses derart mit Naturproduktivität zu vermitteln, dass ihre Potentiale, ihre kreativen Kräfte erhalten und erneuert werden.

Um diese Gesamtheit der Produktivitäten, die die bisherigen „Reproduktivitäten“ einschließen, erfassen zu können, haben BIESECKER u. HOFMEISTER das Konzept (Re)Produktivität entwickelt: (Re)Produktivität bezeichnet die „prozessuale, nicht durch Abwertungen getrennte Einheit aller produktiven Prozesse in Natur und Gesellschaft, bei gleichzeitiger Unterschiedenheit“ (BIESECKER u. HOFMEISTER 2006, 19). (Re)Produktivität umfasst somit, analog zum „Ganzen der Ökonomie“, das „Ganze der Produktivität“. Es ist eine Vermittlungskategorie.

Nachhaltige Entwicklung bedeutet in diesem Konzept, Wirtschaften als Vermittlungsprozess von Arbeits- und Naturproduktivitäten so zu gestalten, dass diese Produktivitäten lebendig gehalten werden. Diese Vermittlung drückt sich in den je spezifischen Produktivitätsbündeln von menschlichen und natürlichen Produktivitäten aus, die in den vier verschiedenen Phasen des gesellschaftlichen (Re)Produktionsprozesses wirken. Generell gilt es, einen Weg der Umgestaltung des jetzt als sozial-ökologisch verstandenen (Re)Produktionsprozesses einzuschlagen – der Umgestaltung in zeitlicher, räumlicher, qualitativer und quantitativer Hinsicht. Diese Umgestaltung bleibt ein immerwährender Prozess, findet nie einen Abschluss, denn (Re)Produktivität als vielfältige Einheit von Arbeits- und Naturproduktivitäten basiert auf Lebensprozessen. Leben verändert sich ständig, entwickelt sich – eine Gesellschaft, die ihre Ökonomie als nachhaltigen (Re)Produktionsprozess versteht und gestaltet, schafft diesen Lebensprozessen Raum.

4. Die Rolle von Zeiten – (re)produktive Zeitlandschaften

Nachhaltige Entwicklung als (re)produktiver Vermittlungsprozess zwischen Mensch/Gesellschaft und Na-

tur ist aus der Zeitperspektive eine Entwicklung von vielfältigen Zeitformen, die es aufeinander abzustimmen gilt. So bilden sich neue zeitliche Muster von Beziehungen heraus, in denen sich die produktiven Kräfte von Mensch und Natur regenerieren und entwickeln können. Das birgt eine immense Aufgabe für die Gestaltung dieser Vermittlungsprozesse in sich, denn diese Zeitlichkeit stellt sich dar als vielfältig komplexe Zeitgestalt, als timescapes (ADAM 1998), als „Zeitlandschaften“:

„Gesellschaftlich beeinflusste Natur ist als Zeitgestalt in Bezug auf ihre Zeitlichkeit zu verstehen. Diese Zeitgestalt umfaßt auf allen Ebenen des Daseins ihre Rhythmizität und Zeitskalen, Tempi und Intensitäten, ihre Pausen und regenerativen Restperioden, ihre unvermeidliche Irreversibilität, ihre immanenten und latenten Prozesse, Eigenzeiten und Systemzeiten, ihre Symphonie von „Timings“ und Synchronisationen, Dauer und Sequenzen, die Durchlässigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“ (ADAM 1999, 53).

Nachhaltige, (re)produktive Zeitlandschaften zu entwickeln, erfordert eine Revolutionierung im modernen Zeitverständnis. Lassen wir die Phasen des (Re)Produktionsprozesses noch einmal Revue passieren, so entsteht eine Ahnung von der Qualität und dem Ausmaß dieser Revolution:

In der **natürlichen Produktion (Phase 1)** wirkt die Produktivität der Natur in den unterschiedlichsten Zeitformen und Zeitlängen. Menschliche Tätigkeit kann dies sorgend und pflegend klug begleiten. Aus der (Re)Produktivitätsperspektive gilt es, den Naturprozessen die Zeit zu lassen, die sie nicht nur benötigen, um Produkte für menschlichen Gebrauch zu produzieren, sondern gerade auch, um sich zu regenerieren und zu entwickeln. Hier wissen wir Vieles nicht – umso wichtiger ist es, hier vielfältige Zeiten zuzulassen, in ungewissen, zukunfts-offenen Suchprozessen (BUSCH-LÜTY) die jeweiligen (re)produktiven Zeitmuster herauszufinden. Auf die menschliche Unterstützung dieser Naturproduktivität beziehen sich – wenn auch als quantitative, als Mengenregeln, und nicht als Prozessregeln – die Handlungsregeln, die auf Basis der Theorie von DALY abgeleitet wurden. Die Zeitlichkeit, die der Naturproduktivität eigen ist, scheint bei ihm jedoch nur in der „Investition des Wartens“ auf. In den weitaus differenzierteren Regeln von OTT u. DÖRING dagegen bricht sich das Prozessuale, und damit auch das Zeitliche der Naturproduktivität, immer wieder Bahn. Obwohl diese Zeitlichkeit nicht ausdrücklich diskutiert wird, ist sie doch im Verständnis von Naturkapital als vernetztes Ensemble von lebendigen Fonds und somit im Entwicklungskonzept von OTT u. DÖRING enthalten.

In der auf dieser natürlichen Produktion aufsetzenden **menschlichen Produktion (Phase 2)** vermischen sich die Zeiten noch vielfältiger, denn hier wirken menschliche Erwerbsarbeit und Naturproduktivität

zusammen. Und zur Erhaltung und Erneuerung der Erwerbsarbeit ist schon Care-Arbeit geleistet worden. Wie kann dieser vielfältige Bedarf an Zeiten koordiniert werden, wenn die zugrunde liegenden Produktivitäten erhalten und entwickelt werden sollen? Auf diese Fragen haben die Konzepte der Erhaltung von Naturkapital keine Antwort, da sie die Produktivität der sozial weiblichen Arbeiten gar nicht berücksichtigen. Aus dem (Re)Produktivitätskonzept folgt hier, dass die Erwerbsarbeitszeiten von den Lebenszeiten her zu bestimmen sind – und nicht umgekehrt.

Die nächste Phase der **menschlichen Konsumtion (Phase 3)** ist vor allem geprägt durch die Lebenszeiten der Menschen in ihren verschiedenen sozialen Zusammenschlüssen, in ihren Haushalten. In sich erfordern diese schon eine kluge Koordinierung. Verschiedene Lebensphasen benötigen verschiedene Zeiten. Geht es zum Beispiel um Prozesse der Verarbeitung von Waren zu Lebensmitteln, wirken die in diesen verborgenen unsichtbaren Zeiten der Lebensdauer und der Veränderung von Naturprodukten hinein. Aus der (Re)Produktivitätsperspektive gilt es, hier die nötigen Zeiten zu ermöglichen – einschließlich der damit verbundene Rhythmen und Zyklen. So betrachtet wird Haushalten zu einem hochkomplexen Vermittlungsprozess vieler Zeiten.

Und schließlich treffen im Prozess der **natürlichen Reduktion (Phase 4)** alle genannten Zeiten aufeinander, denn hier geht es um die Verarbeitung der Folgen von menschlicher Produktion und Konsumtion. Jede Eile, jede Beschleunigung im gesellschaftlichen ökonomischen Leben wirkt sich hier aus – als zu große Abfallmenge, als deren Toxizität, als Naturstoffverschwendung, als Klimakrise. Die Zeiten, die die Natur hier benötigt, sind insofern vermischte Mensch-Natur-Zeiten – und je nachhaltiger die vorhergehenden Prozesse verlaufen sind, desto produktiver kann die Natur hier wirken. Die Vermittlung mit menschlichen Zeiten kann dabei unterstützend wirken, zum Beispiel wenn die stofflichen Reduktionsprozesse mitgestaltet werden (vom Kompost bis zur Müllverbrennungsanlage, von der Wiederaufforstung der Wälder bis hin zur Anlage von Biosphärenreservaten, in denen sich die Vielfalt der Natur ungestört entfalten kann.)

Was hier angedacht ist, lässt die Art, Form, Struktur von nachhaltigen, von (re)produktiven Zeitlandschaften aufscheinen. Ihre konkrete Form entwickelt sich im Transformationsprozess hin zu nachhaltigen gesellschaftlichen Naturverhältnissen.

5. Fazit: Nachhaltige Entwicklung – und Wildnis?

Ziehen wir Bilanz mit Blick auf das Thema dieses Bandes, so lässt sich festhalten:

Das Konzept „Naturkapital“ eignet sich nicht als Kernkategorie zur Deutung und Gestaltung nachhaltiger Entwicklungsprozesse. Es ist zu sehr be-

standsorientiert und zementiert die Trennungsstruktur zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur. Aber Momente der Vermittlung und damit der Dynamik drängen sich von Anbeginn der Arbeit mit dieser Kategorie im Rahmen der Ökologischen Ökonomie herein. Das beginnt bei DALY mit der Vorstellung von einem Teil des Naturkapitals als „kultiviertes Naturkapital“ und setzt sich bei OTT u. DÖRING mit dessen Stärkung und dem Begriff der „lebendigen Fonds“ fort. Und von vornherein das Vermittelnde in den Mittelpunkt stellende Ansätze wie der von BUSCH-LÜTY und der von BIESECKER u. HOFMEISTER geben den vielfältigen Vermittlungsprozessen zwischen Mensch/Gesellschaft und Natur den notwendigen Raum und ermöglichen die Deutung und Gestaltung von nachhaltiger Entwicklung als dauerhafter offener und dynamischer Prozess der Transformation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. So kann eine Entwicklungsdynamik erfasst werden, die Raum lässt für eigenständiges Entwickeln und sich entwickeln Lassen.

Wildnis – oft beschrieben als „Natur Natur sein lassen“ – gehört zu diesen auf Nachhaltigkeit gerichteten gesellschaftlichen Naturverhältnissen und hat in diesen Vorstellungen von nachhaltiger Entwicklung ihren Platz. „Das Leben lebendiger werden lassen“ – dazu trägt Wildnis mit der ihr eigenen Dynamik bei. Sie kann Lernort sein oder Experimentierfeld, ja – aber es gilt auch zu akzeptieren, dass, wie BUSCH-LÜTY betont, wir Menschen nie alles über sie wissen, sie nie ganz verstehen werden.

OTT u. DÖRING (2004, 243/244) schreiben: „Es muss und kann somit Gebiete geben, aus denen sich der nutzende Mensch zurückzieht und in denen der bewundernd staunende, beobachtende, genießende, sich erholende Mensch Einkehr hält (...). Wenn zu Natur, die wir wollen (sollen), auch Natur zählt, die sich weitgehend unbeeinflusst von menschlichen Eingriffen neu entwickelt, dann entstünden auch in Mitteleuropa Naturareale, die zwar nicht „ursprüngliche“, aber „sekundäre“ Wildnis wären.“

Ja. Wir brauchen Wildnis, wenn wir nachhaltige Entwicklung wollen – weil wir Menschen das, was die Natur kann, allein nicht können.

Literatur

ADAM, Barbara (1998): *Timescapes of Modernity. Environment and Invisible Hazards*: Routledge London-New York.

ADAM, Barbara (1999): *Naturzeiten, Kulturzeiten und Gender – Zum Konzept „Timescape“*. In: HOFMEISTER, Sabine u. SPITZNER, Meike (Hrsg.): *Zeitlandschaften. Perspektiven öko-sozialer Zeitpolitik*: 35-37. Stuttgart. Hirzel.

BECKER, Egon u. JAHN, Thomas (Hrsg.) (2006): *Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen* Campus Frankfurt/M.-New York.

BIESECKER, Adelheid (2000):

Kooperative Vielfalt und das „Ganze der Arbeit“. Überlegungen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Studie im Rahmen des Forschungsprojekts „Arbeit und Ökologie“ für das Wissenschaftszentrum Berlin, Februar 2000, WZB-Paper Nr. p00-504.

BIESECKER, Adelheid u. HOFMEISTER, Sabine (2001): Vom nachhaltigen Naturkapital zur Einheit von Produktivität und Reproduktivität. Reproduktion als grundlegende Kategorie des Wirtschaftens. In: HELD, Martin u. NUTZINGER, Hans (Hrsg.): Nachhaltiges Naturkapital. Ökonomik und zukunftsfähige Entwicklung: 154-178. Campus. Frankfurt/M.-New York.

BIESECKER, Adelheid u. HOFMEISTER, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktions-theoretischer Beitrag zu Sozialen Ökologie. Oekom. München.

BIESECKER, Adelheid u. HOFMEISTER, Sabine (2009): Starke Nachhaltigkeit fordert eine Ökonomie der (Re)Produktivität. Der Beitrag des Schlüsselbegriffs Naturproduktivität zur Fundierung einer Theorie der Nachhaltigkeit. In: EGAN-KRIEGER, Tanja; SCHULTZ, Julia; THAPA, Philipp P. u. VOGET, Lieske (Hrsg.): Die Greifswalder Theorie starker Nachhaltigkeit. Ausbau, Anwendung und Kritik: 169-192. Metropolis. Marburg.

BUSCH-LÜTY, Christiane (2000): Natur und Ökonomie aus Sicht der Ökologischen Ökonomie: Eine subjektive Spurensuche. Vereinigung für Ökologische Ökonomie (VÖÖ). Beiträge & Berichte Heft 2.

BUSCH-LÜTY, Christiane (2005): Herausforderungen einer Ökologischen Ökonomie an die Wissenschaft. In: PLÖGER, Peter u. LANG, Eva (Hrsg.): Ökologische Ökonomie: eine neue Wissenschaft? Vereinigung für Ökologische Ökonomie (VÖÖ). Beiträge & Berichte Heft 5: 7-20.

COSTANZA, Robert; CUMBERLAND, John; DALY, Herman; GOODLAND, Robert u. NORGAARD, Richard (2001): Einführung in die Ökologische Ökonomik. Deutsche Ausgabe herausgegeben von ESER, Thiemo; SCHWAAB, Jan; SEIDL, Irmi u. STEWEN, Marcus. Stuttgart: Lucius & Lucius.

DALY, Herman E. (1999): Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung. Anton Pustet. Salzburg-München.

HAUFF, Volker (Hrsg.) (1987):

Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Eggenkamp. Greven.

HELD, Martin; HOFMEISTER, Sabine; KÜMMERER, Klaus u. SCHMID, Bernhard (2000):

Auf dem Weg von der Durchflussökonomie zur nachhaltigen Stoffwirtschaft. Ein Vorschlag zur Weiterentwicklung der grundlegenden Regeln. In: Gaia Heft 4/2000: 257-266.

HELD, Martin u. NUTZINGER, Hans G. (Hrsg.) (2001): Nachhaltiges Naturkapital. Ökonomik und zukunftsfähige Entwicklung. Campus. Frankfurt - New York.

IMMLER, Hans u. HOFMEISTER, Sabine (1998): Natur als Grundlage und Ziel der Wirtschaft. Grundzüge einer Ökonomie der Reproduktion. Westdeutscher Verlag. Opladen.

OTT, Konrad u. DÖRING, Ralf (2004):

Theorie und Praxis starker Nachhaltigkeit. Metropolis. Marburg. (2. Aufl. 2008).

SCHERHORN, Gerhard (2007):

Das Ganze der Arbeit. In: Lang, Eva, BUSCH-LÜTY, Christiane u. KOPFMÜLLER, Jürgen (Hrsg.): Wiedervorlage dringend: Ansätze für eine Ökonomie der Nachhaltigkeit: 98-120. oekom. München.

WICHTERICH, Christa (2002):

Sichere Lebensgrundlagen statt effizienterer Naturbeherrschung – Das Konzept nachhaltige Entwicklung aus feministischer Sicht. In: GÖR, Christoph u. BRAND, Ulrich (Hrsg.): Mythen globalen Umweltmanagements. Rio + 10 und die Sackgassen „nachhaltiger Entwicklung“: 72-91. Westfälisches Dampfboot. Münster.

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Adelheid Biesecker
Heinrich-Böll-Str. 24
28215 Bremen
bie@uni-bremen.de

Wildnisgebiete – Möglichkeitsräume für nachhaltige Entwicklung?

Potentiale von Wildnis für einen integrativen Zugang zur nachhaltigen Regionalentwicklung

Sabine HOFMEISTER



Abbildung 1: Der Beitrag geht der Frage nach, wie Wildnisgebiete dazu beitragen können, ökologische, soziale und kulturelle Entwicklungsprozesse in Gang zu bringen, ohne dass diese gezielt gesteuert würden. Ausschnitt aus einer Stadtwildnis in Berlin (Foto: Sabine Hofmeister)

Zusammenfassung

Die dem Beitrag zugrunde liegende These ist, dass Wildnis ein sozial-ökologisches und kulturelles Phänomen ist. So verstanden kann Wildnis zur nachhaltigen Entwicklung in Regionen und Städten einen Beitrag leisten. Im Rückblick auf die Umweltgutachten des Sachverständigenrats für Umweltfragen 1994 und 1996, mit denen die Umrisse deutscher Nachhaltigkeitspolitik skizziert wurden, fragt die Autorin, was das Leitbild Nachhaltige Ent-

wicklung in Bezug auf Wildnisidee und -konzept aufträgt. Wo stehen wir – gemessen daran – heute im Diskurs zu Wildnis? Die Überlegungen münden ein in die Überlegung, dass Wildnisgebiete als sozial-ökologisch offene Räume ausgestaltet wären, in denen sich – jenseits des Gegensatzverhältnisses Natur versus Kultur – ökologische, soziale und kulturelle Entwicklungsprozesse ungesteuert und integrativ zu realisieren vermögen.

Einleitung: Eine Sommergeschichte am „Lago d'oro“

Seit mehr als dreißig Jahren gibt es im oberitalienischen Valcuvia ein Agriturismo – genannt „Lago d'oro“, der „Goldene See“. Die großen Fischteiche dort ziehen die „Jäger“ an. Oft sind es solche, die werktags in Milano oder anderswo in gediegener Herrenkleidung ihren Jobs nachgehen und am Wochenende in die Valli ziehen, um ihre Söhne in die Kunst des Fischfangs einzuweisen. Die Fischzucht am „Lago d'oro“ garantiert den Jagderfolg. Die Wirtsleute bauen auf ihrem großen Gelände außerdem Obst und Gemüse an. Was Land und Teiche hergeben, verarbeiten sie auf das Feinste: Ihre hausgemachten Spezialitäten sind in der Region sehr beliebt.

Als ich mich im Sommer dieses Jahres – jene Köstlichkeiten genießend – am „Goldenen See“ aufhielt, sprach der Wirt über seine Angst: Er berichtete von den starken Stürmen im Frühsommer, von dem Tornado, der vor drei Jahren in der Region dramatische Schäden angerichtet hatte, und von faustgroßen Hagelkörnern, die wenige Tage zuvor seine Gemüsebeete heimgesucht und die Ernte vernichtet hatten (...). Er sprach davon, dass er diese extremen Wetterereignisse für „nicht normal“, ja für „unnatürlich“ hielte und dass er überzeugt sei, dass dies nur der Anfang einer Entwicklung sei, die „unberechenbar“, „unkontrollierbar“ und nicht steuerbar sei. Eine Entwicklung, die (nicht nur aus seiner Perspektive) nicht mehr rückgängig gemacht werden könne und seine sowie die Zukunft seiner Kinder und Kindeskinde ungewisslich prägen wird.

Sprach der Wirt über seine Angst vor der Wildnis?

Ja. – Was sich dort in der Natur-Kultur-Idylle am „Goldenen See“ ereignet, ist, dass die Menschen, die von und mit der Landschaft leben, die materielle Auflösung des Gegensatzverhältnisses Natur versus Kultur und Gesellschaft erleben. Ihr Erleben ist verbunden mit tief greifenden Gefühlen der Unsicherheit, der Angst und des Erschreckens über das, was unumkehrbar geschehen ist, geschieht und weiter geschehen wird: die Ausbreitung einer von Menschen (mit)hergestellten Natur, die sich unbeherrschbar zeigt und die sich als unkontrolliert und unbeherrschbar erweist. Doch dass es hier etwa (nur) um Naturereignisse geht – um eine „ursprüngliche“ Natur, die als Natur gelassen werden will, deren dynamische Entwicklung zugelassen werden soll –, das denken sie nicht. Dass Wildnis etwas sein könne, das man wollen oder nicht wollen könne, ist ebenso wenig eine Frage, die die Menschen dort beschäftigt. Als wild erlebt wird, was geschieht. Es sind die wild gewordenen gesellschaftlichen Verhältnisse als Naturverhältnisse, die bei den Menschen am „Lago d'oro“ Furcht und Erschrecken auslösen.

Fragen, die im Rahmen von Wildnisdiskursen aufgeworfen werden – etwa die nach schützenswerten Naturprozessen –, kämen den Menschen hier eher merkwürdig vor: Der Wirt vom „Lago d'oro“ fragt stattdessen sehr praktisch danach, welche Möglichkeiten es geben könnte, die Vermittlungsprozesse zwischen Gesellschaft und Natur so zu gestalten, dass sie zukunftsfähig, *nachhaltig* werden.

Und damit mündet die „Sommergeschichte“ in die hier zu erörternde Frage ein: Was hat Wildnis mit Nachhaltigkeit zu tun? Können Wildnisgebiete dazu beitragen, eine nachhaltige Entwicklung einzuleiten, zu befördern und womöglich zu verstetigen?

Diese Fragen lassen sich nicht beantworten, indem ausschließlich über Natur und Naturprozesse gesprochen wird. Kultur und Gesellschaft werden immer schon mitgedacht und mitverhandelt. Wildnisse in Nationalparks, in Kultur- oder Stadtlandschaften sind materiell-ökologische und sozial-kulturelle Phänomene (vergleiche auch HOFMEISTER 2009a).

Ausgehend von dieser Überzeugung werde ich daher zunächst das Konzept der Nachhaltigkeit kurz darstellen und die Frage aufwerfen, was es uns im Blick auf die Idee und Konzeption von Wildnis und schließlich für die Gestaltung von „wilden“ Natur-Kulturräumen aufträgt (1). In einem zweiten Schritt werde ich fragen, wo – gemessen daran – wir heute in den Diskursen zu Wildnis stehen (2). Wird Wildnis im Kontext nachhaltiger Entwicklung überhaupt diskutiert? Wenn ja, wie? Im abschließenden dritten Teil möchte ich darauf hinweisen, dass und auf welche Weise die real existierenden Wildnisgebiete in Europa – vom Nationalpark bis zur Stadtwildnis – Potentiale aufweisen, eine nachhaltige Entwicklung in den Regionen zu befördern (3).

1. Konzept Nachhaltige Entwicklung

Die wohl bekannteste Definition „Nachhaltiger Entwicklung“ stammt aus dem sogenannten Brundtland-Bericht „Umwelt und Entwicklung“ (HAUFF 1987) und sagt sinngemäß, dass wir unser Leben in der Gegenwart so einrichten sollen, dass künftige Generationen die gleichen Chancen haben, ihre eigene Entwicklung zu gestalten.

Nachhaltigkeit ist also ein *normatives* Leitbild: Es stellt die *Gerechtigkeit* in den Vordergrund und zwar über die Gegenwart hinaus generationenübergreifend. Nachhaltige Entwicklung ist mithin in der *Zeit* verortet.

Das zweite normative Kernelement der Nachhaltigkeit ist das *Integrationsgebot*: Nachhaltige Entwicklung meint eine Entwicklung, in der ökologische, sozial-kulturelle und ökonomische Entwicklungen einer Gesellschaft „im Einklang“ sein sollen – das heißt, dass sie aufeinander bezogen, integrativ anzulegen sind. Dieses dem Leitbild eigene Postulat ermöglicht eine Perspektiverweiterung auf jede der

drei Dimensionen: Ökologische Entwicklungsziele dürfen sich, wenn sie mit ökonomischen und sozialen Zielen verbunden werden sollen, nicht erschöpfen in der Forderung nach Schutz der Natur und der Umwelt. Ökonomische Entwicklungsziele dürfen sich nicht erschöpfen im Prinzip der Gewinnmaximierung oder der Steigerung der gesellschaftlichen Geldwertschöpfung, wenn sie mit sozialen und ökologischen Zielen verbunden werden sollen. Und schließlich soziale Entwicklungsziele dürfen nicht verharren im Blick auf den Erwerbsarbeitsmarkt, sondern müssen die soziale Lebenswelt insgesamt in ihren kulturellen Kontexten im Auge haben. Wenn also die drei „Säulen“ der Nachhaltigkeit nicht mehr isoliert, sondern jeweils in Beziehung auf die anderen betrachtet werden, schält sich ein erweitertes Bild davon heraus, was Ökonomie, was Soziales und was Natur ist. Doch laufen ökologische, sozial-kulturelle und ökonomische Entwicklungen in verschiedenen Zeitregimen, nach unterschiedlichen Zeitmustern und in verschiedenen Zeitskalen ab. Soll eine integrative Entwicklung, wie sie mit dem Leitbild der Nachhaltigkeit postuliert wird, realisiert werden, bedeutet dies, dass verschiedene Zeiten miteinander koordiniert und aufeinander abgestimmt werden müssen. Es geht um die Vermittlung von gesellschaftlichen und ökonomischen Zeitmaßen mit den Rhythmen der Natur (vergleiche unter anderem HELD u. KÜMMERER 2004). Nachhaltige Entwicklung ist damit verortet nicht nur in der (linearen) Zeit, sondern in vielfältigen Zeiten. Mit dem Leitbild Nachhaltigkeit ist ein *Vermittlungsauftrag in Zeiten* verbunden.

Dieser Gedanke ist zentral in die deutsche Nachhaltigkeitspolitik eingeflossen. Im Blick auf die beiden ersten Gutachten des Sachverständigenrats für Umweltfragen (SRU 1994 u. 1996), die sich dem Nachhaltigkeitskonzept und seiner politischen Umsetzung in Deutschland auseinandergesetzt haben, wird deutlich, auf welche Weise:

Bemerkenswert aus heutiger Sicht scheint, dass im Umweltgutachten von 1994 Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und Dynamik vor allem bezogen auf das *ökonomische System* thematisiert werden (SRU 1994, Tz. 119-122, 76 f.). Die ökonomische Entwicklung wird konzeptualisiert als eine dynamische, komplexe und eigengesetzlich verlaufende Entwicklung. Kritisch merken die Gutachter hierzu an, dass der ökonomische Fortschrittsprozess im Blick auf seine ökologischen Folgen weitgehend ungesteuert verlaufen würde (SRU 1994, Tz. 8, 46). Dies veranlasst sie, nachhaltiges Wirtschaften in der Vorstellung von einer „zirkulären Ökonomie“ zu verankern (SRU 1994, Tz. 11, 47). Gemeint ist damit eine Ökonomie, die eingebunden bleibt in die Stoffkreisläufe der Natur, deren Funktionen sie zu erhalten und zu erneuern versteht.

Die Konzeption von *Natur*, wie sie im 1994er Umweltgutachten zum Ausdruck kommt, ist dagegen

eine noch eher schillernde: Kategorien zur Beschreibung von Naturprozessen, wie „ökologisches Gleichgewicht“ und „Stabilität“ oder auch die Diversitäts-Stabilitäts-Theorie werden zwar kritisch reflektiert (SRU 1994, Tz. 100, 72 u. Tz. 101, 72 f), aufgegeben werden sie jedoch nicht. Vorsichtig erst deutet sich hier die Konzeption einer zeitlichen, prozesshaften Natur an: Zum Beispiel dort, wo der Rat die Regenerationsfähigkeit, die Elastizität und die Zeitskalen ökologischer Prozesse in den Vordergrund stellt (SRU 1994, Tz. 102-105, 73). Nachhaltigkeitspolitisch entwickelt er daraus die Forderung, dass: „... (b)ei der Ermittlung der Belastbarkeit eines bestimmten ökologischen Systems gegenüber bekannten Belastungsfaktoren das Finden geeigneter Zeitmaße besondere Aufmerksamkeit (verdient), was in der Vergangenheit in vielen Fällen vernachlässigt wurde...“ (SRU 1994, Tz. 105, 73). Denn, so heißt es weiter: „In der mosaikartigen Verteilung unterschiedlicher Lebensräume liegt die räumliche, in der Entwicklungsdynamik der ökologischen Systeme die zeitliche Vielfalt.“ (a.a.O., Tz. 109, 74) Jene zu beachten – und mithin der Komplexität ökologischer Systeme Rechnung zu tragen – sei ein wesentlicher Aspekt bei der Bestimmung der „*Tragekapazität*“ der natürlichen Umwelt, an der ökonomische und soziale Entwicklungen auszurichten seien (SRU 1994, Tz. 11, 47). Tragekapazität und Belastungsgrenzen erscheinen hier jedoch als etwas Gegebenes – eben als *naturgegeben* –, nicht etwa als etwas, das durch die Gesellschaft (mit)entwickelt und stetig erneuert werden muss.

Entsprechend dieser Auffassung von den Gesellschaft-Natur-Verhältnissen wird *Retinität* (Vernetzung) durch die Gutachter als Schlüsselkategorie nachhaltiger Entwicklung gesetzt (SRU 1994, Tz. 8, 46). Sie wird als die entscheidende „Bestimmungsgröße in der Mensch-Natur-Beziehung“ (a.a.O., Tz. 36, 54) herausgearbeitet. Das Integrationsgebot nachhaltiger Entwicklung wird hier ernst genommen, es wird jedoch einseitig ausgelegt: Die dynamischen Prozesse in Ökonomie und Gesellschaft gilt es anzupassen an die begrenzten Kapazitäten, die die ökologische Natur vorhält und vorgibt: „Es geht um die Frage der Stimmigkeit im Verhältnis von Mensch und Natur als ganzer, um die Rückbindung der menschlichen Kulturwelt – mitsamt der Dynamik der sie bestimmenden Wirtschaft – in das tragende Netzwerk (...) (der) Natur. Der Umweltrat ist der Auffassung, daß das zentrale Stichwort hierfür (...) „Gesamtvernetzung“ oder (...) *Retinität* (heißt).“ (SRU 1994, Tz. 36, 54) Die ökologische Natur erscheint als das „tragende Netzwerk“, in das sich Gesellschaft und Ökonomie „einzubetten“ hat, dessen vorgegebene und konstante Kapazität den gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungsprozessen Grenzen setzt. Deren (destruktive) Dynamik gilt es, angesichts der restriktiven, naturgege-

benen Rahmenbedingungen zu bändigen und zu zähmen.¹⁾

Zwei Jahre später, im Umweltgutachten 1996, konkretisiert der Sachverständigenrat seine Vorstellungen zur Umsetzung der Leitidee „Retinität“: Unter Rückgriff auf die Arbeiten der Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt“ (1994) hebt er hervor, dass „...eine dauerhaft-umweltgerechte Entwicklung (...) die Abstimmung der Zeitmaße anthropogener Eingriffe mit denen natürlicher reaktiver Prozesse (erfordere).“ (SRU 1996, Tz. 17, 54). „Das Zeitmaß anthropogener Einträge beziehungsweise Eingriffe in die Umwelt muß im ausgewogenen Verhältnis zum Zeitmaß der für das Reaktionsvermögen der Umwelt relevanten natürlichen Prozesse stehen.“ (ENQUETE-KOMMISSION 1994, 32 zitiert nach SRU a.a.O.).

Über die sogenannten Managementregeln zum Umgang mit Stoffen gelingt es nun, die Vorstellung von einer „zirkulären Ökonomie“ stoffpolitisch zu verankern: Der Vermittlungsauftrag, durch den eine integrierte Entwicklung von Gesellschaft, Ökonomie und Natur ermöglicht werden kann, wird eingelöst durch eine *Stoffpolitik*, die die Stoffaustauschprozesse zwischen Gesellschaft und Natur nachhaltig zu steuern versteht (SRU 1996, Tz. 13, 18). Entlang der ökologischen Zeitmaße wird ökonomische Entwicklung gestaltet. Eine ungesteuerte, „wilde“ ökonomische Entwicklung widerspricht der Vorstellung von einem nachhaltigen Wirtschaften.

Zugleich wird jedoch im 1996er Umweltgutachten *Natur* konsequent als dynamisch, als eine zeitliche Natur konzeptualisiert: Prozesshaftigkeit, Dynamik und Resilienz ökologischer Systeme stehen im Mittelpunkt der Ausführungen der Gutachter zur ökologischen Nachhaltigkeit. Deutlich wird dies vor allem anhand der hier formulierten Empfehlungen zur *Naturschutzpolitik*: Mit Verweis auf die Eigendynamik der Natur²⁾ wird Naturschutz nun um den Prozessschutz erweitert (SRU 1996, Tz. 251, 124). Doch geht der Sachverständigenrat an dieser Stelle weiter: Naturschutz wird als *Naturhaushaltsschutz* konzeptualisiert und explizit auf die gesamte Fläche – auch auf die genutzten Flächen – bezogen (SRU 1996, Tz. 245, 122 f.). Die zentrale Empfehlung geht dahin, die Trennung von Schützen und Nutzen des Naturhaushalts zu überwinden: Naturschutzziele sollen auf die gesamte Umwelt bezogen und die Nutzer/innen in

die Zielfindung und Realisierung eingebunden werden (SRU 1996, Tz. 248, 123).³⁾

Mit dem Umweltgutachten 1996 wird also, indem mit dem Konzept Naturhaushaltsschutz ein „flächendeckendes“ Naturschutzverständnis entwickelt und postuliert wird, die trennende Vorstellung von einer schützenswerten (Ideal)Natur auf der einen und von einer genutzten und vernutzten (Ressourcen)Natur auf der anderen Seite aufgegeben. An deren Stelle werden auf der einen Seite die Konzeption Naturhaushaltsschutz auf Basis *abgestufter Nutzungsintensitäten* entwickelt und auf der anderen Seite eine *stoffpolitische Steuerung* und Gestaltung menschlicher Eingriffe in den Naturhaushalt empfohlen. Die Vermittlungsprozesse zwischen Gesellschaft und Natur rücken damit in das Zentrum deutscher Nachhaltigkeitspolitik.

Die Politik wird dem im Leitbild Nachhaltige Entwicklung verankerten Postulat *integrativer* Entwicklung in umfassender Weise gerecht – und zwar, indem dieses Postulat um die *Integration von Nutzen und Schützen* der Natur erweitert wird. In den frühen nachhaltigkeitspolitischen Konzepten werden ein in Zeiten differenzierendes Verständnis von Natur und Naturprozessen sowie die Frage nach der zeitlichen Reichweite ökonomischer und gesellschaftlicher Prozesse zentral.

Der Begriff „Wildnis“ spielt in diesen frühen nachhaltigkeitspolitischen Strategien dagegen keine Rolle. Er findet in beiden Umweltgutachten keine Verwendung. Dennoch lassen sich die Gutachten so lesen, dass sich der nun beginnende Wildnisdiskurs hier schon vorbereitet: Indem Zeitlichkeit, Dynamik und Prozesshaftigkeit von Natur in den Vordergrund rücken und im 1996er Gutachten zu einer Schutzkategorie geraten, wird der Blick auf das, was unter „Wildnis“ verstanden wird, geöffnet. Doch was der SRU eingebettet in *Nachhaltigkeitspolitik* und auf der Grundlage eines *Vermittlungsverhältnisses* zwischen Gesellschaft und Ökonomie mit Natur thematisiert, wird in den späteren Diskussionen um Wildnis und Wildnisgebiete in Deutschland und Europa von nachhaltiger, integrativer Entwicklung losgelöst: Wildnis- und Prozessschutz werden zu den zentralen Kategorien einer ausschließlich auf ökologische Prozesse und deren Schutzwürdigkeit gerichteten *Naturschutzverständnisses*. Mit Wildnis ist „Natur pur“ gemeint.

¹⁾ Dieses Gesellschaft-Natur-Verständnis entspricht dem der Ecological Economics, wie es insbesondere von Herman DALY (1999) entwickelt worden ist, und in den deutschen Nachhaltigkeitsdiskurs Eingang gefunden hat (vergleiche auch BIESECKER in diesem Band).

²⁾ Die Konzeption einer eigendynamischen Natur wird insbesondere der Forderung, auf 5% der Landesfläche Deutschlands „Naturentwicklungsgebiete“, die dem „Totalschutz“ unterliegen, einzurichten, zugrunde gelegt (SRU 1996, Tz. 251, 124). Vergleiche dazu auch bereits SRU 1994, Tz. 466, 183.

³⁾ Allerdings wird das Trennungsverhältnis Schutz- versus Nutznatur durch den Sachverständigenrat gleichzeitig erneuert, indem er das Integrationsgebot einseitig auslegt: Während Schutzziele überall integriert werden sollen, gilt dies für menschliche Nutzungen gerade nicht. Hiervon sind 5% der Landesfläche bewusst auszunehmen.

Wildniskonzepte zielen auf eine vermeintlich nur *natürliche* Entwicklung ab – eine Entwicklung, die die Menschen ausschließt, statt sie aktiv einzubeziehen⁴⁾.

Wo also stehen wir heute im Diskurs über Wildnis?

2. Konzept Wildnis

Inzwischen hat es der Wildnisbegriff auch in Deutschland in die höchstrangigen Dokumente zur Naturschutzpolitik geschafft: Auf mindestens 2% der Landesfläche sollen bis 2020 Wildnisgebiete, in denen sich Natur „wieder nach ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickeln (kann)“, entstanden sein, so das in der deutschen Nationalen Strategie zur Biodiversität erklärte Ziel der Bundesregierung (BMU 2007, 40). Eine Begründung dafür, dass Wildnis und Prozessschutz zur Erhaltung oder zur Verbesserung von Biodiversität beitragen könnten, ist in das Dokument nicht eingegangen. Tatsächlich fehlt nach wie vor gesichertes Wissen über den Zusammenhang von Prozessschutz beziehungsweise Wildnisentwicklung und Artenvielfalt.

Auch ist in der Nationalen Strategie zur Biodiversität (BMU 2007) eine explizite Definition von „Wildnis“⁵⁾ nicht vorgenommen worden. Charakterisiert werden Wildnisgebiete dadurch, dass sie „frei von menschlicher Einflussnahme“ sind und natürliche Prozesse dort „ungestört“ ablaufen (BMU 2007, 40 f). Zugleich werden als potentielle Wildnisgebiete – außer Hochgebirgsflächen, Meeresküsten und Mooren – auch Bergbaufolgelandschaften und Truppenübungsplätze (a.a.O.) genannt. Dass sich *natürliche* Prozesse „ungestört“ auf nachhaltig veränderten Flächen – also in *künstlichen Ökosystemen* – ereignen, scheint in der Strategie widerspruchsfrei, mindestens findet der gewählte theoretische Zugang zur Definition von „Natürlichkeit“ in diesem Kontext keine Erwähnung. Ebenso wenig wird klar gestellt, in welchem Verhältnis das Postulat einer „ungestörten“ Entwicklung „frei von menschlichen Einflüssen“ zu den an anderer Stelle angesprochenen anthropogenen Einflüssen steht: zum Beispiel zu „*flächendeckenden* diffusen Stoffeinträgen“ (BMU 2007, 54 ff.), wie Schwermetalle, persistente organische Stoffe (POP), Hormone oder hormonähnliche



Abbildung 2: Auch wenn sich „alte“ Wildnis wie zum Beispiel Waldökosysteme in Nationalparks von „neuen“ Wildnissen wie zum Beispiel Stadt- und Industriebrachen von ihren ökologischen Standortqualitäten stark unterscheiden, so ist ihnen ihre Referenz auf Zeit und Zeitlichkeit gemeinsam. (Foto: Sabine Hofmeister)

Stoffe, oder auch zum *Klimawandel* (BMU 2007, 55 ff.). Hierzu wird zwar auf ubiquitäre Veränderungen in der Verteilung der Arten, der genetischen Ausstattung und Strukturen von Ökosystemen verwiesen. Der Bezug zu Wildnis – verstanden als ein von Menschen unbeeinflusster und ungestörter Natur(raum) – ist jedoch nicht hergestellt worden.

Der Blick auf jene Räume, die in Deutschland als Wildnisgebiete bezeichnet und als solche wahrgenommen werden, zeigt, dass es sich hierbei materiell und ökologisch um sehr verschiedene Räume handelt: So gibt es „alte“ Wildnisse, wie zum Beispiel Waldökosysteme in Nationalparks, und „neue“ Wildnisse, wie Stadt- und Industriebrachen⁶⁾. Entlang ihrer (vermeintlichen) Natürlichkeit⁷⁾ bezie-

⁴⁾ Zu den Folgen eines derart engen Verständnisses von Wildnis für betroffene Bevölkerungsgruppen vergleiche HÖCHTL und BURKHART 2002.

⁵⁾ Auf europäischer Ebene wird die Notwendigkeit, Wildnis zu definieren, explizit benannt: In der Entschließung des Europäischen Parlaments zu der Wildnis in Europa (2008/2210 (INI)) wird die Europäische Kommission aufgefordert, den Begriff „Wildnis“ zu definieren und dabei Aspekte wie Ökosystemleistungen, Schutzwert, Klimawandel und nachhaltige Nutzung zu berücksichtigen (EUROPÄISCHES PARLAMENT 2009).

⁶⁾ In der Stadtökologie werden „alte“ von „neuen“ Wildnissen unterschieden. So zeigt bspw. KOWARIK (2005, 15), dass urbane Waldökosysteme mit Urwäldern in Bezug auf das ihnen eigene Selbstregulierungspotenzial gleichwertig sind. Beide können auf Basis dieses Verständnisses als „Wildnis“ angesprochen werden. Diese Argumentationslinie weist prinzipiell schon über das Gegensatzverhältnis von Natur zu Kultur/ Gesellschaft hinaus.

⁷⁾ Die Trennlinie zwischen „natürlichen“ und anthropogen veränderten Ökosystemen wird mit dem Einsetzen der industriellen Revolution ab 1750 angelegt (JESSEL 1997 auf IUCN 1994). Jessel weist darauf hin, dass und wie weit diese Definition deutlich vom westlichen Kulturkreis beeinflusst ist.

hungsweise entlang der Intensität anthropogener Einflüsse (Hemerobiestufen⁸⁾) werden „erste“ und „zweite“ Wildnisse voneinander unterschieden.

Im Blick auf ihre naturräumlich-ökologischen Standort- und Lebensraumqualitäten unterscheiden sich diese Gebiete ebenso stark voneinander wie in Bezug auf ihre Lage und Größe. Was sie jedoch konzeptionell miteinander verbindet, ist die Referenz auf *Zeit* und *Zeitlichkeit*. Als gemeinsame Merkmale werden Wildnisprojekten Prozessualität, Dynamik, zukunfts offene, nicht gerichtete natürliche Entwicklung zugeschrieben. Überall finden wir die Referenz auf „Natürlichkeit“. An Stelle eines natürlichen, anthropogen unbeeinflussten Zustands der Natur tritt nun die Rede von der „natürlichen Selbstregulierung“ der Ökosysteme.

Damit bleibt das Dilemma aber dasselbe: Denn inzwischen muss davon ausgegangen werden, dass die Dynamik und Entwicklung ökologischer Lebensräume materiell und ökologisch von sozio-kulturellen und ökonomischen Entwicklungsprozessen nicht (mehr) zu trennen ist. Damit verliert der Verweis auf „Natürlichkeit“ – ob er nun auf *Zustände* von Natur oder auf *Naturprozesse* bezogen wird – an Substanz. Mindestens taugt er für die Bewertung ökologischer Standorte im Blick auf deren Schutzwürdigkeit nicht. Selbstregulationspotenziale bezeichnen die Fähigkeit von Ökosystemen, sich in einer hybriden Entwicklung – in den ineinander verwickelten ökologischen, sozialen und ökonomischen Prozessen – zu behaupten. Wird natürliche Selbstregulationsfähigkeit der Begründung des Prozessschutzes und der Wildnis zugrunde gelegt, schält sich eine wissenschaftlich ökologische Zwitterposition heraus: Einerseits ermöglicht die Kategorie Wildnis in diesem Verständnis, alle möglichen vorfindbaren „Naturen“ als Natur zu akzeptieren. Andererseits jedoch wird auch die Vorstellung von einer „natürlichen“ Natur noch bedient. Einerseits weist diese Argumentationslinie also schon über das Trennungsverhältnis Natur versus Gesellschaft hinaus. Andererseits kann auf dieser Basis das behauptete Trennungsverhältnis wiederum reproduziert werden. Damit wird die Grundannahme der Moderne über ihre gesellschaftlichen Naturverhältnisse – das Trennungsverhältnis Kultur versus Natur – erneuert.

Sich selbst und *nur* aus sich selbst heraus organisierende, regulierende und entwickelnde natürliche Prozesse gibt es jedoch ebenso wenig wie einen nicht beeinflussten Naturzustand. Indem die vormals statische Naturkonzeption des Naturschutzes abgelöst und ersetzt wird durch eine dynamische, ist das Problem, dass das Gegensatzverhältnis zwischen Natur und Kultur/Gesellschaft durch die industrielle Entwicklung hindurch mehr und mehr aufgebrochen

wird, nicht aufzulösen. Solange sich Naturschutz auf dieses Gegensatzverhältnis beruft, steht die Glaubwürdigkeit naturschutzfachlicher Bewertungen auf dem Spiel.

Doch dass sich dieser Umbruch ökologischer Naturkonzepte in einer Zeit vollzieht, in der wir uns gerade über die Globalität und Irreversibilität der durch uns (mit)produzierten „Naturen“ bewusst zu werden beginnen, ist bemerkenswert. Mag es also historisch kulturelle Gründe dafür geben, dass sich der Naturschutz nun der *Zukunftskategorien* „Prozess“, „Entwicklung“, „Wandel“ bedient, und diese in *Schutzkategorien* verwandelt? (Vergleiche auch POTTHAST 2004 u. Schuster in diesem Band.) Tritt die Idee von einer schützenswerten Natur womöglich immer dann und dort auf, wo es etwas als *Natur* schon nicht mehr gibt? (LATOURE 2001, 88 mit Verweis auf Hans Jonas)

Auch die dem Wildnisschutz zugrunde gelegte Konzeption einer sich wandelnden, dynamischen und freien Natur trägt mithin dazu bei, das Trennungsverhältnis Natur versus Nicht-Natur (Kultur/Gesellschaft) wach zu halten und zu festigen. Selbstregulation und Dynamik werden als Eigenschaften der Natur ausgewiesen – und zwar, ohne dass die anthropogenen Anteile, die in die Entwicklung ökologischer Systeme prinzipiell (mit)eingehen, diese (mit)verändern und (mit)gestalten, mitgedacht werden. Damit werden die gesellschaftlichen Naturverhältnisse der Gegenwart geleugnet. Würde dagegen zugestanden, dass auch *Wildnis* KulturNatur ist und dass sie sich als solche entwickelt, ließe sich Wildnisschutz allein mit Verweis auf die materielle und ökologische Natur kaum noch rechtfertigen.

Es scheint, dass im *naturschutzpolitischen* Diskurs zu Wildnis und Wildnisschutz viele Fragen noch offen sind:

- Wie kann die Kategorie „Wildnis“ in der Definition der IUCN für Europa „übersetzt“ werden? Lässt sie sich überhaupt auf europäische Verhältnisse übertragen (vergleiche VICENZOTTI in diesem Band)?
- Lässt sich vor dem Hintergrund des anthropogen verursachten Klimawandels und der ubiquitären Verbreitung von Chemikalien in der Umwelt die Rede von einer „unberührten“ Natur noch verstehen? Wenn ja: Besteht tatsächlich die Chance, Wildnis in dieser Bedeutung irgendwo zu entwickeln oder/und ihre Entwicklung zuzulassen?
- Wenn nein: Was kann „Wildnis“ jenseits dieser Auffassung von einer „menschenfreien“, unbeeinflussten Natur für die Europäer/innen im 21. Jahrhundert bedeuten?

Zuspitzend ließen sich diese Fragen so formulieren: Was kann „Wildnis“ leisten, wenn sie aus dem en-

⁸⁾ Unter Hemerobie wird die anthropogene Abweichung eines Objekts von einem durch Selbstregulation gekennzeichneten Zustand verstanden.

gen Verständnis naturschutzfachlicher und ökologischer Begründungen entlassen würde? Was könnte neu gedacht werden, wenn „Wildnis“ als das begriffen würde, was sie tatsächlich ist: als ein *sozial-ökologisches* und *kulturelles* Phänomen?

Weshalb entwickeln Wildnisidee und Wildniskonzepte offenbar eine große Anziehungskraft für viele Menschen in den westlichen Industriegesellschaften Europas? Die Studie von Nicole BAUER (2005) und die Arbeiten von Franz HÖCHTL und Bettina BURKHART zum „Val Grande“ (2002) weisen deutlich auf die kulturelle und symbolische Dimension der Wildnis hin: Als „wild“ wahrgenommen werden sowohl vermeintlich unberührte, naturnahe Gebiete als auch durch Menschen (mit)erzeugte „Naturen“ – also Brachflächen und Lebensräume, die bislang als Abfallprodukte der Industriegesellschaft (HAUSER 2001) kaum Wertschätzung erfuhren. Zeugnisse vergangener Nutzungen, „Verlassenes“, „Trostloses“ werden ebenso mit Wildnis assoziiert, wie eine scheinbar „intakte Natur“ (HÖCHTL u. BURKHART a.a.O.). Wildnis scheint also immer schon auf Natur *und* Kultur und auf deren *gemeinsame* Entwicklungsprozesse zu verweisen.

Offenbar geht es bei der neuen Wertschätzung von Wildnis um weit mehr als nur um eine „freie“, unverfügbare *Naturentwicklung*. Womöglich geht es gar um Freiheit und Unverfügbarkeit in den *Beziehungen* zwischen Menschen und Natur? Vor dem Hintergrund der sich gegenwärtig ereignenden grundlegenden Veränderungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse wäre dies immerhin denkbar.

Wildnis entsteht als eine „physische und symbolische *Gegenwelt*“ – als das Gegenüber, das Andere zur Gesellschaft und ihrer Ordnung – als ein Symbol für (schreckliches) Chaos *und* für (ersehnte) Freiheit, wie Thomas KIRCHHOFF und Ludwig TREPL (2009, 22 ff., 43 ff.) es beschreiben.

Hat Wildnis als etwas raum-zeitlich Unverfügbares und Nicht-Verfügbares vielleicht auch einen visionären, gar utopischen Kern? Werden wir uns im Erleben der Wildnis nicht geradezu bewusst über das, was wir nicht kennen, nicht kontrollieren und nicht steuern und nicht bewusst gestalten können – eben über das, was jenseits des Verfügbaren liegt?

Der Philosoph und Theoretiker der Naturästhetik Martin SEEL (2009, 27) schreibt: „Wir verfügen weder über die Welt noch über uns selbst. Denn im Herzen aller Verfügung, und nur dort, liegt das Unverfügbare. Es ist weder Begleiterscheinung noch sonst bloß Erscheinung; es ist eine Quelle aller wirksamen Leistung. (...) Bestimmend zu sein heißt, im Unbestimmten zu sein. Bestimmen ist Begrenzen und damit selber begrenzt.“

In der *Verfügung* – und nur dort – liegt das *Unverfügbare*. In der totalen gesellschaftlichen Durchdringung der äußeren Natur liegt die „wilde Natur“. Dies

könnte ein Schlüssel zum Verständnis des „Booms“ sein, den die Wildnisidee gegenwärtig erfährt – weit über den Naturschutz hinaus.

3. Wildnis als Möglichkeitsraum für eine nachhaltige Entwicklung?

In der Frage, ob und inwiefern Wildnisse Möglichkeitsräume für nachhaltige Entwicklungsprozesse eröffnen, mag es also sinnvoll sein, die Täuschung, dass es sich bei „Wildnis“ um eine (noch) existierende und/oder wiederherstellbare Realnatur handeln könnte, aufzugeben und die Frage zu wenden: Lässt sich der in Mitteleuropa in der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert in Gang gekommene Wildnisdiskurs womöglich besser verstehen, wenn dieser Diskurs als ein historisch kulturelles Ereignis verstanden wird, das für einen grundlegenden Wandel in den Gesellschafts-Natur-Beziehungen der Industriegesellschaft steht?

Wie kaum ein anderer verweist der Begriff „Wildnis“ symbolisch auf die *Differenz* zwischen Natur und Kultur/ Gesellschaft – eine Differenz, die materiell in Auflösung begriffen ist. „Wildnis“ steht für etwas abstrakt Werdendes, ist ein kultureller Verweis auf Unzeitgemäßes, Vergangenes und Erlöschendes.

Aber ausgerechnet diese Differenz wird geltend gemacht in einer Zeit, in der das „Naturthema“ in der Gesellschaft eine völlig neue Gestalt anzunehmen beginnt: Nun sind es nicht mehr vereinzelte ökologische Problemlagen, die als vorläufige, raum-zeitlich begrenzte „Umweltprobleme“ erscheinen, wie noch zu Beginn der 1970er Jahre als Natur zu einem politischen Gegenstand avancierte, der in die Konzeption von Umweltschutz einmündete. Inzwischen sind es vielmehr nicht gewollte „Naturen“, die als Ergebnis nicht nachhaltiger Wirtschafts- und Lebensweisen verstanden werden und als solche zum Gegenstand globaler politischer Anstrengungen, wie dem Klimaschutz, geworden sind. Es sind die Resultate einer Entwicklung, in deren Folge ökologische Zustände und Prozesse generiert worden sind – irreversibel und global. Am Beispiel Klimawandel zeigt sich deutlich, dass das sogenannte Umweltproblem – bislang noch als ein isolier- und überschaubares Problem verstanden – nunmehr andauernde Realität wird. Durch nationale, sektorale Politiken und mit vereinzelt Schutzkonzepten wird dieses Problem nicht mehr zu bewältigen sein (vergleiche auch HOFMEISTER 1997). Die sozial-ökologische Krise hat uns in eine „Natur“ – besser: in „Naturen“ – hineingeführt, die die gesellschaftlichen Verhältnisse von nun an dauerhaft prägen werden (vergleiche auch HOFMEISTER 2009b).

Wie fügt sich die Wildnisidee in diese Entwicklung ein?

(Mindestens) in Mitteleuropa wird mit „Wildnis“ zweierlei transportiert: Zum einen wird die *erste*, „ursprüngliche“ Natur, in der man noch die Reste



Abbildung 3: Wildnisgebiete sind Räume, die aus dem unmittelbaren ökonomischen Verwertungsprozess entlassen worden sind. Wir gestehen diesen Räumen *Zeit* zu, und ermöglichen damit das Zusammenwirken verschiedener *Zeiten* in ihrer Vielfältigkeit. Jenseits der gesellschaftlichen Ordnung des Verfügens über die Natur entsteht hier etwas wie eine chaotische und freie „Natur“. Im Bild eine Stadtbrache in Berlin. (Foto: Sabine Hofmeister)

von Urlandschaft zu entdecken glaubt, symbolisch in Wert gesetzt. Zum anderen werden „neue“ Wildnisse erfunden: zum Beispiel Stadtwildnisse, Wildnisse in Bergbaufolgelandschaften und auf Truppenübungsplätzen. In dieser doppelten Verankerung entfaltet der Wildnisbegriff tatsächlich eine überaus wirkmächtige *symbolische* Kraft: Als „alte“ steht Wildnis für das, was jetzt als irreversibel verloren erfahren wird. Und zugleich steht Wildnis als „neue“ schon für ein neues Verhältnis der Gesellschaft nun nicht mehr zur Natur, sondern *in* „Naturen“. Indem erste und zweite Naturen als „Wildnis“ angesprochen und als schützenswert betrachtet werden, wird eine *doppelte* symbolische Natur generiert: Die neue Industrienatur vermag als Wildnis wie die alte Urnatur zu erscheinen. Beide Naturtypen können positiv wahrgenommen, in Wert gesetzt und ästhetisch geschätzt werden. Wildnis wird mithin zweifach zur symbolischen Schutznatur der Gegenwart: als Verweis auf die Natur hinter uns *und* auf „Naturen“ vor uns.

Doch wird im Blick auf „Wildnis“ eben auch deutlich, dass dem Zulassen und Inwertsetzen des *Unverfügt*en eine enorm produktive Funktion im Kontext der gerade stattfindenden sozial-ökologischer Transformationsprozesse zukommt: Wildnisgebiete sind Räume, die aus dem unmittelbaren ökonomischen Verwertungsprozess entlassen worden sind. Wir gestehen diesen Räumen *Zeit* (in der Bedeutung von relativer Dauerhaftigkeit) zu, und ermöglichen damit das Zusammenwirken verschiedener *Zeiten* in ihrer Vielfältigkeit. Jenseits der gesellschaftlichen Ordnung des Verfügens über Natur entsteht hier tatsächlich etwas wie eine chaotische und freie „Natur“ (KIRCHHOFF u. TREPL a.a.O.).

Sinnlich werden Wildnisgebiete als *andere* Räume⁹⁾ wahrgenommen – Räume, die das Erfahren von Vielfältigem und Widersprüchlichem ermöglichen. Hier können sowohl Erinnerungen an vergangene wie auch Überraschungen in Bezug auf künftige gesellschaftliche Naturverhältnisse erlebbar werden. Damit werden Wildnisgebiete zu Illusions-, Kompensations- und zu Reflexionsräumen über Gesellschafts-Natur-Beziehungen. Weil wilde Räume nicht bewusst, nicht planvoll und intentional auf bestimmte Nutzungen hin gestaltet werden – und weil ihre Entwicklung nicht direkt gesteuert wird –, sind es *offene* Räume. Offen für alle Formen *hybrider* Ent- und Verwicklungen zwischen Natur *und* Gesellschaft.

„Wildnis“ zulassen bedeutet, dass Räume und Zeiten aus dem unmittelbaren ökonomischen Verwertungsprozess herausgenommen werden – und zwar nicht, weil wir es müssen (und nicht nur solange, wie wir es müssen), sondern weil wir es gesellschaftlich so *wollen*. Indem die Gesellschaft sich für das Zulassen von „Wildnis“ entscheidet, vergewissert sie sich zugleich über die Begrenztheit des Bestimmten (SEEL a.a.O.) – über das Unverfügte, über Unsicherheiten, Ungewissheiten und das chaotisch Freie in den Beziehungen zwischen Natur und einer Gesellschaft, die sich über die totale Verfügung über Natur zu vergewissern begonnen hat.

Allerdings kann dies nur zum Tragen kommen, insofern *nicht Schutzzwecke* an die Stelle der ökonomischen Verfügungsgewalt treten: Wo entweder Menschen oder bestimmte nicht menschliche Wesen, wie Wölfe, Bären oder Luchse, generell aus diesen offenen Räumen ausgeschlossen werden – oder, wo etwa der Schutzzweck sich auf die Natur bezieht *und* vor der Natur meint, also beides ausschließt, und sich „Wildnis“ mithin in eine doppelte Sicherheitszone verkehrt –, dort kann das Unverfügte nicht erfahren werden. Wo jedoch auf Restriktionen und Gängelungen verzichtet werden darf, werden Wildnisgebiete zu *sozial-ökologisch* offenen Räumen. Wegen der (relativen) Dauerhaftigkeit, die wir nicht intendierten und nicht gerichteten Prozessen hier einzuräumen bereit sind, vermögen Wildnisgebiete vielfältige Funktionen auszubilden: ökologische, ökonomische, kulturelle und soziale.

In *ökologischer* Hinsicht weisen diese Gebiete eine (relativ) große Variabilität und Vielfalt räumlicher und zeitlicher Strukturen¹⁰⁾ auf. Dadurch wird die Flexibilität und mithin die Anpassungsfähigkeit der ökologischen Systeme erhöht. Durch das Zusammenwirken von Arten auf unterschiedlichen Raum- und Zeitskalen nimmt die *Resilienz* zu, die Freiheitsgrade und Elastizität der Ökosysteme im Umgang mit Wandel und Überraschungen werden erweitert (HOLLING 1986).

⁹⁾ Vergleiche dazu den Foucaultschen Begriff „Heterotopie“ (FOUCAULT 1990/1967).

¹⁰⁾ Zur Bedeutung „polyrhythmischer Strukturen“ für Nachhaltigkeit vergleiche HELD u. KÜMMERER (2004, 128 ff.).

Wenn Wildnisgebiete nicht allein Naturschutzzwecken dienen, sich also für nicht gesteuerte soziale und kulturelle Prozesse öffnen, könnten sie zu Experimentierräumen¹¹⁾ für *nachhaltige* Entwicklungswege werden. Weil das Konzept Nachhaltigkeit auf integrative Entwicklung gerichtet ist, erfordert es eine *Kultur der Resilienz*. Nachhaltige Entwicklung fordert dazu auf, die vier Entwicklungsdimensionen – ökologische, ökonomische, soziale und kulturelle Entwicklung – aufeinander bezogen zu gestalten. In sozial-ökologisch offenen Räumen, wie Wildnisgebiete es sein können, werden sich auf Basis der Variabilität und Vielfalt ihrer Funktionen solche integrativen Strukturen ausbilden. Die unterschiedlichen Funktionen dieser Räume sind gleichzeitig und an einem Ort wirksam. Dies ist eine Ausgangsbasis für nachhaltige Entwicklung. Gerade weil in „wilden“ Räumen funktionsräumliche Verinselungen ebenso wie lineare und abstrakte Zeitmuster aufbrechen, könnten sich diese Gebiete in besonderer Weise eignen, in der Gegenwart Möglichkeitsräume für künftige nachhaltige Entwicklungsprozesse zu öffnen.

Schon jetzt scheint „Wildnis“ eine enorm produktive *Verständigungskategorie* zu sein, die Diskurse über gesellschaftliche Naturverhältnisse und deren Transformationen nicht nur ermöglicht, sondern geradezu herausfordert. Dies mag darin begründet liegen, dass „Wildnis“ auch schon als ein *visionäres* Konzept begriffen wird. Wildnisgebiete sind real existierende „andere“ Räume – Räume, die eine normative Aushandlung über die „Natur, die wir wollen“ (Gernot BÖHME) provozieren, wie (nicht nur) das Beispiel Nationalpark Bayerischer Wald zeigt. Sich diesen Aushandlungsprozessen zu stellen, bedeutet zugleich danach zu fragen, welche Umgangsformen mit Natur sich als *nachhaltig* erweisen werden.

Der Diskurs über Wildnis – darüber, was Wildnis war, was sie ist und was sie sein wird – schließt immer auch schon den Diskurs darüber mit ein, wie die *gesellschaftliche* Entwicklung nachhaltig gestaltet werden kann. Weil „Wildnis“ ambivalente Naturvorstellungen und -bilder aufruft, weil „Wildnis“ vieldeutig und emotional wirksam wird und weil Wildnis mithin die Verständigung über die mit Natur und „Naturen“ verbundenen Mythen, Schrecken, Idyllen, Utopien, Lebens- und Selbsterfahrungsräume¹²⁾ ermöglicht, erschließt sich im Diskurs über Wildnis eine „mentale Landkarte“ (STREMLow u. SIDLER 2002, 28 f.) – eine Karte, auf Basis derer die normative Verständigung über (gewollte und nicht gewollte) gesellschaftliche Naturverhältnisse möglich wird. Solche Verständigungsprozesse sind auf dem Weg in eine nachhaltige Gesellschaft unerlässlich. Denn jenseits des Gegensatzverhältnisses Kultur versus Natur gilt es, neue Orientierungen und neue gesell-

schaftliche Umgangsformen mit „Naturen“ zu entwickeln. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass nachhaltige(re) Regulierungsformen gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf allen Ebenen ge- und erfunden werden können.

Über den Zusammenhang von Wildnis und Nachhaltigkeit wird bislang noch selten gesprochen: Weder ist in den Wildnisdiskursen Nachhaltigkeit ein Thema, noch ist Wildnis systematisch Gegenstand, wenn über nachhaltige Entwicklung in Städten und Regionen Wildnis gesprochen wird. Wo dieser Zusammenhang aber schon aufscheint – ob im Nationalpark Bayerischer Wald oder in manchen Städten und Gemeinden im Ruhrgebiet oder anderswo –, stellt sich heraus, dass Wildnis Konzepte und -gebiete Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung der Regionen aufweisen (vergleiche auch DIEMER, HELD u. HOFMEISTER 2004). Jenseits ihrer Rolle als Schutzzräume vor Menschen werden die vielfältigen ökologischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Funktionen von Wildnisgebieten *für* die Menschen sichtbar: Wildnisse eröffnen gestalterisch und perspektivisch Spielräume für nachhaltige Entwicklungsprozesse. In der Perspektive auf Nachhaltigkeit könnte sich also die Idee der „Wildnis“ – die Idee, dem *Unverfügbaren* Raum zu geben – als wegweisend erweisen.

Der Wirt vom „Lago d'oro“, von dem ich einleitend erzählt hatte, sucht nach Möglichkeitsräumen für eine zukunftsfähige Entwicklung – nach Wegen, die es seinen Kindern und Enkeln ermöglichen, das, was er und seine Frau in und für die Region begonnen haben, fortzusetzen. Er ließe sich womöglich sogar überzeugen, den „Goldenen See“ als ein Element von *Wildnis* zu akzeptieren – unter zwei Voraussetzungen: Es müsste ihm, seiner Familie, seinen Tieren und seinem Garten – schließlich auch seinen „Jägern“ und den anderen Gästen – erlaubt sein, einen Platz darin einzunehmen. Und er würde wohl auch wollen, dass der ökonomische Zugriff auf Natur und der anhaltende Prozess der Herstellung unerwünschter „Naturen“ in seiner Region und anderswo gezähmt werden.

Wildnis kann zu essentiellen Bestandteil nachhaltiger Gesellschaften werden. Dafür braucht es allerdings eine nachhaltige (Um)Gestaltung des Ökonomischen. Eingebettet in ein nachhaltigkeitspolitisch reguliertes Wirtschaften – in eine über die Verwertungslogik hinausgreifende ökonomische Rationalität, in der das Verfügen über Natur das Erhalten und Erneuern von Naturproduktivität einschließt – darf das „Wilde“, das Unverfügbare endlich Raum und Zeit beanspruchen.

¹¹⁾ Hiermit schließe ich an das Konzept „Realexperimente“ (GROSS, HOFFMANN-RIEM u. KROHN 2005) an.

¹²⁾ Zu diesen sechs mit „Wildnis“ verknüpften Topoi vergleiche STREMLow u. SIDLER (2002, 37 ff.)

Literatur

BAUER, Nicole (2005):

Für und wider Wildnis. Soziale Dimension einer aktuellen gesellschaftlichen Debatte. Haupt: Bern, Stuttgart, Wien. (Bristol Stiftung, Ruth und Herbert Uhl-Forschungsstelle für Natur- und Umweltschutz).

BMU/Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (2007):

Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt vom Bundeskabinett am 7. November 2007 beschlossen. Berlin.

ENQUETE-KOMMISSION „SCHUTZ DES MENSCHEN UND DER UMWELT“ (Hrsg.) (1994):

Die Industriegesellschaft gestalten: Perspektiven für einen nachhaltigen Umgang mit Stoff- und Materialströmen. Economica: Bonn.

EUROPÄISCHES PARLAMENT (2009):

Wildnis in Europa. Entschließung des Europäischen Parlaments vom 3. Februar 2009 zu der Wildnis in Europa (2008/2210 (INI)). P6_TA (2009)0034. unter: [http://www.europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_ad-opts/definitif/2009/02-03/0034/P6_TA\(2009\)0034_DE.pdf](http://www.europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_ad-opts/definitif/2009/02-03/0034/P6_TA(2009)0034_DE.pdf) (abgerufen: 30.12.2009)

DALY, Herman E. (1999):

Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung. Anton Pustet: Salzburg.

DIEMER, Matthias; HELD, Martin u. HOFMEISTER, Sabine (2004):

Stadtwildnis – Konzepte, Projekte und Perspektiven. In: GAIA Jg. 13, H. 4, S. 262-270.

FOUCAULT, Michel (1990/ 1967):

Andere Räume. In: Barck, K.; Gente, P.; Paris, H. u. Richter, S. (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Reclam: Leipzig, 34-46.

GROSS, Matthias, HOFFMANN-RIEM, Holger u. KROHN, Wolfgang (2005):

Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft. Transcript: Bielefeld.

HAUFF, Volker (Hrsg.) (1986):

Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Eggenkamp: Greven.

HAUSER, Susanne (2001):

Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale. Frankfurt/M., New York: Campus.

HELD, Martin u. KÜMMERER, Klaus (2004):

Rhythmen und Resilienz. Nachhaltige Entwicklung in zeitlicher Perspektive. In: IPSEN, Dirk, SCHMIDT, Jan C. (Hrsg.): Dynamiken der Nachhaltigkeit. Metropolis: Marburg, 113-150.

HÖCHTL, Franz u. BURKART, Bettina (2002):

Landschaftsentwicklung und Bedeutung von ‚Wildnis‘ im Val Grande Nationalpark (Piemont, Italien). In: GERKEN, B. u. GÖRNER, M. (Eds.): Planung contra Evolution? Über Evolution und Landschaftsentwicklung in Mitteleuropa. Höxter, Jena: Natur- und Kulturlandschaft 5, 220-229.

HOFMEISTER, Sabine (2009a):

Die ‚Natur‘ der Wildnis. Annäherung an ein aktuelles Phänomen sozialer Ökologie. In: Zeitschrift für angewandte Umweltforschung (ZAU), Jg. 19, H.1-2, S. 104-116.

HOFMEISTER, SABINE (2009B):

Natures running wild. A social-ecologic perspective on „wilderness“. In: Nature & Culture, Jg. 4, H. 3, pp. 293-315.

HOFMEISTER, Sabine (1997):

Vom Ende des Umweltschutzes: Untergang eines Paradigmas und Entwicklung eines ökonomischen Naturverhältnisses. In: BAUMÜLLER, B., KUDER, U., ZOGLAUER, T. (Hrsg.), Inszenierte Natur. DVA: Stuttgart, 132-144.

HOLLING, Crawford S. (1986):

The resilience of terrestrial ecosystems: local surprise and global change. In: CLARK, W. C., MUNN, R. E. (Ed.): Sustainable development of the biosphere. Cambridge, 292-320.

JESSEL, Beate (1997):

Wildnis als Kulturaufgabe? – Nur scheinbar ein Widerspruch!. Zur Bedeutung des Wildnisgedankens für die Naturschutzarbeit. In: BAYERISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Wildnis – ein neues Leitbild!? Möglichkeiten und Grenzen ungestörter Naturentwicklung. Laufen, 9-20.

KIRCHHOFF, Thomas u. TREPL, Ludwig (2009):

Landschaft, Wildnis, Ökosystem: Zur kulturbedingten Vieldeutigkeit ästhetischer, moralischer und theoretischer Naturauffassungen. Einleitender Überblick. In: Dies. (Hrsg.): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. Transcript: Bielefeld, 13-66.

KOWARIK, Ingo (2005):

Wild Urban Woodlands: Towards a Conceptual Framework. In: KOWARIK, I. u. KÖRNER, S. (Eds.): Wild Urban Woodlands, Springer: Berlin-Heidelberg, 1-32.

LATOUR, Bruno (2001):

Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Suhrkamp: Frankfurt/M.

POTTHAST, Thomas (2004):

Die wahre Natur ist Veränderung. Zur Ikonoklastik des ökologischen Gleichgewichts. In: FISCHER, L. (Hrsg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg University Press: Hamburg, 193-221.

SEEL, Martin (2009):

Theorien. S. Fischer: Frankfurt/M.

SRU/Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (1996):

Umweltgutachten 1996. Zur Umsetzung einer dauerhaft-umweltgerechten Entwicklung. Metzler-Poeschel: Stuttgart.

SRU/Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (1994):

Umweltgutachten 1994. Für eine dauerhaft-umweltgerechte Entwicklung. Metzler-Poeschel: Stuttgart.

STREMLOW, Matthias, SIDLER, Christian (2002):

Schreibzüge durch die Wildnis. Wildnisvorstellungen in Literatur und Printmedien der Schweiz. Haupt: Bern, Stuttgart, Wien. (Bristol Stiftung, Ruth und Herbert Uhl-Forschungsstelle für Natur- und Umweltschutz; WSL; Bd.8).

Anschrift der Verfasserin:

Univ.-Prof. Dr.-Ing. Sabine Hofmeister
Leuphana Universität Lüneburg
Department Nachhaltigkeitswissenschaften
21335 Lüneburg
hofmeister@uni.leuphana.de

Die Idee der *wilderness* in den USA

Torsten KATHKE



Abbildung 1: In der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika ist *wilderness* ein zentraler kultureller Begriff, mit vielfältigen Bedeutungen. Die Abbildung zeigt den Tioga Pass und See im Yosemite Nationalpark, Kalifornien, USA. (Foto: © Claudia Huldi/PIXELIO)

Zusammenfassung

Wilderness ist ein in der Geschichte Nordamerikas vieldeutig besetzter und benutzter Begriff. Von frühen Erobernern, die jungfräuliches Land in Besitz zu nehmen suchten, über das durch ihre Religiosität geprägte Verständnis der Puritaner, bis hin zu konkurrierenden heutigen Vorstellungen, war und ist Wildnis als Idee stets grundlegend kulturell geprägt.

In diesem Artikel werden verschiedene Interpretationen von *wilderness*, auch im Gegensatz zur deutschen Wildnis, erläutert und in historischen Kontext gesetzt. Besonders eingegangen wird dabei auf die enge Verzahnung der *wilderness*-Idee mit der Geschichte der USA, wo sie auch immer mit nationaler Identifikation und der Expan-

sion nach Westen konnotiert war. In der Idee des Nationalparks etwa zeigt sich dieser Zusammenhang.

Zentral ist der Umschwung zwischen einer Idee von *wilderness* als Bedrohung in den ersten Jahren der europäischen Besiedelung Amerikas, und der Vorstellung einer schützenswerten, erhabenen Natur im Zusammenhang mit voranschreitender Urbanisierung und Industrialisierung.

Ebenfalls Erwähnung finden die visuellen Repräsentationen von Malern der *Hudson River School*, die Bemühungen verschiedener Wellen der Umweltbewegung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, und Betrachtungen aus dem politischen und akademischen Bereich.

Vorstellungen von *wilderness* hat es im halben Jahrtausend der europäischen Besiedelung des nordamerikanischen Kontinents viele gegeben. Die ersten wurden von spanischen Konquistadoren und englischen

Siedlern aus Europa importiert, und veranschaulichten von Anfang an deren kulturelle Vorprägungen. Beherrschend für das Verständnis der meisten, die der Wildnis des nordamerikanischen Kontinents be-

gegneten – Siedler, Soldaten, Reisende, Forscher – war durch die Jahrhunderte ein mal mehr, mal weniger klares Verständnis von der Wildnis als Anderes, als Ort, an dem Zivilisation nicht ist.

Weit darüber hinaus gehen jedoch selten die Gemeinsamkeiten. Schon das englische Wort *wilderness* ist vielfach definiert und konnotiert. Es wird manchmal synonym mit *wildness* verwendet, oft aber auf verschiedenste Weise recht willkürlich davon unterschieden. Weitere Probleme stellen sich in der Übersetzung zum deutschen Wildnis¹⁾ und in der kulturellen Übertragung; selbst wenn wir dem Wörterbuch Glauben schenken und meinen das Gleiche zu sagen, so werden wir nicht das Gleiche meinen. Das findet nicht nur auf einer rein persönlichen Ebene statt, denn jeder hat seine eigene Vorstellung von Wildnis, sondern ist schon durch die extreme Wichtigkeit des Begriffs im amerikanischen Nationalverständnis bedingt, das ihn in der US-amerikanischen Kultur gänzlich anders verankert hat als in der europäischen.

Wilderness kann man also mit Wildnis übersetzen, die kulturelle Bedeutung des Begriffs jedoch, der sich in den Vereinigten Staaten über Jahrhunderte hinweg vom Begriff in Europa immer wieder beeinflusst, aber doch separat entwickelt hat, fällt einem kulturellen Reibungsverlust anheim. Dieser Aufsatz will die darin liegende Problematik deutlich machen. Dafür sollen sich verändernde Vorstellungen von *wilderness* entlang des Verlaufs der amerikanischen Geschichte kurz angesprochen und erläutert werden.

Dies kann zwangsläufig nur punktuell erfolgen. Jeder, der sich eingehender mit dem Thema beschäftigt hat, wird einige ihm wichtige Namen, Etappen oder Interpretationen vermissen. Zur Vertiefung seien hier die Überblickswerke *Wilderness and the American Mind* von Roderick Nash und Max Oelschlaeger *The Idea of Wilderness* empfohlen.²⁾

Konzeptionen des Begriffs

Die vorherrschende Idee von Wildnis hat sich in Amerika laut Michael P. Nelson und James B. Callcott zwischen den 1830er und 1930er Jahren he-

rausgebildet.³⁾ Sie wurde durch ein *dramatis personae* an Autoren bestimmt, die heute nicht mehr aus der Debatte um *wilderness* wegzudenken sind. Namen wie der des einflussreichen Erweckungspredigers Jonathan Edwards, jene der Transzendentalisten Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau, von John Muir und Theodore Roosevelt, oder Robert Marshall und Aldo Leopold werden nach wie vor in jeder Diskussion des Begriffs herangezogen.⁴⁾ In ihren Anthologien der *wilderness*-Diskussion bezeichnen Nelson und Callcott die von diesen „Gründervätern“ der Wildnisdebatte vertretene Ansammlung von Ideen kollektiv als „received wilderness idea“.⁵⁾

Diese durch ihre mannigfaltige Interpretation nie völlig klar umrissene, tradierte Vorstellung von *wilderness* als wildem Ort, positiv konnotiertem Gegenstück zur Zivilisation, im Rousseau'schen Sinne freiem Land,⁶⁾ aber auch als erschreckender, lebensfeindlicher Gegenwelt, wurde in den letzten zwei Jahrzehnten zunehmend kritisch hinterfragt. Der ihr zur Grunde liegende, und in der Postmoderne unter Beschuss geratene Dualismus Natur/Kultur,⁷⁾ ist ein Hauptangriffspunkt dieser Kritik in der *Great New Wilderness Debate*. Um diese „neue“ Wildnisdebatte in den USA sinnvoll einordnen zu können, bietet sich ein Abriss über verschiedene dort wirkmächtige Inkarnationen der überlieferten Idee von *wilderness* als Grundlage an.

Virgin Lands

Spanische und englische Entdecker der ersten (und zweiten) Stunde prägten zum einen die Vorstellung von Wildnis als *locus terribilis*,⁸⁾ zum anderen wurde die Natur der Neuen Welt feminisiert. Als *virgin land* (dem weiblichen Geschlecht gleich) zur Unterwerfung freigegeben, war die In-Besitz-Nahme dieses jungfräulichen Lands für sie gleichzeitig ein zivilisatorischer und männlicher Akt.

Der spanischen *Conquista* war die Wildnis abwechselnd menschenleere Natur abseits von Siedlungen der Ureinwohner oder von feindlichen Indianern beherrschtes Terrain. So finden sich in den Berichten

¹⁾ Trotz dieser Probleme wird Wildnis hier aus Gründen besserer Lesbarkeit weitgehend synonym mit *wilderness* verwendet. Wann immer die Unterscheidung wichtig ist, wird dies im Text deutlich gemacht.

²⁾ Roderick NASH (2001): *Wilderness and the American Mind* – Yale University Press, New Haven, Conn.; Max OELSCHLAEGE (1991): *The Idea of Wilderness: From Prehistory to the Age of Ecology* – Yale University Press, New Haven, Conn.

³⁾ Michael P. NELSON & J. Baird CALLICOTT (2008): *The Wilderness Debate Rages On: Continuing the Great New Wilderness Debate* – University of Georgia Press, Athens, Ga., 5. Diese Aufsatzsammlung folgt und ergänzt Nelson und Callcotts 1998 erschienene erste Anthologie, *The Great New Wilderness Debate*.

⁴⁾ Ibid.

⁵⁾ Ibid., 5, 16.

⁶⁾ Seine bekannte Äußerung „Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Not und Elend und wie viele Schrecken hätte derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet [...] hätte...“ findet sich am Anfang des zweiten Teils seines Diskurs über die Ungleichheit. Jean-Jacques ROUSSEAU (2008): *Diskurs Über Die Ungleichheit. Discours Sur L'inégalité* – UTB, Stuttgart, 173.

⁷⁾ Terry Eagletons Eingangskapitel in *The Idea of Culture* bietet eine gute Übersicht zu dieser Problematik: Terry EAGLETON (2000): *The Idea of Culture* – Blackwell, Malden, Mass., 1-31.

⁸⁾ Vergleiche Roderick NASH (1963): *The American Wilderness in Historical Perspective* – *Forest History*, 6(4):2-13, 3.

der Coronado-Expedition von 1540 bis 1542 sowohl Verweise auf eine Wildnis jenseits indianischer Siedlungen, die damit Zivilisation darstellen, als auch auf eine, die in Verteidigungsbereitschaft gegen feindliche Angriffe von Indianern durchquert werden muss – in einigen Fällen, um am Ende wieder in eine von Ureinwohnern geschaffene Zivilisation einzutreten.⁹⁾ Hierbei zeigt sich schon die Uneindeutigkeit des Begriffs; die Kategorisierung von wild und nicht wild scheint zwar offensichtlichen Unterscheidungen zu folgen (im weitesten Sinne bewohntes oder unbewohntes Land), frast aber an den Rändern deutlich aus, wenn berichtet wird, man habe eine Wildnis ohne Gegenwehr durchqueren können.¹⁰⁾ Wild ist demnach nur die unbekannte Wildnis, in der feindlich gesonnene Indianer leben, nicht die bekannte Wildnis, deren Bewohner man entweder unterworfen, oder mit denen man sich arrangiert hat.

John Smith, der wohl erfolgreichste Selbstdarsteller und damit am besten dokumentierte unter den englischen Entdeckern, schied klar die Wildnis der virginischen Wälder von den Siedlungen der Indianer. Ihm ging es um die Be- und Ausnutzung von natürlichen Ressourcen des Landes.¹¹⁾ Sein Landsmann Thomas Harriott sah in Jamestown (ab 1607 besiedelt) Gottes Werk in den durch die Engländer eingeschleppten Seuchen, die die Indianer in großer Zahl dahintrugen,¹²⁾ und griff damit schon der Auserwähltheitsidee der ab den 1620er Jahren in Neuengland siedelnden Puritaner vor.

Eine Mischung aus Unverständnis gegenüber der ausgeprägten agrarischen Nutzung des Landes durch die Bewohner und aktiver Ablehnung einer solchen Nutzung durchzieht die Schriften der Kolonisten in Virginia. Harriott berichtete zwar zum einen vom Maisanbau der Algonquin, schien sich dadurch aber nicht dabei stören zu lassen, ihr Land weiterhin wild zu nennen. Will man Siedler anlocken, dann vollzieht man die Verdrängung der Indianer wohl am besten zumindest schon einmal textuell.¹³⁾ Die schon vorangegangene weitgehende Domestizierung der *wilderness* Virginias durch die Powhatan-Indianer blieb den englischen Siedlern unterdessen verborgen.¹⁴⁾

Wilde Wüste *wilderness*

Neben Jamestown in der Chesapeake-Region von Virginia gab es ab 1620 Siedlungen in Neuengland. Diese von religiösen Abweichlern, den Puritanern, besiedelten Kolonien sind im Selbstverständnis der Amerikaner die wichtigeren: Plymouth (gegründet 1620) und Massachusetts Bay (1630). Ein Grund für die Wichtigkeit der *wilderness*-Idee in den Vereinigten Staaten findet sich in der für die protestantischen Puritaner, und später im gesamten nordamerikanischen Protestantismus vorherrschenden Bibelübersetzung, der King James Bible. Sie benutzt wiederholt *wilderness* als Beschreibung für unwirtliche Gegenden und Orte der Bewährung vor Gott. Die deutsche Luther-Übersetzung verwendet stattdessen das konkretere (und auf seine eigene Weise ebenso missverständliche) Wort Wüste. Während man *desert* auch synonym zu *wilderness* in der King James Bible findet, so fehlt Wildnis in der Lutherübersetzung praktisch komplett.¹⁵⁾

Durch die Präsenz des Begriffs werden einige grundlegende Begedanken, die in den USA mit *wilderness* verbunden sind, überhaupt erst tragfähig. So konnten puritanische Geistliche, die ihre Auswanderung als religiöse Mission beziehungsweise Suche nach dem gelobten Land sahen, ohne viel Übertragungsleistung die von indianischen Ureinwohnern beherrschte Wildnis außerhalb der Sicherheit ihrer umgrenzten Siedlungen als mosaikartige Wüste fassen. Verweise auf das zweite Buch Mose finden sich in puritanischen Chroniken und Jeremiaden zuhauf. John Winthrop, erster Gouverneur von Massachusetts und stets interpretierender Aufschreiber all dessen, was sich in den ersten Jahren der Kolonie ereignete, wollte in Amerika eine der ganzen Welt beispielhafte *city upon a hill* errichten, und beschrieb die *wilderness* als Ort, an dem nichts ist außer „wild beasts and beastlike men“¹⁶⁾. Michael Wigglesworth, einer der meistgelesenen zeitgenössischen Poeten der frühen neuenglischen Kolonie, verwendete in seinem „Bestseller“ *Day of Doom* noch drastischere Worte:

⁹⁾ George Parker WINSHIP, et al. (1922): *The Journey of Coronado, 1540-1542, from the City of Mexico to the Grand Canon of the Colorado and the Buffalo Plains of Texas, Kansas and Nebraska* – Allerton Book Co., New York, 7, 21, 30, passim.

¹⁰⁾ Ibid., 130.

¹¹⁾ Melanie PERREAULT (2007): *American Wilderness and First Contact*. – Aus: Michael L. LEWIS (Hrsg.), *American Wilderness: A New History*, 15-34 – Oxford University Press, Oxford, 33.

¹²⁾ Ibid., 23.

¹³⁾ Ibid.

¹⁴⁾ Ibid., 25.

¹⁵⁾ Vergleiche King James Bible (KJV) und Lutherübersetzung. Schlägt man in der elektronischen Version der Lutherbibel von 1984 nach, so findet sich das Wort Wildnis genau ein Mal. Aufmerksam auf die oftmalige Verwendung von *wilderness* in der King James Bible macht William CRONON (1995): *The Trouble with Wilderness: Or, Getting Back to the Wrong Nature*. – Aus: William CRONON (Hrsg.), *Uncommon Ground: Toward Reinventing Nature*, 69-90 – W.W. Norton & Co., New York, passim.

¹⁶⁾ John WINTHROP & James SAVAGE (1826): *The History of New England from 1630 to 1649*, Bd. 2 – Phelps & Farnham, Boston, 87.

A waste and howling wilderness,
Where none inhabited
But hellish fiends, and brutish men
That devils worshiped.¹⁷⁾

Die Anwesenheit von Indianern in dieser Wildnis wurde nicht als Aufhebung der Wildheit gesehen, sondern trug noch zu deren Verstärkung bei, indem sie wilden Tieren gleichgesetzt wurden. Durch ihre Anwesenheit wurde der Bereich außerhalb der Siedlungen des puritanischen Quasi-Kanaan noch bedrohlicher und undurchdringlicher.

Ein irgendwie geartetes positives Verständnis der sie umgebenden Natur fehlte den Puritanern dabei gänzlich. Winthrop sprach von einer „leeren und unbesetzten“ Wildnis, William Bradford, der Begründer der Plymouth-Kolonie, sah die Wildnis als öde, schreckliche, gefährliche Gegend an.¹⁸⁾

Der Literaturwissenschaftler Perry Miller vertrat 1952 in seinem Aufsatz *Errand into the Wilderness* die These, dass die Puritaner von Anfang an eine konzentrierte Mission, die Neue Welt in Besitz zu nehmen verfolgten.¹⁹⁾ Zwar wurde die Richtigkeit dieser Annahme inzwischen schon des Öfteren angezweifelt,²⁰⁾ sie ist aber logischer, rückprojizierter Ausdruck eines national-mythischen amerikanischen Exzeptionalismus, und hat sich daher nicht zuletzt in einem oft heraufbeschworenen göttlichen Sendungsbewusstsein weiterhin erhalten.

Technisierung und Transzendentalismus

Nach der amerikanischen Revolution der 1770er herrschte in der frühen Republik um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das Ideal des „Jeffersonianism“. Thomas Jefferson sah die Zukunft des jungen Landes als die einer agrarischen Republik freier

Kleinbauern, die nicht durch Industrie nach englischem Vorbild verdorben werden sollten. Doch schon zu Ende seiner Amtszeit war abzusehen, dass diese Vision keine reale Zukunft haben würde. 1809, als Jefferson von der politischen Bühne abtrat, wurde Robert Fulton nach jahrelangem Experimentieren ein US-Patent auf seine Version eines Dampfschiffs gewährt.²¹⁾ 1817 begann der Bau des Erie Canal, der New York mit den großen Seen verbinden sollte und 1825 eröffnet wurde.²²⁾ Die Vereinigten Staaten standen die nächsten Jahrzehnte erst im Zeichen des *canal boom*, dann der Verbreitung der Eisenbahn und des Vorstoßens in den Westen.

Auf diese neue Wirklichkeit, geprägt von Industrialisierung, technischem Fortschritt und Urbanisierung (die ersten Regungen zu einem positiven Wildnisverständnis zeigten sich unter gebildeten Städtern) reagierte unter anderem die lose Autorengruppe der Transzendentalisten.²³⁾ „In Wildness is the preservation of the World“ heißt es bei Henry David Thoreau, der die Wildnis in seinem Essay *Walking* mit dem amerikanischen Westen gleichsetzt.²⁴⁾ Die Transzendentalisten sahen entgegen den Vorstellungen des wissenschaftlichen Rationalismus eine Verbindung von Mensch und Natur – etwas Ganzheitliches. Thoreau kann als Bindeglied zwischen dem Davor und Danach der Wildnisidee gelten.²⁵⁾ (Vergleiche HASS in diesem Band)

Indessen war der Impetus der jungen Republik von „sea to shining sea“ zu wachsen ungebrochen. Nachdem schon 1803 der *Louisiana Purchase* das Territorium der ursprünglichen Vereinigten Staaten auf das Doppelte erweitert hatte, verschaffte der Mexikanisch-Amerikanische Krieg, den die USA wegen ihrer industriellen Übermacht zwar nicht leicht, aber doch

¹⁷⁾ zitiert in Henry Nash SMITH (1950): *The American West as Symbol and Myth* – Harvard University Press, Cambridge, 4. Wigglesworth bezieht sich hierbei auf das 5. Buch Mose, wo von einer „dürren Einöde“; „waste and howling wilderness“ die Rede ist (Lutherbibel, KJV, 32:10). Wieder ist die Konnotation durchaus verschieden, eine dürre Einöde ist weit weniger abschreckend als das „Geheul der Wildnis“, wie es die originaltexttreuere Elberfelder Bibelübersetzung ausdrückt.

¹⁸⁾ „Empty and unimproved“; aus Winthrops *Conclusions for the Plantation in New England* von 1629, zitiert in Carolyn MERCHANT (Hrsg.) (1993): *Major Problems in American Environmental History: Documents and Essays* – D.C. Heath, Lexington, Mass., 72. Die „hidious & desolate wildernes, full of wild beasts & wild men“ (William BRADFORD & Charles DEANE (1856): *History of Plymouth Plantation*, Boston, 78.), die Bradford sieht, gibt einen weiteren Hinweis darauf, dass Indianer selbstverständlich zu den Gefahren der Wildnis hinzugezählt wurden, und das obwohl der Erstkontakt auch nach englischem Verständnis recht zivilisiert verlaufen sein muss; der erste Indianer, dem die Siedler begegneten, erkundigte sich zumindest schon einmal auf Englisch nach Bier. Vergleiche Henry Martyn DEXTER (Hrsg.) (1865): *Mourt's Relation, Or: Journal of the Plantation at Plymouth* – J. K. Wiggins, Boston, 84.

¹⁹⁾ Perry Miller (1953): *Errand into the Wilderness* – William and Mary Quarterly, 10, Third Series(1):4-32. Miller greift mit seinem Titel Samuel Danforth's Predigt *A Brief Recognition of New-Englands Errand into the Wilderness* von 1670 auf.

²⁰⁾ So etwa durch Theodore Dwight BOZEMAN (1986): *The Puritans' „Errand into the Wilderness“ Reconsidered* – The New England Quarterly, 59(2):231-251.

²¹⁾ Henry Winram DICKINSON (1913): *Robert Fulton, Engineer and Artist; His Life and Works* – John Lane, London, 240.

²²⁾ Daniel Walker HOWE (2007): *What Hath God Wrought: The Transformation of America, 1815-1848* – Oxford University Press, New York, 117-120.

²³⁾ Robert NASH (2001): *Wilderness and the American Mind*, 51, 96.

²⁴⁾ Henry David THOREAU, et al. (1893): *The Writings of Henry David Thoreau* – Houghton, Mifflin & Co., Boston & New York, 275. Zur Bedeutung der Transzendentalisten für die weitere Entwicklung der Wildnisidee siehe auch Anne HASS (2009): *Der Transzendentalismus als Philosophische Basis des Amerikanischen Freiheitsmythos vom Pionier in der Wildnis*. – Aus: Thomas KIRCHHOFF & Ludwig TREPL (Hrsg.), *Vieldeutige Natur: Landschaft, Wildnis Und Ökosystem Als Kulturgeschichtliche Phänomene*, 291-300 – Transcript, Bielefeld.

²⁵⁾ Was nicht bedeuten soll, dass Thoreau und die Transzendentalisten die ersten waren, die eine positive Vorstellung von *wilderness* hatten, vergleiche NASH, *Wilderness and the American Mind*, 44-45, 51-55. Nash weist jedoch darauf hin, dass die in der Romantik ansetzende Wertschätzung der Wildnis kein Mehrheitsphänomen war. Siehe auch HOWE, 623-624.



Abbildung 2: MORAN, Thomas (1871): Grand Canyon of the Yellowstone. Library of Congress Prints and Photographs Division, Washington, D.C., LC-USZC4-4411. Reproduktion des Gemäldes, 1911.

eindeutig für sich entschieden, der noch immer jungen Nation den größten Landgewinn ihrer Geschichte.²⁶⁾ Die Idee des *manifest destiny*, den gesamten Kontinent westwärts in Besitz zu nehmen, wurde seitens der Politik mit Nachdruck verfolgt.²⁷⁾ Frederick Jackson Turner konstatierte 1893 in seiner *Frontier*-These eine Sonderrolle der USA wegen konstantem Grenzerlebnis bei der Besiedelung und Untertanmachung der Wildnis im Westen.²⁸⁾ Überspitzt gesagt sind danach die Amerikaner erst wegen der *wilderness* in den USA Amerikaner. Kaum ein anderer Staat käme dagegen auf die Idee, sein Nationalverständnis aus der Bezwungung unbebauten Lands zu gewinnen.

Conservation, preservation und Umweltbewegung

Die frühe Umweltbewegung im 19. Jahrhundert war von der Idee der *conservation* angetrieben. Wie auch

schon bei der früheren Hinwendung zur Wildnis waren die gebildeten Stadtmenschen aus den Ostküstenmetropolen, jene die nicht als Pioniere direkt mit der Wildnis konfrontiert waren, die ersten, die sich davon bewegt sahen.²⁹⁾

Conservation bedeutete das Belassen von Naturgebieten zur nicht zerstörerischen Nutzung durch den Menschen, und beinhaltete deren Bewahrung für kommende Generationen. Bewegt durch die Darstellung von schöner Natur in der Landschaftsmalerei der *Hudson River School* – eine leicht irreführende Sammelbezeichnung für mehrere Maler, die sich zum Teil in ihren Bildern mit dem Hudson-Tal im Staat New York beschäftigten, die aber praktisch synonym mit der amerikanischen Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts benutzt wird – fand der Schutz von Wildnis in dafür eigens designierten Gebieten immer mehr Anhänger. Thomas Morans Bilder aus Yellowstone, während einer Expedition dorthin 1871

²⁶⁾ Siehe zum Krieg mit Mexiko HOWEs umfassende Darstellung dieser Periode: Ibid., 744-791.

²⁷⁾ Ibid.

²⁸⁾ Frederick Jackson TURNER (1996): *The Frontier in American History* – Dover Publications, New York, 1-38.

²⁹⁾ Robert NASH (2001): *Wilderness and the American Mind*, 51, 96.

und 1872 gemalt, trugen nicht unerheblich zur Schaffung des Parks bei.

Die Nationalparkidee fand 1872 mit der Erklärung von Yellowstone als ein vom Menschen nicht auszubehutendes Gebiet weltweit das erste Mal Anwendung. Die Bezeichnung als *Nationalpark* lässt dabei direkt auf die Verbindung von National- und Naturverständnis in den USA schließen.

John Muir, zuerst Vertreter des *conservationism*, wandelte sich später zum radikaleren *preservationist*. Schutz der als rein und wild angesehenen Natur sollte nicht zum Nutzen des Menschen erfolgen, sondern um der Natur selbst willen. Er vertrat damit jedoch eine Minderheitsmeinung; der *conservationism*, der nicht nur dem Naturbedürfnis amerikanischer Großstädter, sondern auch ökonomischen Interessen der Eisenbahn- und Tourismusindustrien entgegenkam,³⁰⁾ wurde um die Jahrhundertwende zum Leitmotiv für die Schaffung weiterer Nationalparks. Die Erschließung von Nationalparks durch Eisenbahn und später Autostraßen zu Erholungszwecken ermöglichte es mehr und mehr Amerikanern, selbst ein, wie auch immer geartetes, Wildniserlebnis zu haben.

Federführend hierbei waren der Chef des U.S. Forest Service, Gifford Pinchot und, vor allem als Präsident, Theodore Roosevelt.³¹⁾ Ein anderer Präsident Roosevelt, Franklin Delano, passte die Idee des Schutzes von Wildnis dreißig Jahre später an seine eigene Zeit an, John F. Kennedy griff in den 1960er Jahren diese Tradition auf,³²⁾ und seine Nachfolger unterschrieben mal mehr, mal weniger willig in den folgenden Jahrzehnten allerlei Gesetze zum Schutz der Natur im Allgemeinen, und der *wilderness* im Besonderen. So definierte der 1964 verabschiedete, maßgeblich von Howard Zahniser von der *Wilderness Society* verfasste, und von Präsident Lyndon B. Johnson unterzeichnete *Wilderness Act* die Wildnis als einen Ort, an dem der Mensch nur Besucher ist, und nicht lange bleibt.³³⁾ Gesetze sind in einer Demokratie ultimativer Ausdruck des Mehrheitswillens, und so manifestieren sie oft erst spät Entwicklungen, die schon einen langen Vorlauf gehabt haben.

Der *National Environmental Policy Act (NEP)* von 1969 schrieb zum ersten Mal das Miteinander von Mensch und Natur statt der biblischen Unterordnung des Landes unter den Willen des Menschen in die amerikanischen Gesetzbücher und reflektierte damit Ideen, die Aldo Leopold in seinem Vorschlag einer *land ethic*, einer Art „goldener Regel“ für den Umgang mit der Natur 1949 im Umlauf gebracht hatte.³⁴⁾

In Berufung auf Turner wollte Leopold schon in früheren Schriften den Amerikanern durch Bewahrung von *wilderness* das typisch amerikanische Pionierleben weiterhin ermöglichen. Ebenso findet sich in vielen Zeugnissen des Wildnisschutzes in den USA ein starker nationaler Charakter, der auf dieses Naturerleben verweist.

Die Wichtigkeit von Wildnis in der amerikanischen Geschichte

Wilderness war für die frühesten europäischen Eroberer lediglich ein Hindernis, das es zu überwinden galt, um, wie Melanie Perreau schreibt, an Gold zu gelangen.³⁵⁾ Englische Siedler sahen sie sowohl als Ressource, als auch als gefährliches Terrain außerhalb der eingezäunten Kolonie. Später wurden diese Vorstellungen durch Ideen der Romantik, nationale Identifikation mit der wilden Natur und deren notwendiger Bewahrung, sowie philosophische Konzepte ganzheitlicher Koexistenz von Wildnis und Mensch ergänzt, kompliziert, und verändert.

Die Idee der *wilderness* nimmt in der amerikanischen Psyche ein äußerst großes Gewicht ein. John F. Kennedy sah Amerikas Geschichte mehr als die anderer Länder als eine „Geschichte des Menschen, der mit der Natur konfrontiert ist“.³⁶⁾ Doch nachdem der Schutz der Wildnis präsidentiale Chefsache geworden war, wurden in den letzten vier Jahrzehnten vermehrt Stimmen der Kritik an der tradierten Vorstellung von Wildnis selbst laut. William Cronon, der wohl einflussreichste Umwelthistoriker der Gegenwart, und ein „notorischer Kritiker der *wilderness*-Idee“³⁷⁾ formuliert es in seinem schon klassischen Aufsatz *The Trouble with Wilderness* unmissverständlich:

³⁰⁾ Alfred RUNTE (1984): *Trains of Discovery: Western Railroads and the National Parks* – The Northland Press, Flagstaff, Ariz., 13-48.

³¹⁾ Robert NASH (2001): *Wilderness and the American Mind*, 129-140.; Max OELSCHLAEGGER (1991), 198-204.

³²⁾ Vor allem sein Innenminister Stewart Udall, der mit *The Quiet Crisis* einen der Klassiker der *conservation*-Bewegung schrieb, trug dazu bei. Stewart L. UDALL (1963): *The Quiet Crisis* – Holt, New York. In der zweiten Auflage des Buches ist auch ein Aufsatz von Rachel Carson, deren *Silent Spring* 1962 den Gebrauch von Insektiziden – Carson nennt sie Biozide – angeprangert hatte, enthalten.

³³⁾ „A wilderness, in contrast with those areas where man and his own works dominate the landscape, is hereby recognized as an area where the earth and its community of life are untrammelled by man, where man himself is a visitor who does not remain.“ *THE WILDERNESS SOCIETY*: Howard Zahniser – Aufgerufen: 02.05.2009 – <http://wilderness.org/content/howard-zahniser>.

³⁴⁾ Robert NASH (2001): *Wilderness and the American Mind*, 193-194.

³⁵⁾ Melanie PERREAU (2007), 30.

³⁶⁾ „The history of America is, more than that of most nations, the history of man confronted by nature. Our story has been peculiarly the story of man and the land, man and the forests, man and the plains, man and water, man and resources. It has been the story of a rich and varied natural heritage shaping American institutions and American values; and it has been equally the story of Americans seizing, using, squandering and, belatedly, protecting and developing that heritage.“ Vorwort Kennedys aus: UDALL, xi.

³⁷⁾ Michael P. NELSON & J. Baird CALLICOTT (2008), 3.

Fernab davon, der eine Ort auf der Welt zu sein, der jenseits der Menschheit steht, ist *wilderness* ganz grundlegend eine menschliche Schöpfung – in der Tat die Schöpfung ganz bestimmter menschlicher Kulturen zu ganz bestimmten Zeiten in der Geschichte des Menschen.³⁸⁾

Wilderness ist nicht länger nur „dort draußen“, kein Anderort jenseits der Zivilisation, ob schrecklich oder schützenswert. *Wilderness* beinhaltet immer schon viele Ideen, und um anfangen zu können, sie zu verstehen, ist es unerlässlich, sich mit diesen zu beschäftigen, sie anzunehmen oder zu verwerfen, sich gar dann und wann von ihnen verwirren zu lassen. Es ließen sich wenige für die amerikanische Kulturgeschichte derart wichtige Begriffe finden, die unhandlicher, unpraktischer, unzählbarer sind. *Wilderness* ist ein wildes Wort.

Literatur

- BOZEMAN, Theodore Dwight (1986):
The Puritans' „Errand into the Wilderness“ Reconsidered – The New England Quarterly, 59(2):231-251.
- BRADFORD, William & DEANE, Charles (1856):
History of Plymouth Plantation, Boston.
- CRONON, William (1995):
The Trouble with Wilderness: Or, Getting Back to the Wrong Nature. – Aus: CRONON, William (Hrsg.), Uncommon Ground: Toward Reinventing Nature, 69-90 – W.W. Norton & Co., New York.
- DEXTER, Henry Martyn, (Hrsg.) (1865):
Mourt's Relation, Or: Journal of the Plantation at Plymouth – J. K. Wiggin, Boston.
- DICKINSON, Henry Winram (1913):
Robert Fulton, Engineer and Artist; His Life and Works – John Lane, London.
- EAGLETON, Terry (2000):
The Idea of Culture – Blackwell, Malden, Mass.
- HASS, Anne (2009):
Der Transzendentalismus als philosophische Basis des amerikanischen Freiheitsmythos vom Pionier in der Wildnis. – Aus: KIRCHHOFF, Thomas & TREPL, Ludwig (Hrsg.), Vieldeutige Natur: Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene, 291-300 – Transcript, Bielefeld.
- HOWE, Daniel Walker (2007):
What Hath God Wrought: The Transformation of America, 1815-1848 – Oxford University Press, New York.
- MERCHANT, Carolyn, (Hrsg.) (1993):
Major Problems in American Environmental History: Documents and Essays – D.C. Heath, Lexington, Mass.
- MILLER, Perry (1953):
Errand into the Wilderness – William and Mary Quarterly, 10, Third Series(1):4-32.
- NASH, Roderick (1963):
The American Wilderness in Historical Perspective – Forest History, 6(4):2-13.
- NASH, Roderick (2001):
Wilderness and the American Mind – Yale University Press, New Haven, Conn.
- NELSON, Michael P. & CALLICOTT, J. Baird (2008):
The Wilderness Debate Rages On: Continuing the Great New Wilderness Debate – University of Georgia Press, Athens, Ga.
- OELSCHLAEGGER, Max (1991):
The Idea of Wilderness: From Prehistory to the Age of Ecology – Yale University Press, New Haven, Conn.
- PERREAULT, Melanie (2007):
American Wilderness and First Contact. – Aus: LEWIS, Michael L. (Hrsg.), American Wilderness: A New History, 15-34 – Oxford University Press, Oxford.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques (2008):
Diskurs über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité – UTB, Stuttgart.
- RUNTE, Alfred (1984):
Trains of Discovery: Western Railroads and the National Parks – The Northland Press, Flagstaff, Ariz.
- SMITH, Henry Nash (1950):
Virgin Land: The American West as Symbol and Myth – Harvard University Press, Cambridge.
- THOREAU, Henry David; SCUDDER, Horace Elisha; BLAKE, Harrison Gray Otis; EMERSON, Ralph Waldo & SANBORN, Franklin Benjamin (1893):
The Writings of Henry David Thoreau – Houghton, Mifflin & Co., Boston & New York.
- TURNER, Frederick Jackson (1996):
The Frontier in American History – Dover Publications, New York.
- UDALL, Stewart L. (1963):
The Quiet Crisis – Holt, New York.
- WILDERNESS SOCIETY:
Howard Zahniser – Aufgerufen: 02.05.2009 – <http://wilderness.org/content/howard-zahniser>.
- WINSHIP, George Parker; CASTAÑEDA DE NÁJERA, Pedro de; CORONADO, Francisco Vázquez de; MENDOZA, Antonio de & JARAMILLO, Juan Camilo (1922):
The Journey of Coronado, 1540-1542, from the City of Mexico to the Grand Canon of the Colorado and the Buffalo Plains of Texas, Kansas and Nebraska – Allerton Book Co., New York.
- WINTHROP, John & SAVAGE, James (1826):
The History of New England from 1630 to 1649, Bd. 2 – Phelps & Farnham, Boston.

Anschrift des Verfassers:

Torsten Kathke, M.A.
Ludwig-Maximilians-Universität
Amerika-Institut
Schellingstr. 3 VG
D-80799 München
torsten.kathke@lmu.de

³⁸⁾ Eigene Übersetzung: „Far from being the one place on earth that stands apart from humanity, [wilderness] is quite profoundly a human creation – indeed, the creation of very particular human cultures at very particular moments in human history.“ CRONON, 69.

Wilderness – zur philosophischen Basis einer ästhetischen Naturidee

Anne HASS



Abbildung 1: Im Bild zu sehen ist der Mono Lake mit Sierra Nevada im US-Staat Kalifornien. Der Beitrag geht der Frage nach, wo die kulturellen Wurzeln für die amerikanischen Wildnisvorstellungen liegen und wie es dazu kam, dass Wildnis dabei zu einem objektiven Maß für das menschliche Handeln werden konnte. (Foto: Vera Vicenzotti 2008)

Zusammenfassung

In der amerikanischen Kultur spielt die Wildnis eine entscheidende Rolle. Als „wilderness“ bildet die Natur eine notwendige Ergänzung zur Zivilisation. Wilderness gilt auch heute noch als einer der prädestinierten Orte möglicher Selbst- und Sinnerfahrung, insbesondere der Erfahrung einer guten und ursprünglichen Ordnung. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit den kulturellen Wurzeln dieser Naturvorstellung. Er zeigt anhand philo-

sophischer und essayistischer Texte Ralph Waldo Emersons und Henry David Thoreaus auf, dass und in welchem Rahmen Natur zu einem objektiven Maß für das menschliche Handeln werden konnte. Dass dabei die ästhetische Erfahrung eine wesentliche Rolle spielte und dass diese Erfahrung dann auch bei Aldo Leopold in die Begründung für die Schutzwürdigkeit der Natur einfluss, soll herausgearbeitet werden.

Im Gegensatz zu Europa spielte die Wildnis in Amerika bereits zu Beginn der Diskussion um eine eigenständige amerikanische Kultur eine entscheidende Rolle. Im Verlauf dieser Diskussion wurde die Wildnis zu einem wesentlichen Ort möglicher Sinnerfahrung stilisiert. Sie und den freien Zugang zur ihr, mehr noch als ihre angemessene Kultivierung, gilt

es heutzutage um des Freiheitsempfindens des Menschen willen zu schützen. Denn, so die geläufige Argumentation, in der *outdoor recreation* bildet die Erfahrung der Freiheit, die sich angesichts der Erfahrung erhabener und zunächst bedrohlicher Natur in einer mentalen und körperlichen Bewährungssituation einstellen kann, den Hintergrund dafür,

dass sich der Erholung Suchende seiner selbst (als Amerikaner) vergewissern kann.¹⁾

In dem folgenden Beitrag möchte ich auf die philosophische Basis der amerikanischen Idee der *wilderness* aufmerksam machen. Ich möchte zeigen, dass und wie diese ästhetische Naturidee mit dem amerikanischen Transzendentalismus²⁾ entsteht und dass sie dann auch in der Argumentation für den Schutz der Natur eine wesentliche Rolle spielt.

Im ersten Teil des Textes werde ich auf Ralph Waldo Emerson, eine der zentralen Persönlichkeiten der Bewegung des Transzendentalismus³⁾, eingehen. Anhand verschiedener Essays werde ich zunächst zeigen, dass Natur im Kontext transzendentalistischen Denkens als ein Gegenstand mit metaphysischen Qualitäten konzipiert wurde, so dass von ihr die Anregung zur Selbsterfahrung und zur Erfahrung der Einbindung des Menschen in eine höhere Ordnung ausgehen konnte. Dass diese Ordnung nicht nur konstitutiv für das individuelle Leben, sondern auch für die Entwicklung der amerikanischen Nation sein sollte, woraus dann ein spezifischer Umgang mit der Natur als „Kulturauftrag“ folgten konnte, wird gezeigt werden.

Anhand von Texten Henry David Thoreaus⁴⁾ beschreibe ich im zweiten Teil, wie sich die transzendentalistische Idee der Natur zur transzendentalistischen Idee der *wilderness* verschiebt.

Im abschließenden dritten Teil möchte ich auf einen der bedeutenden Ahnherren des institutionalisierten Naturschutzes eingehen, auf Aldo Leopold. Obwohl Leopold als Forstbeamter und Naturwissenschaftler rationale und volkswirtschaftliche Gründe für den Erhalt von Natur anführte, lässt sich auch anhand seiner Arbeiten zeigen, dass seine Idee von der Natur durch die Idee der *wilderness* beeinflusst war. Ausgewählt wurden speziell diese drei Autoren, weil man sich in der amerikanischen Naturschutzdiskussion bis heute auf sie als Ahnherren wegweisender Erkenntnis bezieht.⁵⁾

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zeichneten sich in Europa massive, durch wissenschaft-

lichen und technischen Fortschritt bedingte, gesellschaftliche Veränderungen ab, und auch in Amerika wurden die Einflüsse der an Rationalität und Effizienz orientierten Industriegesellschaft deutlich spürbar. Emerson griff diese Tendenzen auf und deutete sie in einem kulturkritischen Sinne als das Resultat einer selbstsüchtigen allein an ökonomischen Zielen orientierten und den Menschen in seiner Freiheit einengenden Lebensweise.

„Gegenwärtig widmet sich der Mensch der Natur nur mit halber Kraft. Nur mit seinem Verstand wirkt er in die Welt hinein. Er lebt in ihr und meistert sie mit Pfennig-Weisheiten; und gerade derjenige, der am meisten in ihr wirkt, ist nur ein halber Mensch, denn während seine Arme stark sind und seine Verdauung gut ist, verwildert sein Geist, und er wird zum selbstsüchtigen Primitiven. Seine Beziehung zur Natur, seine Macht über sie, ist vermittelt durch den Verstand, so wie man ein Düngemittel einsetzt; sie beschränkt sich auf den ökonomischen Gebrauch des Feuers, des Windes, des Wassers und der Kompassnadel des Seemanns“ (EMERSON 2001, 139).

Nach Ansicht Emersons war diese Lebensweise in Europa, speziell in den großen Städten, entstanden und von dort aus nach Amerika gebracht worden.⁶⁾ Für ihn bildete die mehr oder weniger berührte Natur der ländlichen Gegenden den heilsamen Kontrast zum schädlichen Leben in Stadt und Gesellschaft.

„Für einen Körper und einen Geist, die sich in schändlicher Arbeit oder Gesellschaft verkrampft haben, ist die Natur Medizin und Wiederbelebung. Der Kaufmann, der Anwalt kommt aus dem Lärm und der Geschäftigkeit der Straße, sieht den Himmel und die Wälder und ist wieder Mensch. In ihrer ewigen Ruhe findet er sich“ (EMERSON 2001, 94).

Ausgehend von der Erfahrung, dass angesichts der Natur Gefühle der Einsamkeit und der Unverstandenheit weichen, versuchte Emerson in dem Essay „Nature“ (1836)⁷⁾ das Wesen der Natur und das Wesen des Menschen auf eine philosophische Grundlage zu stellen, die sich von den bis dato in Amerika

¹⁾ Vergleiche KÖRNER et al. 2003, 35

²⁾ Die Bewegung des Transzendentalismus formierte sich, so Pütz in der Einleitung zu dem Essay-Band *Nature* (2001) von Emerson, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts an der amerikanischen Ostküste und blieb bis zum Ende des Bürgerkriegs 1865 aktiv. MOTT (1996) bietet einen guten Überblick über die Personen, die der „Transzendentalismus“ könnte die Vorstellung entstehen, dass diese philosophische Strömung der kantischen Transzendental Philosophie nahesteht. Dies ist aber nicht der Fall.

³⁾ Ralph Waldo Emerson wurde 1803 in Boston Massachusetts als Sohn eines unitarischen Pfarrers geboren. Nach seinem Studium in Harvard erhielt er 1826 die Aprobation zum Prediger und führt diesen Beruf bis zur Niederlegung seines Amtes, 1832, aus. 1834 lässt er sich in Concord, Massachusetts, nieder und arbeitete als freischaffender Dichter, Essayist und Redner. Schon zu Lebzeiten war Emerson in Amerika ein enorm einflussreicher Denker und Schriftsteller. Und in den Jahren nach seinem Tod, 1882, wurde er zu einem „nationalen Heiligtum“ (vergleiche FULLER 2007) erhoben.

⁴⁾ Thoreau lebte von 1817-1862, zumeist in Concord. Er studierte ebenfalls in Harvard und arbeitete dann als freier Autor, als Lehrer, Landvermesser und Leiter der väterlichen Bleistiftmanufaktur. Mit dem Buch „Walden oder Leben in den Wäldern“ wurde der Autor über die Grenzen der USA hinaus bekannt.

⁵⁾ Vergleiche CALLICOTT & NELSON 1998

⁶⁾ Vergleiche MARX 1967

⁷⁾ Ich zitiere „Nature“ von 1836, nach der deutschen Übersetzung von Manfred Pütz von 2001.

vorherrschenden, zumeist englischen, Traditionen wesentlich unterscheiden sollte.⁸⁾

Er setzte dafür beim Menschen an, das heißt bei dessen Erkenntnisvermögen: Zum einen begegnet der Mensch nach Emerson seiner Umwelt im Bewusstseinsmodus des „understanding“ (Verstand). Understanding „is a willed, empirical practical mode of consciousness“ (Marx, 1967, 233). Zum anderen verfügt er mit der Bewusstseinsform „reason“, über einen spontanen, imaginativen, intuitiven Zugang zur Welt. Reason (Vernunft) „leaps beyond the evidence of senses to make analogies and form larger patterns of order“ (Marx, 1967, 233).⁹⁾

Den Vertretern des Empirismus gesteht Emerson damit zu, dass ausgehend von der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer Verarbeitung durch den Verstand Erkenntnisse erzeugt werden können. Doch weist er gleichzeitig darauf hin, dass mittels der Vernunft die absolute Existenz der Natur, das ist eine höhere Ordnung, erfahrbar wird. Das wesentliche Sein der Natur erschöpft sich demnach nicht in sinnlich erfahrbaren Daten wie Ausdehnung, Farbe oder Bewegung im Raum, sondern es ist geistiger Natur. Diese geistige Existenz der Natur entspricht auf der substantiellen Ebene zunächst einmal den Ideen im platonischen Sinne¹⁰⁾.

Ideen sind es „die von Ewigkeit her waren, von Anfang an, oder noch bevor die Erde war. Als er [Gott (A.H.)] die Himmel schuf waren sie da; und ebenso als er die Wolken über uns auftürmte und den Quellen der Tiefe ihre Kraft gab. Da waren sie mit ihm, wie das eine entstanden mit dem anderen. Sie waren es, die seinen Rat bildeten“ (Freies Bibelzitat von EMERSON 2001, 126).

Das heißt, dem platonischen Grundgedanken von der Existenz einer immateriellen Wirklichkeit folgend sieht Emerson die Ursache jeder einzelnen Naturerscheinung ebenso wie jedes menschlichen Seins in einem höheren und allumfassenden geistigen Sein, das er auch als Gott, oder Vater bezeichnet.

Die substantielle geistige Existenz allen Seins kann der Mensch intuitiv, mittels reason, erfassen, weil er in dieser Erkenntniseinstellung die vordergründige sinnliche Erfahrung in Richtung auf ihr höheres ideelles Sein hin durchdringt.

Das „Organ“ im Menschen, das um die geistige Totalität der Natur weiß, ist die Seele. In ihr existieren die Schöpfungs Ideen als Einheit. Gott hat der Seele die unendlich vielgestaltige Wirklichkeit der Welt (alle Handlungen, Ereignisse in der Zeit, alle Religionen und so weiter) jedoch nicht in jeder noch so kleinen Einzelheit „sondern als das eine, umfassende Gemälde“ (EMERSON 2001, 129) zum Zweck der Kontemplation eingeprägt. Diese „Unschärfe“ ermöglicht es der erkennenden Seele einerseits am Endzweck festzuhalten, obwohl eine Mannigfaltigkeit von Ereignissen auf sie einströmt. Andererseits tritt aber, so Emerson, das Problem auf, dass der Seele in der Kontemplation der Bezug zur Einzelercheinung verloren geht. In Folge dessen besteht die Gefahr, dass sich der Mensch nur in seinen eigenen Vorstellungen verfängt. Die Erkenntnis objektiven Sinns, das heißt, die Erkenntnis dessen, was Gott mit dem je Einzelnen bezweckte, wäre unter diese Bedingungen letztendlich nicht möglich. Die Ansicht, dass sich alle Erkenntnis höherer Wahrheit nur durch erinnernde Kontemplation einstellt, verwirft Emerson als „idealistisch“¹¹⁾, denn sie widerspricht den Erfahrungen der tiefsten Einsicht in das wahre Wesen der Welt, die sich bei Emerson angesichts der Natur einstellen. Um den angesichts der Natur gemachten unmittelbaren Erfahrungen gerecht werden zu können, nimmt er deshalb an, dass nicht nur die Ideen, sondern auch Gott in der Seele des Menschen gegenwärtig ist. Die Seele enthält die erhabene universale Wesenheit, die Weisheit, Liebe, Schönheit und Macht in einem ist, und um deren Willen und durch deren Willen alles existiert (vergleiche EMERSON 2001, 132). Das heißt, Emerson sieht Gott als präexistente, substantielle Identität der Ideen der Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit und Macht und als schöpferisches Urprinzip an.¹²⁾ In dieser Einheit ist er unter den Bedingungen von Raum und Zeit allgegenwärtiges Werden dieser Einheit. Als dieses Entwicklungsprinzip ist er in jedem einzelnen Menschen gegenwärtig und wirkt schöpferisch durch ihn hindurch, „[d.] h., daß das höchste Wesen die Natur nicht um uns herum aufbaut, sondern, dass er sie durch uns hindurch entstehen läßt“ (EMERSON 2001, 132).¹³⁾

⁸⁾ Das von ihm als „materialistisch“ bezeichnete Denken bekämpft Emerson (ebenso wie die anderen Transzendentalisten) auf der philosophischen Ebene, indem er insbesondere gegen John Locke argumentiert. Mit seiner Hinwendung zur Natur kritisiert er gleichzeitig die Vertreter der christlichen Lehren des Unitarismus und Puritanismus, insofern diese nach Emersons Ansicht versuchten, Sinnerfahrung in christlichen Dogmen zu konservieren, anstatt dem Gläubigen Wege zu einem unmittelbaren Zugang zum Göttlichen zu weisen.

⁹⁾ Die Einteilung der Erkenntnisvermögen in reason (Vernunft) und understanding (Verstand) wird in der Forschung zu Emerson auf dessen durch den englischen Romantiker Carlyles geprägte Kantlektüre zurückgeführt. An dieser Stelle sei nur kurz darauf hingewiesen, dass die kantischen Begriffe besetzt wurden, ohne ihre Stellung im kantischen System zu berücksichtigen (vergleiche KRUSCHKE 1987, 106 ff.).

¹⁰⁾ Platon vertrat als erster Philosoph die Ansicht, dass eine immaterielle Wirklichkeit existiere. (Vergleiche WINDELBAND 1976, 99)

¹¹⁾ Emerson argumentiert hier nun gegen Platon, denn die Erkenntnis, die aus der Wahrnehmung der Körperwelt bei Platon erwuchs, konnte in letzter Instanz nur Meinung und nicht wahre Erkenntnis sein. Vergleiche WINDELBAND 1976, 98 ff.

¹²⁾ Vergleiche STIEVERMANN 2007, 318

¹³⁾ Unter den Bedingungen von Raum und Zeit verwirklicht sich Gott, paradoxerweise, indem er wird, was er schon immer war. Das

Um den Menschen und die Welt außerhalb des Menschen gleichermaßen als Produkt eines einheitlichen Schöpfungswillens und trotzdem als etwas voneinander Verschiedenes begründen zu können, erklärt Emerson die menschliche Seele zu einer Projektion des göttlichen Geistes ins Bewusste und die Natur zu einer Projektion des göttlichen Geistes ins Unbewusste.¹⁴⁾ Weil die Natur, die nicht der menschliche Körper ist, nicht dem Willen des Menschen unterliegt, kann sie als Projektion des göttlichen Geistes ins Unbewusste „der stets gegenwärtige Kommentator des göttlichen Geistes [sein (A.H.)]. Sie ist ein Fixpunkt, an dem wir unsere Abweichungen messen können. Je mehr wir entarten, desto auffälliger wird der Kontrast zwischen uns und unserer Wohnstätte. Wir sind im gleichen Maße Fremde in der Natur, wie wir Gott entfremdet sind“ (Emerson 2001, 133).

Weil für Emerson Gott völlig unverstellt durch die Natur wirkt, kann sie für ihn, anders als das städtische Umfeld zum Ort der Selbstvergewisserung werden.

„Land is the appointed remedy for whatever is false and fantastic in our culture. The continent we inhabit is to be physical food for our mind, as well as our body. The land with its tranquilizing, sanative influence, is to repair the error of a scholastic and traditional education, and bring us into just relation with men and things“ (Emerson in MARX 1967, 237).

Die Entfremdung von Gott, die unter anderem entsteht, wenn der einzelne Mensch sein Leben an gesellschaftlichen oder religiösen Konventionen ausrichtet, ist für Emerson gleichbedeutend mit Unfreiheit beziehungsweise Entfremdung. Dieser Zustand des Menschen kann überwunden werden, wenn sich der Einzelne der Natur in einer ästhetischen Einstellung zuwendet, mittels ihrer geistigen Durchdringung die inkarnierten göttlichen Ideen erkennt und diesen Ideen im eigenen schöpferischen Denken und Handeln zum Ausdruck verhilft. In der schöpferischen Tätigkeit¹⁵⁾ verwirklicht er dann sich als endliches Wesen in seiner Gottähnlichkeit und, insofern der göttliche Geist durch ihn zur Wirkung kommt, auch die Schöpfung. Das heißt, dass der Mensch sich durch sein schöpferisches Wirken selbst erlöst und befreit, wobei sich Gott seiner gleichzeitig als Medium der Heilsgeschichte bedient. Unter diesen Bedingungen fallen Menschheitsgeschichte und Heilsgeschichte bei Emerson zusammen. Die geschichtliche Welt ent-

spricht einer fortschreitenden Selbstvermittlung des göttlichen Urprinzips unter den Gesetzen von Raum und Zeit¹⁶⁾ beziehungsweise einer Entfaltung des göttlichen Gesetzes – das die Einheit von Weisheit, Liebe, Schönheit und Macht ist – auf Erden durch den Menschen.

Nach Ansicht Emersons verläuft die Heilgeschichte aber nicht als ein kontinuierlicher Prozess, sondern „in einer Abfolge welthistorischer Epochen und nationaler Kulturen“ (STIEVERMANN 2007, 319).¹⁷⁾ Folgt man seine Ausführungen in der Rede „Young America“ von 1844¹⁸⁾, wird deutlich, dass er in Amerika das Land der Zukunft sieht, das gegenüber den europäischen und asiatischen Ländern das Potential dazu hat, den nächsten Entwicklungsschritt in der Geschichte herbeizuführen.

„It seem so easy for America to inspire and express the most expansive and humane spirit; new-born, free, healthful, strong, the land of the labor, of the democrat, of the philanthropist, of the believer of the saint, she should speak for the human race. It is the country of the future“ (EMERSON 1895, 350-351)

Und es ist nicht zuletzt die Natur, die diese Entwicklung für Emerson ermöglicht.

„We cannot look at the freedom of this country, in connection with its youth, without a presentiment that here shall laws and institutions exist on some scale to the proportions to the majesty of nature“ (EMERSON 1895, 350).

Natur stimuliert hier letztendlich mehr als nur die Selbsterlösung des Einzelnen; sie bietet darüber hinaus auch das Gegenüber, das es der amerikanische Nation ermöglicht die Menschheitsgeschichte ihrem Ziel einen Schritt näher zu bringen und in Amerika eine von Gott gewollte humane (agrarische geprägte) Kultur zu errichten.

Henry David Thoreau setzte Emersons Vision des Lebens im „ländlichen Idyll“ in die Tat um. Im Frühjahr 1845 zog er für etwas mehr als zwei Jahre an den „Walden Pond“, nahe seinem Heimatort Concord, um dort in einer selbst gebauten Hütte und von den Erzeugnissen eigenhändiger Arbeit zu leben. Thoreau platziert sich damit symbolisch in einen „middle ground“ (MARX 1967, 246), das heißt zwischen der Zivilisation, für die bei ihm Concord steht, und der weiten unbearbeiteten Natur. Seine Erfahrungen aus

allgemeine Sein entspricht damit dem Prinzip der Vervollkommenheit. Das Allgemeine wird damit als ein organisches Prinzip der Ausgestaltung eines im Kern bereits angelegten Wesens angesehen. Dass dieses Prinzip des Allgemeinen seinen Ursprung in der Monadenlehre von Leibniz hat, kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Auf die strukturellen Analogien zwischen Leibniz' Monadenlehre und Emersons Transzendentalismus gehe ich in meiner Dissertation „Die lebende Metropole“ ein, die sich in Vorbereitung befindet.

¹⁴⁾ Vergleiche EMERSON 2001, 132

¹⁵⁾ Emerson hatte hier vornehmlich Dichter und Philosophen vor Augen.

¹⁶⁾ Vergleiche STIEVERMANN 2007, 319.

¹⁷⁾ Stievermann weist darauf hin, dass Emersons Geschichtsverständnis sowohl von Hegel als auch von Herder beeinflusst war. Auf die Differenzen der drei verschiedenen Geschichtsverständnisse kann hier nicht eingegangen werden.

¹⁸⁾ Ich zitiere „Young America“ nach der River Side Ausgabe von 1877

der Zeit des Lebens im *middle ground* fasste er in dem Buch „Walden oder Leben in den Wäldern“ (1854) zusammen. Auch wenn dieses Buch auf den ersten Blick der klassischen pastoralen Erzählung gleicht, zeigt sein Inhalt, dass Thoreau weder an die Vision der Verwirklichung eines agrarischen Idylls glaubte noch dass er dies wirklich befürwortet hätte.¹⁹⁾ Zum einen macht er darauf aufmerksam, dass Ökonomie, Wissenschaft und Politik sich längst verselbständigt und sich auch in Amerika zu Zwangsmechanismen ausgewachsen hatten, mit denen der Mensch auch dann konfrontiert wurde, wenn er sich in ein ländliches Idyll wie *Walden Pond* zurückzog.²⁰⁾ Zum anderen betonte er, ausgehend von der Selbstexamination, dass es weniger eine transzendente Harmonie sei, die die ideelle Grundlage aller Erscheinungen bildete, als vielmehr eine höhere unbezähmbare Wildheit. Demzufolge sah er sein kultiviertes (gezähmtes) Leben nicht als das „Ergebnis“ der Verwirklichung einer höheren einheitlichen Ordnung an, sondern als Ergebnis einer höheren, universellen und ungebändigten Kraft. Ausgehend von der transzendentalistischen Grundkonzeption des Zusammenhangs von Natur, Mensch und Gott setzt er damit der Konzeption Verwirklichung einer harmonischen Schöpfung eine Konzeption ungezügelter Wildheit entgegen.

Die Natur, die sein Selbsterfahrung reflektierte, fand er nicht in der näheren Umgebung Concorde, in der Ackerbau und Viehzucht ebenso wie die Industrialisierung ihre Spuren bereits hinterlassen hatten, sondern auf seiner Reise nach Maine und Kanada. Das heißt, er fand die Natur, die seine innere Erfahrung ungezügelter Wildheit bestätigte, an von Europäern nahezu unerschlossenen Orten. Nämlich dort, wo sich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts die „Frontiers“ der vorrückenden Zivilisation erst zu etablieren begann. Thoreau erkennt „in oceans and wilderness fare away (from Concord), the materials out of which a million Concorde can be made“. Und er identifiziert diese *wilderness* auch als Ursache seiner Selbst: „[i]ndeed unless I discover them [oceans and wilderness (A.H.)], I am lost myself“ (Thoreau: „A Yankee in Canada“, in NASH 1982, 87). Aus der transzendentalistischen Grundkonzeption folgt dann, dass die Naturerfahrung, die Thoreau macht, keine subjektive, sondern eine objektive ist, weil Gottes Wirken durch die Natur und durch den Menschen für die Objektivität der Selbst- und der Naturerfahrung birgt. Seine Erfahrung, gekoppelt mit der transzendentalistischen Grundhaltung, führt ihn dann zu der Überzeugung, dass einzelnen Menschen ebenso wie

Kollektiven, die nicht mit den Ursprüngen ihrer Existenz im Kontakt bleiben, Schwäche und Krankheit drohen. Und umgekehrt sieht er für die amerikanische Nation, die in der beeindruckenden Natur des amerikanischen Kontinents situiert ist, die Möglichkeit gegeben, eine Kultur auszubilden, die die andere Nation an Vollkommenheit übersteigt. In dem Essay „Vom Spazieren“ (1862)²¹⁾ schrieb er:

„Wenn das Firmament in Amerika unendlich viel höher erscheint und die Sterne heller funkeln, dann bin ich zuversichtlich, daß diese Umstände die Höhen symbolisieren, zu denen sich Philosophie, Dichtkunst und Religion seiner Bewohner eines Tages aufschwingen werden. (...) Ich glaube nämlich, daß das Klima den Menschen beeinflusst – denn die Bergluft hat etwas, was den Geist nährt und ihn inspiriert. Wird ein Mensch, der diesen Einflüssen ausgesetzt ist, nicht sowohl geistig als auch körperlich zu größerer Vollkommenheit gelangen? (...) Ich bin sicher, daß wir phantasievoller sein werden, daß unsere Gedankenwelt so klar, frisch und erdentrückt sein wird, wie der Himmel über uns, unser Begriffsvermögen so weit und ausgedehnt wie unsere Ebenen, unser allgemeiner Verstand so beeindruckend wie unsere Blitze und Donnerschläge, unsere Flüsse, Berge und Wälder und daß unsere Herzen, was ihre Größe, Tiefe und Erhabenheit betrifft, den Vergleich mit unseren Seen nicht werden scheuen müssen. (...) Warum sonst besteht die Welt weiter, warum sonst ist Amerika entdeckt worden“ (THOREAU, 2004a, 38 f.).²²⁾

Ähnlich wie bei Emerson kann der Mensch seine verborgenen Qualitäten und seine unverbrauchten Kapazitäten nach Thoreau nur dann erschließen, wenn es ihm – und sei es nur für die Dauer eines Spaziergangs – gelingt, alle Zwänge der Zivilisation hinter sich zu lassen und der Einbindung in die Gesellschaft gänzlich zu entsagen.²³⁾ Für Thoreau, der letztendlich aber nicht auf die Gesellschaft verzichten will und kann, kristallisiert sich deshalb ein Leben, das zwischen den Polen Kultur und *wilderness* wechselt heraus: Der Aufenthalt in der Gesellschaft muss durch den Aufenthalt in der *wilderness* unterbrochen werden:

„Unser dörfliches Leben würde stocken, wären nicht die unerforschten Wälder und Sumpfwiesen ringsum. Wir brauchen die stärkende Kraft der Wildnis. Wir müssen manchmal in Sümpfen waten, wo die Rohrdommel und das Sumpfhuhn hausen, müssen den dumpfen Brustton der Schnepfe hören, (...) Wir müssen durch den Anblick einer unerschöpflichen Kraft, großer, titanenhafter Züge erfrischt werden. (...) Wir müssen sehen, wie unsere eigenen Grenzen

¹⁹⁾ Vergleiche auch MARX 1967, 242 ff

²⁰⁾ „We do not ride upon the railroad; it rides upon us“ schrieb er in Walden.

²¹⁾ Dieser Essay erschien im Todesjahr Thoreaus in der Zeitschrift „Atlantic Monthly“. Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung von Dirk van Gunsteren von 2004.

²²⁾ An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass Thoreau auch massive Kritik an der amerikanischen Gesellschaft übte.

²³⁾ Vergleiche THOREAU 2004a 7 f.

überschritten werden, wie dort freies Leben weidet, wo wir selbst nie wandern“ (THOREAU 2004, 449).

Gerade weil Thoreau seine Existenz ebenso wie das Bestehen der (amerikanischen) Kultur von der Existenz unberührter Natur abhängig macht, befürchtete er, dass eine Zeit herannahen könnte, in der alle wilde Natur durch den Menschen überformt sein würde.

Eine Zuspitzung des bei den Transzendentalisten bereits angelegten nationalistischen Motivs erfolgt am Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem mit den Arbeiten des Historikers Frederick Jackson Turner. Dieser erklärte die Erschließung des amerikanischen Kontinents durch weiße Pioniere und mit ihr die erste Entwicklungsphase der Amerikanischen Nation für abgeschlossen. Und er behauptete, dass die amerikanische Nation ihre Charakteristika nur mit Hilfe der natürlichen Gegenbenheiten des Kontinents hatte ausbilden können. Das Leben in der offenen Natur habe die amerikanische Kultur geprägt, so seine These. Angesichts der fortschreitenden Industrialisierung und ihrer sozialen Folgen verdichtete sich diese Vorstellung von der Einheit von Natur und amerikanischer Kultur zum national Mythos des Pioniers in der Wildnis.

Aldo Leopold, einer der bekanntesten Akteure des sich etablierenden staatlichen Naturschutzes, schrieb 1925:

„If we have such a thing as an America culture (and I think we have), its distinguishing marks are a certain vigorous individualism combined with ability to organize, a certain intellectual curiosity bend to practical ends, a lack of subservience to stiff social forms, and an intolerance of drones, all of which are distinctive characteristics of successful pioneers. These, if anything, are the endogenous part of our Americanism, the qualities that set it apart as a new rather than an imitative contribution of civilization“ (Leopold in NASH 1973, 188).

Soll die Degeneration der amerikanischen Kultur verhindert werden, so reicht es Leopold zufolge nicht aus, dass an einfachen Formen der Erholung wie dem Jagen, Fischen und Campieren unter freiem Himmel festgehalten wird. Ebenso wichtig erschien es ihm, Natur als eine Ressource für diese Art der Erholung zu erhalten, indem „the wild flavour of the area“ (Leopold in CALLICOTT & NELSON 1998, 77) bewahrt wird. Leopold sprach sich daher für eine sorgfältige Planung der Landressourcen aus, durch die private Verwertungsinteressen und nationale Interessen der Bewahrung von *wilderness* in Einklang gebracht werden sollten.

Wie konzipierte Leopold Natur als Gegenstand identitätsstiftender Impulse? Zu einer Philosophie der Natur gelangte Leopold durch ein Reihe von Jagdausflügen in die Sierra Madre, die er zu Beginn der vierziger Jahre unternahm. In dem Essay „Foreword“, der ursprünglich im „Sand Country Almanach“ (SCA)

erscheinen sollte, beschrieb er seine Empfindungen mit den folgenden Worten: „It was here, that I first clearly realized that land is an organism, that all my life I had seen only sick land, whereas here was a biota still in perfect aboriginal health“ (Leopold (SCA) in NASH 1973, 192). Ausgehend von seinen ästhetischen Erfahrungen, stellt sich Leopold alles Leben auf der Welt als aufeinander bezogen vor. Natur stellte einen perfekten Organismus dar. Er gelangte dann, angeregt durch die Evolutionstheorie, zu der Auffassung, dass auch die Rolle des Menschen bisher falsch eingeschätzt wurde. Dem Menschen sollte innerhalb der Natur nicht wie bisher (und durch die christliche Religion legitimiert) die zentrale Rolle des Herrschers über andere Lebensformen zukommen. Vielmehr sah er im Menschen „only fellow-voyageurs with other creatures in the odyssey of evolution“ (Leopold (SCA) in NASH 1973, 195-196). Das Einzige, was den Menschen von der Natur unterscheidet, ist seine Fähigkeit – durch sein Eingreifen – Natur in ihrer ursprünglichen Gesundheit maßgeblich zu schädigen. Natur wurde so zu einem Gegenstand erklärt, der nicht nur in bestimmten erfahrbaren Qualitäten existiert, sondern der auch die maßgeblichen Normen für die eigene Existenz enthält. Das heißt, anders als bei den transzendentalistischen Philosophen, bei denen die Objektivität der subjektiven ästhetischen Erfahrung durch die Subjekt und Natur übergreifende Existenz Gottes gewährleistet worden war, wurde bei Leopold die Objektivität der subjektiven ästhetischen Erfahrung mit Annahmen über einen objektiven inneren Zweck der Natur begründet.

Um diesem letztendlich nur metaphysisch legitimierbaren ursprünglichen Sein der Natur gerecht werden zu können und um damit weitere Naturzerstörung zu vermeiden, entwickelte Leopold die Idee der „land ethics“. Nicht mehr das egoistische, ökonomische Verwertungsdenken sollte wie bisher im Vordergrund stehen, sondern bei Eingriffen in die Natur sollte das „ökologische Bewusstsein“ zum Tragen kommen, das den wahren Platz des abhängigen Menschen in der biotischen Gemeinschaft realisiert. Dieses Bewusstsein sollte als eine Art ethische Maxime fungieren, durch die sich der Mensch im Kampf ums Überleben gegenüber anderen Menschen und gegenüber der Natur selbst beschränkt. Der *wilderness* kam dabei ähnlich wie bei den Transzendentalisten eine gesteigerte Bedeutung als objektives Maß für das menschliche Handeln zu. Sie sollte wie „a base datum of normality, a picture of how healthy land maintains itself as an organism“ (Leopold 1941 in NASH 1973, 197-198) wirken.

Darin, *wilderness* zu besitzen und sie ökologisch wie ästhetische zu verstehen, lag für Leopold der Schlüssel zur Gesundheit „of land and also of culture“ (NASH 1973, 199)

Literatur

BERGTHALER, Hannes (2004):
Ökologie zwischen Wissenschaft und Weltanschauung.
Bonn.

CALLICOTT, J.B. u. NELSON, M.P. (1998):
The Great New Wilderness Debate. Athens.

EMERSON, Ralph Waldo (2001):
Die Natur. Ausgewählte Essays. Stuttgart.

EMERSON, Ralph Waldo (1895):
Emerson's Complete Works. The Riverside Edition, London.

FULLER, Randall (2007):
Emerson's Ghosts. Literature, Politics, and the Making of
Americanists. Oxford, New York.

KÖRNER, Stefan; NAGEL, Annemarie u. EISEL, Ulrich
(2003):
Naturschutzbegründungen. Bonn, Bad Godesberg.

KRUSCHE, Thomas (1987):
R. W. Emersons Naturauffassung und ihre philosophischen
Ursprünge. Tübingen.

MARX, Leo (1967):
The Machine in the Garden. New York.

MOTT, Wesley T. (Hg.) (1996):
Encyclopedia of Transcendentalism. Westport.

NASH, Roderick (1982):

Wilderness and the American Mind. Brinhamton, New
York.

STIEVERMANN, Jan (2007):

Der Sündenfall der Nachahmung. Zum Problem der Mit-
telbarkeit im Werk Ralph Waldo Emersons. Paderborn,
München, Wien, Zürich.

THOREAU, Henry David (2004):

Walden oder Leben in den Wäldern. Zürich.

THOREAU, Henry David (2004a):

Vom Spazieren. Zürich.

WINDELBAND, Wilhelm (1891):

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. (zitiert nach der
16. Auflage von 1976, Tübingen).

Anschrift der Verfasserin:

Dipl.-Ing. Anne Hass
Düsseldorfer Str. 76
10719 Berlin
anne_m.hass@web.de

Internationalisierung des Wildnisschutzes – Probleme und Chancen

Vera VICENZOTTI

Zusammenfassung

In diesem Beitrag werden die Chancen und Probleme analysiert, die sich aus der Internationalisierung des Wildnisschutzes ergeben. Dazu wird die Internationalisierung des Wildnisschutzes in Schlaglichtern nachgezeichnet: Zunächst wird die US-amerikanische Debatte um *wilderness* im Naturschutz charakterisiert und dargestellt, welche Idee von *wilderness* den US-amerikanischen *Wilderness Act* von 1964 geprägt hat. Dann wird gezeigt, dass der *Wilderness Act* die IUCN-Kriterien für Wildnisgebiete beeinflusst hat, wie diese international

gültigen Kriterien für die europäischen Verhältnisse modifiziert worden sind und welche Modernisierungen sie erfahren haben. Abschließend werden Schlussfolgerungen aus den Überlegungen für den internationalen, europäischen und deutschen Wildnisschutz angestellt. Der Beitrag ist letztlich ein Plädoyer dafür, beim Schutz der Wildnis auf internationaler und nationaler Ebene die kulturelle Dimension des Wildnisbegriffs stärker zu berücksichtigen.

1. Einleitung

In der Literatur wird vielfach darauf aufmerksam gemacht, wie vieldeutig der Begriff der Wildnis ist (zum Beispiel die Beiträge in SCHAMA 1996, KANGLER & VICENZOTTI 2007, SCHWARZER 2007, KIRCHHOFF & TREPL 2009). Diese Vieldeutigkeit kommt ihm bereits innerhalb des mitteleuropäischen Kulturkreises zu. Grundlegend verschieden sind darüber hinaus die Wildnisbegriffe in Ländern verschiedener Kultur. Zwischen Deutschland und den USA beispielsweise unterscheiden sich die Bedeutungen, die mit Wildnis beziehungsweise *wilderness* assoziiert sind, stark (MAUCH & PATEL 2008, NASH 1967/2001): So werden mit „*wilderness*“ ausschließlich weite, heroische und unberührte Landschaften verknüpft, während unter „Wildnis“ auch die Natur einer innerstädtischen Brache oder eines Industrielandes verstanden werden kann.

Angesichts der kulturell offenbar sehr unterschiedlichen Wildnisbegriffe zwischen Ländern unterschiedlicher Kultur werde ich drei Fragen beziehungsweise Thesen nachgehen:

(1) Wie wird mit den Unterschieden des Wildnisbegriffs bei der Internationalisierung des Wildnisschutzes umgegangen. Diese wird am Beispiel der Bestimmungen der *International Union for Conservation of Nature* (IUCN) dargestellt. In den 1994 herausgegebenen IUCN-Richtlinien werden unter der Kategorie I weltweit geltende Kriterien formuliert, wie „Wildnisgebiete“ zu definieren, auszuwählen und zu führen sind (IUCN 1994b).

(2) Die Differenzen im Wildnisverständnis verschiedener Länder gründen nicht allein oder möglicher-

weise überhaupt nicht in faktischen Unterschieden der Naturlandschaft (also wo zu welcher Zeit wie viel echte Wildnis da war oder ist), sondern in Differenzen in der Kultur- und Geistesgeschichte.

(3) Der Beitrag ist letztlich ein Plädoyer dafür, beim Schutz der Wildnis auf internationaler und nationaler Ebene die kulturelle Dimension des Wildnisbegriffs stärker zu berücksichtigen.

Diese drei Punkte werde ich herausarbeiten, indem ich die Internationalisierung des Wildnisschutzes in Schlaglichtern nachzeichne und dabei auf Veränderungen der Schutzziele sowie die Wildnissideen, die daraus zu interpretierenden sind, eingehe. Dazu werde ich zunächst, in Abschnitt 2, die US-amerikanische Debatte um *wilderness* im Naturschutz charakterisieren und herausstellen, welche Idee von *wilderness* den US-amerikanischen *Wilderness Act* von 1964 geprägt hat. In Abschnitt 3 werde ich zeigen, dass der *Wilderness Act* die IUCN-Kriterien für Wildnisgebiete beeinflusst hat, wie diese international gültigen Kriterien für die europäischen Verhältnisse modifiziert worden sind und welche Modernisierungen sie erfahren haben. Im letzten Teil, Abschnitt 4, ziehe ich Schlussfolgerungen aus meinen Überlegungen für den internationalen, europäischen und deutschen Wildnisschutz.

2. Wilderness im US-amerikanischen Naturschutz

Um im Folgenden einen groben Überblick über die US-amerikanische Debatte um *wilderness* zu geben, skizziere ich die klassische *wilderness*-Idee im US-Naturschutz und gehe auf Kritik an den Ideologien



Abbildung 1: Die großartige und wilde Natur, die „no counterpart in the Old World“ hatte, „was recognized as a cultural and moral resource and a basis for national self-esteem“ (NASH 1967/2001: 67). Die Abbildung zeigt den Grand Canyon, Arizona. (Foto: Vera Vicenzotti, 2008)



Abbildung 2: Die Abbildung zeigt den Blick in das Yosemite Valley, Kalifornien; so oder so ähnlich ist er auf unzähligen Gemälden, zum Beispiel von Albert Bierstadt oder Thomas Moran, und Fotografien von Ansel Adams zu sehen. (Foto: Vera Vicenzotti, 2008)

und Praktiken ein, die auf dieser Idee beruhen.¹⁾ An diesem Überblick werden zwei in unserem Argumentationszusammenhang wichtige Punkte deutlich:

- 1) Der US-amerikanische Natur- und Wildnisschutz ist eng mit der Kultur- und Geistesgeschichte des Landes verknüpft. So wird im Naturschutz Bezug genommen auf die Geschichte der USA, beispielsweise auf die Pioniereigenschaften, die es gemäß der klassischen Idee durch Wildniserfahrungen zu erhalten gilt. Solche Bezüge werden in der aktuellen Debatte sowohl von Kritikern als auch Verteidigern der Idee der *wilderness* aufgegriffen.
- 2) In den USA, die als Vorreiter in Sachen Wildnisschutz gelten, wird die Idee der *wilderness* sehr intensiv diskutiert; sie ist weder eindeutig noch unumstritten. Das bleibt in der deutschen Rezeption der US-amerikanischen Diskussion häufig unberücksichtigt. Es zeigt, dass man genauer hinschauen muss, wenn auf die Wildnisidee der USA als Modell für den europäischen Wildnisschutz verwiesen wird.

Die klassische *wilderness*-Idee im US-amerikanischen Naturschutz

NELSON und CALLICOTT (2008a: 5 f.) benennen drei Hauptmerkmale der klassisch-amerikanischen *wilderness*-Idee im Naturschutz, die in der Zeit zwischen 1830 und 1930 geprägt wurde (vergleiche auch HASS und KATHKE in diesem Band).

- 1) Im Kontakt mit der wilden Natur bleiben die ur-amerikanischen Pioniereigenschaften lebendig. Für den Schutz von *wilderness* wurde daher vor allem mit der Möglichkeit zur Erholung argumentiert. Theodore Roosevelt, Sigurd Olsen und der junge Aldo Leopold prägten diese Argumentati-

on. „[T]he types of recreation they had in mind were mainly various sorts of ‚vigorous‘ and ‚manly‘ recreation that would secure the ‚virility‘ of men, namely, wilderness for big-game hunting and primitive travel.“ (NELSON & CALLICOTT 2008a: 5)

- 2) In der Tradition der amerikanischen Transzendentalisten wie Henry David Thoreau und John Muir gilt Wildnis als Ort einer tiefgehenden geistigen Selbstreflexion. Die Erholung in der *wilderness* dient somit auch höheren ideellen Zwecken.
- 3) Der dritte Aspekt ist diejenige Tradition, „that focused on American wilderness as a source first of beautiful models for landscape painting and later for nature photography“ (ebd.: 6). Durch die bildliche Vermittlung der dramatisch in Szene gesetzten Wildnis in den Werken von Künstlern wie Thomas Cole, Thomas Moran und Albert Bierstadt wurde diese zum Ausdruck der neuen nationalen Identität der jungen Nation (siehe die Abbildungen 1 und 2).

Diese klassische *wilderness*-Idee prägt bis heute Begründungen für den Schutz von *wilderness* in den USA, beispielsweise bei ROLSTON (1991/1998) und FOREMAN (1998).

Kritik an der klassischen *wilderness*-Idee

Es wird und wurde aber, besonders seit Ende der 1980er Jahre, aus verschiedenen Gründen verstärkt Kritik an dieser klassischen *wilderness*-Idee beziehungsweise an den Ideologien und Praktiken, die sich auf sie und ihre Weiterentwicklungen berufen, geäußert. „The wilderness idea is alleged to be ethnocentric, androcentric, phallogocentric, unscientific, impolitic, outmoded, even genocidal.“ (CALLICOTT

1) Zur US-amerikanischen Wildnisidee gibt es eine schier unüberschaubare Menge an Literatur. Um diese Idee zu skizzieren, stütze ich mich hier nur auf Klassiker der Debatte (NASH 1967/2001, CRONON 1995) und auf Sammelbände (CALLICOTT & NELSON 1998a, LEWIS 2007, NELSON & CALLICOTT 2008b), die ein breites Spektrum unterschiedlicher Positionen abbilden.

& NELSON 1998b: 2) Drei Argumentationslinien möchte ich kurz nennen:

1) Eine erste kritische Bewegung, sie lässt sich unter der Bezeichnung *environmental justice movement* zusammenfassen, richtet sich dagegen, dass durch die *wilderness*-Idee soziale Missstände ignoriert, verfestigt oder sogar geheiligt werden. Sie ist aus der Perspektive ethnischer Minderheiten, als feministische oder Genderkritik (zum Beispiel Plumwood in CALLICOTT & NELSON 1998a) geäußert worden. Besonders hervorzuheben ist dabei die (postkoloniale) Kritik, die von Vertretern aus Ländern der sogenannten dritten und vierten Welt und von den Ureinwohnern verschiedener Kontinente geäußert wurde, dass bei der Einrichtung von National- und Wildnisparken die Interessen der ursprünglich dort ansässigen Bevölkerung nicht berücksichtigt würden. (Siehe zum Beispiel die Beiträge von Chief Luther Standing Bear und Guha in ebd. und die Beiträge in NELSON & CALLICOTT 2008b: 189 ff.).

1) Ein zweiter Einwand richtet sich gegen den Mythos der Unberührtheit wilder Natur. Kulturgeographische Forschungen hätten gezeigt, dass die „Neue Welt“ bereits eine vom Menschen beeinflusste Landschaft, also eine Kulturlandschaft gewesen sei (zum Beispiel DENEVAN 1992/1998).

1) CRONON (1995) formuliert als einen seiner Haupteinwände gegen die *wilderness*-Idee, dass aufgrund ihrer Vorherrschaft alles andere nur als Natur zweiter Klasse gälte. Dies führe dazu, dass man nur wilderness schütze und die restliche Natur der Verschmutzung und Ausbeutung preisgebe.

Man sieht also, dass die Idee der *wilderness* im US-amerikanischen Naturschutz erstens eng mit der Kultur- und Geistesgeschichte des Landes verknüpft ist und dass sie zweitens weder so unumstritten noch monolithisch ist, wie vielfach angenommen wird.

3. Vergleich des US-amerikanischen, des internationalen und des europäischen Wildnisschutzes

Im Folgenden zeichne ich in Schlaglichtern die Internationalisierung des Wildnisschutzes nach. Dazu habe ich folgende Texte einer Art von synoptischem Vergleich unterzogen:

- den US-amerikanischen *Wilderness Act* von 1964,

- die englische Fassung (IUCN 1994a) und die deutsche Version (IUCN 1994b) der IUCN-Richtlinien von 1994,
- die englische Version (EUROPARC & IUCN 2000a) und die deutsche Fassung (EUROPARC & IUCN 2000b) der von Europarc und IUCN herausgegebenen Interpretation und Anwendung der Kategorien für Schutzgebiete in Europa von 2000 sowie
- die neue, 2008 von Dudley im Auftrag der IUCN herausgegebene Version der Richtlinien (DUDLEY 2008).

Diese Texte dokumentieren die Etappen der Internationalisierung des Wildnisschutzes: Die „Richtlinien für Management-Kategorien von Schutzgebieten“ der IUCN (1994a, b) orientierten sich am *Wilderness Act*. Sie wurden 2000 an die europäischen Verhältnisse angepasst und 2008 erschien die neueste Version der Richtlinien. Ich analysiere, welche Ideen von Wildnis hinter den in den Texten formulierten Schutzziele stehen und wie sich diese voneinander unterscheiden.

Vom *Wilderness Act* zu den IUCN-Richtlinien

Die Feststellung, dass die US-amerikanische Idee der *wilderness* Vorbild für den internationalen Wildnisschutz war, ist mittlerweile Stand der Forschung (zum Beispiel HENDEE & DAWSON 2004, vergleiche auch die Diskussion in TROMMER 1997). Es gibt große Ähnlichkeiten zwischen dem *Wilderness Act* und den Ausführungen zur Schutzgebietkategorie Ib, den Wildnisgebieten, in den IUCN-Richtlinien – nicht nur was die generelle Stoßrichtung betrifft, sondern auch bis in den Wortlaut hinein (MEYER 2007: 70). Das wird an folgenden zwei Beispielen sehr deutlich (siehe Tabelle 1):

- 1) Bei der Definition dessen, was Wildnis sei beziehungsweise ausmache, gibt es übereinstimmende Formulierungen: Im *Wilderness-Act* heißt es, ein Wildnisgebiet sei „affected primarily by the forces of nature“ (Section 2.c, 1), während die IUCN-*guidelines* formulieren: „governed primarily by the forces of nature“ (IUCN 1994a: 18).
- 2) Der *Wilderness Act* definiert Wildnis weiter als ein Gebiet, das „outstanding opportunities for solitude“ (Section 2.c, 2) bieten soll, auch die IUCN-Richtlinien sprechen wortgleich von „outstanding opportunities for solitude“ (IUCN 1994a: 18).

Tabelle 1: Der Einfluss des *Wilderness Acts* auf die IUCN-Richtlinien von 1994

Wilderness Act 1964	IUCN 1994 (englische Fassung)
„affected primarily by the forces of nature“ (Section 2.c, 1)	„governed primarily by the forces of nature“ (IUCN 1994: 18).
„outstanding opportunities for solitude“ (Section 2.c, 2)	„outstanding opportunities for solitude“ (IUCN 1994: 18)

Die Anpassung der Wildnisgebietskategorie an europäische Verhältnisse

Bei der Anwendung des IUCN-Klassifikationssystems der Schutzgebiete sind besonders in Europa Probleme aufgetreten (EUROPARC & IUCN 2000b: 3), die die IUCN darauf zurückführt, dass sich die naturräumliche, historische und politische Situation in Europa in einigen Punkten von der in anderen Kontinenten unterscheide. So sei Europa in weiten Teilen durch historisch gewachsene Kulturlandschaften geprägt, es gäbe so gut wie keine ausgedehnten, gänzlich unveränderten Naturgebiete mehr und in großen Teilen Europas sei die Bevölkerungsdichte sehr hoch (ebd.: 7). Auf diese Unterschiede reagierte die IUCN mit einem neuen Leitfaden, der die internationalen Richtlinien für die europäischen Verhältnisse interpretiert und an sie anpasst (EUROPARC & IUCN 2000a, b).

Auf einen der dort im Anschluss an die Darstellung der Kategorie Ib „Wildnisgebiete“ genannten Punkte gehe ich etwas genauer ein: Es wird konstatiert, dass es für „diese Art von Schutz“, gemeint ist der Schutz wilder, unberührter Natur, in Europa „keinerlei Tradition“ gäbe. Denn „[a]bgesehen von Parks im hohen Norden fehlen Wildnisgebiete in Europa völlig“ (EUROPARC & IUCN 2000b: 23). Es gäbe jedoch, so scheint mir argumentiert zu werden, eine *andere* Wildniskultur in Europa beziehungsweise die Chance auf eine solche, denn es heißt weiter: „Wildnis ist ein Begriff aus der menschlichen Erfahrungswelt und strenggenommen nicht ökologischer Art. ‚Wildnis‘ kann deshalb Gebiete umfassen, die für eine begrenzte Zeit in der Vergangenheit genutzt wurden“. Es gibt daher „ein Potenzial für die Entstehung neuer ‚Wildnis‘“ (beide Zitate ebd.) (siehe Abbildung 3).

Weil also Wildnis ein Begriff der Erfahrungswelt sei, sei das Entscheidende an ihr nicht, dass die Gebiete noch nie durch Menschen genutzt oder besiedelt worden seien. Viel wichtiger sei, so müsste man ergänzen, die *Wirkung* der Gebiete. Daher könnten auch in der Vergangenheit genutzte Gebiete, die nun der Sukzession überlassen sind, wie beispielsweise frühere Militärgelände, als Wildnisgebiete ausgewiesen werden.

Unterschiede zwischen dem *Wilderness Act* und den IUCN-Richtlinien

Es gibt aber nicht nur Unterschiede zwischen den internationalen Richtlinien und ihrer Anwendung in Europa, sondern bei genauer Betrachtung bemerkt man bereits Unterschiede zwischen dem *Wilderness Act* und den IUCN-Richtlinien. Diese Unterschiede beruhen nicht nur darauf, dass das eine ein Gesetz der USA ist, während das andere eine internationale Richtlinie ist, sondern sie spiegeln auch veränderte



Abbildung 3: Auch die so genannte Industrienatur kann, wie es in den an die europäischen Verhältnisse angepassten IUCN-Richtlinien heißt, als eine Form „neuer Wildnis“ gelten – wie hier auf dem Gelände der Kokerei Hansa im Ruhrgebiet. (Foto: Vera Vicenzotti, 2003)

Ziele und Prioritäten beim Schutz der Wildnis wider. Anhand zweier Themen analysiere ich im Folgenden Veränderungen in den Schutzziele und die an ihnen deutlich werdenden Veränderungen der Wildnis-idee.²⁾

(1) Im ersten Absatz des *Wilderness Acts* taucht die Formel „use and enjoyment“ dreimal auf (Section 2.a). Der Act führt damit die Tradition der Nationalparke weiter, denn schon im 1872 erlassenen *Act of Dedication* wird die Einrichtung des Yellowstone Nationalparks mit „the benefit and enjoyment of the people“ begründet. Dreimal wird im *Wilderness Act* also darauf hingewiesen, dass die Wildnisgebiete genutzt und genossen werden sollen, während die IUCN-Richtlinien von 1994 davon sprechen, „to experience understanding and enjoyment“ (IUCN 1994a: 18); es geht also um *Verständnis und den Genuss* wilder Natur. Der Begriff „use“ aber, also der des Nutzen oder der Nutzung der Natur, findet keine Ver-

²⁾ Neben diesen beiden Aspekten gibt es freilich noch zahlreiche andere Themen, die eine Untersuchung wert wären, beispielsweise die Behandlung der Interessen der eingeborenen Völker, die ich aber außer Acht lassen muss, um nicht den Rahmen der Untersuchung zu sprengen.

Tabelle 2: Zweck des Wildnisschutzes – Unterschiede zwischen dem *Wilderness Act* 1964 und den englischen und deutschen IUCN-Richtlinien 1994 und 2008

	Zweck des Wildnisschutzes
Wilderness Act 1964	„use and enjoyment“ (Section 2.a)
IUCN 1994 (englische Fassung)	„to experience understanding and enjoyment“ (IUCN 1994: 18)
IUCN 1994 (deutsche Fassung)	„Verständnis und Erleben“ (IUCN 1994: 18)
Dudley 2008	„to experience such areas“ (Dudley 2008: 14)

wendung mehr. Das spiegelt wider, dass es nun nicht mehr primär um die Nutzbarkeit der Wildnis für Erholungssuchende geht, sondern dass die Wildnisgebiete in erster Linie dem Schutz und der Erhaltung der biologischen Vielfalt gewidmet sind (ebd.: 7; IUCN 1994b: 7).

In der deutschen Übersetzung der Richtlinien wird der Ausdruck „understanding and enjoyment“ mit „Verständnis und Erleben“ (IUCN 1994b: 18) übersetzt – aus dem *Genuss* der Natur wird also ihr *Erleben*. Dieses Erleben ist nicht, wie Genuss, reiner Selbstzweck. Es scheint vielmehr in den Dienst umweltpädagogischer „Bildung“ (ebd.) gestellt zu sein, Bewusstsein für Naturprozesse zu wecken und dafür zu sensibilisieren, wie sich Natur entwickelt, die „lange Zeit weitgehend ungestört von menschlichen Aktivitäten geblieben“ (ebd.) ist. Dieser Trend setzt sich in der 2008 herausgegebenen Version der *guidelines* fort. Dort wird davon gesprochen, dass es darum gehe „to experience such areas“ (DUDLEY 2008: 14). In den weiteren Bestimmungen wird zwar durchaus davon gesprochen, dass die Möglichkeit, Einsamkeit zu erleben, „enjoyed“ (ebd.: 15), also genossen, werden soll. Es werden aber sogleich Bedingungen für diesen Genuss genannt, in den nur derjenige kommt, der die Wildnis „by simple, quiet and non-intrusive means of travel“ (ebd.) erreichen kann.

Aus diesem Vergleich (siehe Tabelle 2) wird eine Prioritätenverschiebung im Schutzzweck deutlich: von einem rein anthropozentrischen Naturschutzverständnis (man schützt die Wildnis primär deshalb, damit sich die Menschen an ihr erfreuen, sie zu ihrem Ge-

nuss oder aus anderen Gründen nutzen können) hin zu einem biozentrischen (man schützt die Vielfalt um der Natur selbst willen) oder doch schwächer anthropozentrischen Schutzverständnis (die genießende Nutzung der Wildnis durch die Menschen ist nur noch eines unter anderen Zielen und nicht mehr ihr Hauptschutzzweck, wie dies noch im *Wilderness Act* zum Ausdruck gekommen ist).

(2) Ein ähnlicher Trend zeigt sich an einem weiteren Beispiel, das ich oben angeführt hatte, um die Gemeinsamkeiten zwischen dem *Wilderness Act* und den IUCN-Richtlinien hervorzuheben. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch deutlich, dass trotz des teilweise gleichen Wortlauts bezeichnende Unterschiede im Wildnisverständnis bestehen (siehe Tabelle 3). Im US-Gesetz wird *wilderness* folgendermaßen definiert: „An area of wilderness [...] (1) generally appears to have been affected primarily by the forces of nature“ (Section 2.c). In den IUCN-Richtlinien von 1994 ist hingegen formuliert: „The area should [...] be governed primarily by the forces of nature“ (IUCN 1994a: 18). Wildnis ist gemäß dem *Wilderness Act* also jedes Gebiet, das so *erscheint*, als sei es in erster Linie den Kräften der Natur unterworfen. Entscheidend ist laut dieser Definition, dass ein Gebiet den *Eindruck* vermittelt, nur durch die Natur, nicht durch menschliches Zutun beeinflusst zu sein. Bei den IUCN-Kriterien hingegen soll das Gebiet tatsächlich in erster Linie hauptsächlich den Kräften der Natur unterworfen sein. Die deutsche Übersetzung der IUCN-Kriterien geht noch einen Schritt weiter: „Das Gebiet [...] darf nur den Kräften der Natur un-

Tabelle 3: Charakterisierung von Wildnis in den Auswahlkriterien – Unterschiede zwischen dem *Wilderness Act* 1964 und den englischen und deutschen IUCN-Richtlinien 1994 und 2008

	Charakterisierung von Wildnis
Wilderness Act 1964	„An area of wilderness [...] (1) generally appears to have been affected primarily by the forces of nature“ (Section 2.c).
IUCN 1994 (englische Fassung)	„The area should [...] be governed primarily by the forces of nature“ (IUCN 1994: 18).
IUCN 1994 (deutsche Fassung)	„Das Gebiet [...] darf nur den Kräften der Natur unterworfen sein“ (IUCN 1994: 18)
Dudley 2008	„where natural forces and processes predominate“ (Dudley 2008: 14).

terworfen sein“ (IUCN 1994b: 18). In der deutschen Übersetzung wird also aus dem „governed *primarily* by the forces of nature“ ein „nur den Kräften der Natur unterworfen“. Diese Tendenz ist in der 2008 herausgegebenen Version aufgegriffen. Hier ist Wildnis als ein Gebiet definiert, „where natural forces and processes predominate“ (DUDLEY 2008: 14). Wildnis ist also ein Gebiet, in dem natürliche Kräfte und Prozesse vorherrschen, und nicht mehr eines, in dem dies in erster Linie („*primarily*“) den Anschein hat („appears to“). Damit wird die in der „Interpretation und Anwendung der Management-Kategorien für Schutzgebiete in Europa“ dargestellte Einsicht, dass Wildnis ein Begriff der Erfahrungswelt sei (EUROP-ARC & IUCN 2000b: 23), nicht aufgegriffen.

Zwischenfazit

Die Veränderungen, die ich nachgezeichnet habe, deuten erstens in Richtung einer nicht unproblematischen Naturalisierung oder Reifizierung der Wildnisidee (VICENZOTTI 2007) und sie verweisen zweitens auf eine zunehmende Bedeutung „ökologischer“, das heißt naturschützerischer Belange im engeren Sinne (KÖRNER et al. 2003: 12; vergleiche zur Ökologisierung auch TREPL und VOIGT in diesem Band). Die Naturalisierung, das heißt ein Verständnis von Wildnis als ein Gebiet mit bestimmten Eigenschaften (wie „von Menschen unberührt oder wenigstens seit geraumer Zeit ungenutzt“, „mit einer typischen Artenausstattung und mit charakteristischen Prozessen“), ist vor dem Hintergrund der Bemühungen um internationale Standards zwar verständlich, da sich diese Eigenschaften mit erfahrungswissenschaftlichen, also universell gültigen Methoden analysieren lassen. Sie kann aber ihren Gegenstand Wildnis nicht erfassen. Denn ein Gebiet mit bestimmten Eigenschaften *ist* keine Wildnis. Vielmehr wird eine Gegend nur dann als Wildnis bezeichnet, wenn sie einer bestimmten *Idee* (der Idee der Wildnis nämlich) entspricht. Diese ist in einem bestimmten kulturellen Kontext entstanden und einem ständigen Wandel unterworfen (zum Beispiel SCHAMA 1996, STREMLow & SIDLER 2002).

4. Schlussfolgerungen

Was bedeuten die hier dargestellten Überlegungen? In fünf teils zusammenfassenden, teils vorausblickenden Thesen stelle ich Schlussfolgerungen für die Praxis des Wildnisschutzes auf internationaler, europäischer und deutscher Ebene dar.

1) Wildnis ist eine kulturelle Idee. Daher gibt es nicht nur eine, sondern in verschiedenen Ländern beziehungsweise Kulturkreisen unterschiedliche Wildnisideen.

Es gibt, was aus Gründen naturschutzpolitischer Durchsetzungskraft auch geboten ist, eine Internationalisierung der Wildnisschutzbewegung. Damit scheint auch eine Internationalisierung der Wildnis-

idee einherzugehen. Man kann jedoch, wie aus meinen Ausführungen deutlich geworden sein dürfte, weiterhin Unterschiede zwischen der Wildnisidee der USA, der „internationalen“ Wildnisidee wie in den IUCN-Richtlinien formuliert und der in Europa und in Deutschland feststellen. Diese Unterschiede liegen nicht nur in der unterschiedlichen Naturlandschaft, Landnutzungsgeschichte, demographischen Situation, etc. begründet, sondern vor allem in der jeweiligen Geistes- und Kulturgeschichte eines Landes.

2) Wildnisideen wandeln sich.

Obwohl es der IUCN gelungen ist, eine international gültige Kategorie für Wildnisgebiete zu erarbeiten, sollte man keinesfalls davon ausgehen, dass in allen Ländern dasselbe unter Wildnis verstanden wird – zu verschieden sind die kulturellen Ausgangspunkte. Dennoch gilt zu beachten, dass sich kulturelle Ideen mit der Zeit wandeln können, wenn und weil sich die Kultur, in die sie eingebettet sind, verändert. Es ist also nicht auszuschließen, dass sich im Rahmen eines international geführten Wildnisdiskurses die Ideen von Wildnis annähern oder sich eine Idee durchsetzt. Um das festzustellen, müsste man allerdings sehr genau (die Kultur- und Geistesgeschichte eines Landes) analysieren und dürfte nicht vorschnell von übereinstimmenden Worten in Vereinbarungen auf übereinstimmende Ideen schließen.

3) Wildnis ist als kulturelle Idee im internationalen Wildnisschutz ernst zu nehmen.

Das kann beispielsweise bedeuten, bei der Definition der IUCN-Kategorie 1b größeren Spielraum zuzulassen – ähnlich, wie das in der „Interpretation und Anwendung der Management-Kategorien für Schutzgebiete in Europa“ bereits geschehen ist. Wir erinnern uns an die Anerkennung, dass Wildnis ein Begriff der menschlichen Erfahrungswelt und daher auch sekundäre Wildnis schutzwürdig sei. Diese Wertschätzung sollte aber nicht als Notlösung begriffen werden. Vielmehr wäre ganz offensiv damit umzugehen, dass das, was als Wildnis *wahrgenommen* wird, offenbar sehr Verschiedenes sein kann.

Wie ließe sich eine solche wahrnehmungsbezogene Begriffsbestimmung operationalisieren? Die Europäische Landschaftskonvention kann hier Vorbild sein: Dort gibt es die EU-weit gültige Formulierung, die Spielraum lässt für die auf nationaler und regionaler Ebene kulturell verschiedenen Landschaftsverständnisse, indem sie Landschaft definiert als „an area, as perceived by people“.

Eine solche Bestimmung würde bedeuten, – ähnlich wie es im *Wilderness Act* der Fall war – mehr darauf zu achten, was vom jeweiligen Kulturkreis als Wildnis wahrgenommen wird. Das meint allerdings nicht weniger als einen Wechsel der Kriterien für Wildnis von ökologischen zu ästhetischen und kulturellen Parametern. Zu deren Festlegung bräuchte man je-

doch weiterhin ökologisches Wissen, um beispielsweise die Frage zu beantworten, unter welchen Voraussetzungen sich diese oder jene Natur einstellt, die dann als Wildnis wahrgenommen werden kann.

4) Wildnis entschlacken.

Die Wildnis-Kategorie konsequent im gerade genannten Sinn umzudeuten, würde zu einem weniger strengen Schutz der Wildnisgebiete führen, weil zum Beispiel durch die Erholungsnutzung bestimmte Ziele des Arten- und Biotopschutzes nicht zu realisieren wären. Dieser strenge Naturschutz ist aber auch notwendig; er könnte auf den als „*Strict nature reserve*“ ausgewiesenen Flächen durchgesetzt werden. So wird im IUCN-Kategoriensystem die Kategorie Ia bezeichnet; sie trägt nicht mehr den Zusatz „*Wilderness Area*“. Diese Entschlackung des Wildnisbegriffs ist begrüßenswert, weil genauer differenziert wird, was mit dem Label „Wildnis“ versehen wird. Diese ist nämlich keine „*formidable eierlegende Wollmilchsau*“ (MEYER 2007: 71, Hervorhebung im Original) – das zeigen die Kontroversen um diesen Begriff.

5) Den Spieß umdrehen.

Die USA werden beim Thema Wildnis oft als Vorbild angesehen, weil sie über eine lange Tradition und Erfahrung beim Schutz wilder Natur verfügen. Aus meinen Andeutungen in Teil 2 ist aber deutlich geworden, dass diese Tradition weder so monolithisch noch so unproblematisch ist, wie vielfach angenommen wird. Man könnte daher auch den Spieß umdrehen und fragen, wie sich der US-amerikanische Naturschutz vom europäischen anregen lassen könnte. Zwei Aspekte, die eng zusammenhängen, sind bedenkenswert:

(1) Der europäische Naturschutz weist nicht die Tendenz auf, sich allein auf den Schutz von (primärer) Wildnis zu konzentrieren und alle weiteren Arten von Natur, wie zum Beispiel die Kulturlandschaft und ihr Artenspektrum oder die Natur der Stadt, als nicht schützenswerte „Natur zweiter Klasse“ zu betrachten.

(2) Der europäische Wildnisbegriff ist weiter gefasst als der US-amerikanische. Bei uns können auch verwilderte Flächen als Wildnis angesehen werden, beispielsweise Brachflächen in der Stadt oder Sukzessionswälder auf Altindustriestandorten. In diesem europäischen Wildnisverständnis liegen große Chancen für den Naturschutz, die durchaus wert wären, exportiert zu werden.

Danksagung

Für Anregungen und Kritik danke ich Wolfgang Haber und Annette Voigt.

Literatur

- CALLICOTT, J. Baird & NELSON, Michael P. (Hrsg.) (1998a): The Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London.
- CALLICOTT, J. Baird & NELSON, Michael P. (1998b): Introduction. – Aus: CALLICOTT, J. Baird & Michael P. NELSON (Hrsg.): The Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London: 1-20.
- CRONON, William (1995): The Trouble with Wilderness; or, Getting Back to the Wrong Nature. – Aus: CRONON, William (Hrsg.): Uncommon Ground: Toward Reinventing Nature. W.W. Norton & Company, New York: 69-90.
- DENEVAN, William M. (1992/1998): The Pristine Myth. The Landscape of the Americas in 1492. – Aus: CALLICOTT, J. Baird & Michael P. NELSON (Hrsg.): The Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London: 414-442.
- DUDLEY, Nigel (Hrsg.) (2008): Guidelines for Applying Protected Area Management Categories. Page Brothers, Gland.
- EUROPARC & IUCN (2000a): Guidelines for Protected Area Management Categories – Interpretation and Application of the Protected Area Management Categories in Europe. Morsak Verlag, Grafenau.
- EUROPARC & IUCN (2000b): Richtlinien für Managementkategorien von Schutzgebieten - Interpretation und Anwendung der Management Kategorien in Europa. Morsak Verlag, Grafenau.
- FOREMAN, Dave (1998): Wilderness Areas for Real. – Aus CALLICOTT, J. Baird & Michael P. NELSON (Hrsg.): The Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London: 395-407.
- HENDEE, John C. & DAWSON, Chad P. (2004): Wilderness. Progress after Forty Years under the U.S. Wilderness Act. - International Journal of Wilderness 10: 4-7.
- IUCN (1994a): Guidelines for Protected Area Management. IUCN Commission on National Parks and Protected Areas with the assistance of the World Conservation Monitoring Centre. Page Brothers, Gland – Cambridge.
- IUCN (1994b): Richtlinien für Management-Kategorien von Schutzgebieten. IUCN Nationalparkkommission mit Unterstützung des World Conservation Monitoring Centre. Morsak Verlag, Gland – Cambridge.
- KANGLER, Gisela & VICENZOTTI, Vera (2007): STADT. LAND. WILDNIS. Das Wilde in Naturlandschaft, Kulturlandschaft und Zwischenstadt. – Aus: BAUEROCHSE, Andreas; Henning HAßMANN & Ulf ICKERODT (Hrsg.): Kulturlandschaft. Administrativ – digital – touristisch. Erich Schmidt Verlag, Berlin: 279-314.
- KIRCHHOFF, Thomas & TREPL, Ludwig (Hrsg.) (2009): Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene. transcript, Bielefeld.

KÖRNER, Stefan; NAGEL, Annemarie & EISEL, Ulrich (Hrsg.) (2003):
Naturschutzbegründungen. Bundesamt für Naturschutz (BfN), Bonn – Bad Godesberg.

LEWIS, Michael (Hrsg.) (2007):
American Wilderness. A New History. Oxford University Press, New York.

MAUCH, Christoph & PATEL, Kiran Klaus (2008):
Umwelt. Naturschutz und Raubbau. – Aus: MAUCH, Christoph & Kiran Klaus PATEL (Hrsg.): Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute. Pantheon, München: 67-123.

MEYER, Till (2007):
Kultur braucht Wildnis. – Aus: Welchen Naturschutz wollen wir? Von der Zukunftsfähigkeit verschiedener Naturschutzstrategien, Umweltzentrum Schloss Wiesenfelden: 63-72.

NASH, Roderick Frazier (1967/2001):
Wilderness and the American Mind. Yale University Press, New Haven – London.

NELSON, Michael P. & CALLICOTT, J. Baird (2008a):
Introduction. The Growth of Wilderness Seeds. – Aus: NELSON, Michael P. & J. Baird CALLICOTT (Hrsg.): The Wilderness Debate Rages On. Continuing the Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London: 1-17.

NELSON, Michael P. & CALLICOTT, J. Baird (Hrsg.) (2008b):
The Wilderness Debate Rages On. Continuing the Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London.

ROLSTON III, Holmes (1991/1998):
The Wilderness Idea Reaffirmed. – Aus: CALLICOTT, J. Baird & Michael P. NELSON (Hrsg.): The Great New Wilderness Debate. The University of Georgia Press, Athens – London

SCHAMA, Simon (1996):
Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. Kindler, München.

SCHWARZER, Markus (2007):
Das Phänomen Wildnis in der Landschaft – Wald und Hochgebirge als Idealtypen gegenwärtiger Wildnis. – Aus: Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Die Zukunft der Kulturlandschaft. Verwildertes Land - wuchernde Stadt? Ergebnisse des Expertenworkshops 18.-21.09.2006 an der Internationalen Naturschutzakademie Vilm (INA) des Bundesamtes für Naturschutz: 112-123.

STREMLow, Matthias & SIDLER, Christian (2002):
Schreibzüge durch die Wildnis, Wildnisvorstellungen in Literatur und Printmedien der Schweiz. Haupt, Bern – Stuttgart – Wien.

TROMMER, Gerhard (1997):
Wilderness, Wildnis oder Verwildern - Was können und was sollen wir wollen? – Aus: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landespflege (ANL) (Hrsg.): Wildnis – ein neues Leitbild!? Möglichkeiten und Grenzen ungestörter Naturentwicklung in Mitteleuropa, Laufen/Salzsach: 21-30.

VICENZOTTI, Vera (2007):
Wildnis ist nicht gleich "Wildnis". Überlegungen zu unterschiedlichen Wildnisvorstellungen in Stadtökologie, Landschaftsarchitektur und Städtebau. – CONTUREC. Schriftenreihe des Kompetenznetzwerkes Stadtökologie 2: 15-25.

Anschrift der Verfasserin:

Dipl.-Ing. Vera Vicenzotti
Lehrstuhl für Landschaftsökologie
Technische Universität München
Emil-Ramann-Straße 6
85354 Freising
Vicenzotti@wzw.tum.de

Laufener Spezialbeiträge 2010

Wildnis zwischen Natur und Kultur:

Perspektiven und Handlungsfelder für den Naturschutz

ISSN 1863-6446 – ISBN 978-3-931175-93-1

Verkaufspreis 10,- €

Herausgeber und Verlag:

Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Seethalerstraße 6, 83410 Laufen

Internet: www.anl.bayern.de

E-Mail: poststelle@anl.bayern.de

Satz: Hans Bleicher, Grafik · Layout · Bildbearbeitung

Druck: OrtmannTeam GmbH

Stand: Oktober 2010

© ANL, alle Rechte vorbehalten

Gedruckt auf Papier aus 100 % Altpapier

Schriftleitung:

Ursula Schuster, ANL

Tel.: 08682/8963-53

Fax: 08682/8963-16

Ursula.Schuster@anl.bayern.de

Für die Einzelbeiträge zeichnen die jeweiligen Autoren verantwortlich. Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Schriftleiterin wieder.

Wissenschaftlicher Beirat: Prof. em. Dr. Dr. h. c. Ulrich Ammer, Prof. Dr. Bernhard Gill, Prof. em. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Haber, Prof. Dr. Klaus Hackländer, Prof. Dr. Ulrich Hampicke, Prof. Dr. Dr. h. c. Alois Heißenhuber, Prof. Dr. Kurt Jax, Prof. Dr. Werner Konold, Prof. Dr. Ingo Kowarik, Prof. Dr. Stefan Körner, Prof. Dr. Hans-Walter Louis, Dr. Jörg Müller, Prof. Dr. Konrad Ott, Prof. Dr. Jörg Pfadenhauer, Prof. Dr. Ulrike Pröbstl, Prof. Dr. Werner Rieß, Prof. Dr. Michael Suda, Prof. Dr. Ludwig Trepl.

Erscheinungsweise:

unregelmäßig (ca. 2 Hefte pro Jahr).

Urheber- und Verlagsrecht:

Das Heft und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge, Abbildungen und weiteren Bestandteile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der ANL und der AutorInnen unzulässig.

Bezugsbedingungen/Preise:

Über Preise und Bezugsbedingungen im einzelnen: siehe Publikationsliste am Ende des Heftes.

Bestellungen über: bestellung@anl.bayern.de

oder über den Internetshop www.bestellen.bayern.de

Auskünfte über Bestellung und Versand:

Annemarie.Maier@anl.bayern.de

Zusendungen und Mitteilungen:

Manuskripte, Rezensionsexemplare, Pressemitteilungen, Veranstaltungsankündigungen und -berichte sowie Informationsmaterial bitte nur an die Schriftleiterin senden.

Für unverlangt Eingereichtes wird keine Haftung übernommen und es besteht kein Anspruch auf Rücksendung.

Wertsendungen (Bildmaterial) bitte nur nach vorheriger Absprache mit der Schriftleiterin schicken.